1816 – 1916

Unser Salzburg

134.127

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/unfersalzburg1810000unse

Salzburg vom Mönchsberg.

134.127

Unser Salzburg.

1816—1916

Ein Heimatbuch für die Jugend und das Volk.

Herausgegeben
aus Anlaß der 100jährigen Zugehörigkeit des Herzogtums Salzburg zur österreichisch-ungarischen Monarchie.

Verfaßt und zusammengestellt von Karl Adrian.
Bildschmuck von Professor Franz Kulstrunk.

K. k. Schulbücherverlag Wien.
1916.

Begleitwort.

Das Heimatbuch „Unser Salzburg" stellt sich die Aufgabe, der reiferen Jugend und dem Volke unser Land auf den verschiedensten Gebieten heimatlichen Lebens in inhaltlich abgerundeten Bildern zu schildern.

Es will nicht eine „Heimatkunde" in dem bisher landläufigen Sinne sein, sondern ein Volksbuch, ja ein Hausbuch des Salzburgers, das sowohl dem einzelnen als der Familie eine dauernde Freude bereiten möchte. Dabei soll es in die Herzen der Leser den Grundsatz prägen helfen: „Heimatland ist heilig Land."

Der geschichtliche Teil umfaßt eine Anzahl Darstellungen aus der heimatlichen Geschichte und Kulturgeschichte, deren Inhalt entsprechend seiner Bedeutung besonders ausgewählt wurde; zudem erhielt immer, wo sich die Möglichkeit bot, die Quelle das Wort. Eine zusammenhängende Geschichte des Landes zu bringen, schloß der Plan und die Anlage des Buches aus. Wer gerade ein besonderes Interesse an einzelnen Gebieten aus Salzburgs Vergangenheit hat, dem stehen übrigens genug Werke aus älterer und neuer Zeit zur Verfügung, woraus er Belehrung schöpfen kann.

Ein ähnlicher Vorgang wurde auch in der Auswahl der Natur- und Landschaftsbilder eingehalten, dadurch, daß nur jene Erscheinungen berücksichtigt sind, die für den betreffenden Gau als zunächst eigenartig bezeichnet werden können.

Das innere und äußere Leben unseres Volkes fand seine Darstellung in bezug auf Sitte und Brauch, Fest und Arbeit. Nachdem sich das bestimmte Wesen eines Volkes am klarsten in seiner Volksdichtung ausprägt, so wurden auch Proben der Mundart aufgenommen in der Überzeugung, daß in ihr seit Jahrtausenden reines, unvermischtes Blut unseres Volkstums fließt, ein Gut, wohl wert, es in seiner Eigenart zu erhalten.

Aber auch den Schriftstellern und Dichtern unseres Landes, älterer Zeit und der Gegenwart, wurde durch Aufnahme von Prosaabschnitten und Gedichten Rechnung getragen. Jenen verehrten Persönlichkeiten, die die Liebenswürdigkeit hatten, den Inhalt des Buches durch Eigenbeiträge zu bereichern, sei an der Stelle nochmals

der beste Dank gesagt. Ebenso wurde aus dem Jungbrunnen der heimatlichen Sage eine geeignete Auswahl getroffen.

Es ist dem Verfasser eine angenehme Pflicht, allen Beratern, die ihn in seiner Arbeit gütigst unterstützten, sowie den zahlreichen Verlegern, die den Abdruck einzelner Abschnitte aus ihren Verlagswerken freundlichst gestatteten, der Leitung des städtischen Museums in Salzburg, ferner den beiden Vereinen, der „Gesellschaft für Salzburger Landeskunde" und dem „Deutsch-Österreichischen Alpenverein", die in entgegenkommendster Weise die Benützung ihrer Veröffentlichungen bewilligten, den wärmsten Dank auszusprechen.

Bei der gesamten Darstellung folgte der Verfasser dem gesunden Zuge unserer Zeit, der in dem Worte „Heimatschutz" die Erkenntnis in sich schließt, daß man der Jugend nichts Teureres geben kann, als wenn man ihr den hohen, sittlichen Wert überkommenen Väterbrauches offenbart und die Liebe hiefür im empfänglichen Herzen entzündet. Diese ebenso schöne als dankenswerte Aufgabe fällt wohl in erster Linie der Schule zu und da soll nun das vorliegende Buch dazu verhelfen, den oft seiner Natur nach trockenen Stoff der Heimatkunde mit lebensvollem Inhalt zu verweben.

In der Heimatsliebe aber wurzelt auch die Vaterlandsliebe und gerade so, wie der Salzburger mit ganzem Herzen an seiner Heimat hängt, so fühlt er sich auch in unwandelbarer Liebe und Treue mit seinem Kaiser und seinem mächtigen Vaterland verbunden. Den Beweis von aufopferungsvoller Hingebung und anerkennenswertem Opfermut haben die wackeren Bewohner unseres Landes in den gegenwärtigen ernsten Tagen erbracht.

Im Jahre 1916 sind es hundert Jahre, daß Salzburg mit Österreich vereint wurde; Freud und Leid hat es im wechselvollen Geschicke mit dem geliebten Vaterland in Treue getragen, daher ist ein solcher Zeitabschnitt in der Geschichte eines Landes wohl der geeignetste Anlaß, seines Werdens und Bestehens zu gedenken, und das war auch der Grund, der zur Herausgabe dieses Heimatbuches bewog. In ernster, schwerer Zeit entstanden, einer bedeutungsvollen Zeit gewidmet, möge es im Herzen der Jugend und des Volkes eine freundliche Aufnahme finden, es sei ein Friedensbote, der die frohe Botschaft verkündet:

„Gottes Sonne strahl' im Frieden
auf ein glücklich Österreich!"

Salzburg, zu Weihnachten 1914. **Der Verfasser.**

Bilder aus der heimatlichen Geschichte und Kulturgeschichte.

Mein Alpenland.

Wie bist du schön, mein Alpenland,
Wie schön im Kranz der Länder!
Dich ziert des Winters Eisgewand,
Dich schmückt des Lenzes Blumenhand —
Wie bist du schön, mein Alpenland,
Du Edelweiß der Länder!

Dein Wappenschild ist Schnee und Glut,
Schneeweiß sind deine Ränder,
Weiß schäumet deiner Bäche Flut,
Doch rotes Erz und Rosenglut
Erblüh'n in deiner Felsen Hut,
Du Edelweiß der Länder!

In deinen Tälern wiegst du leis
Des Lebens grüne Pfänder,
Da quillt der Segen, wohnt der Fleiß,
Da tönt der Glocken fromme Weis'
Und tönt zu deines Gottes Preis,
Du Edelweiß der Länder!

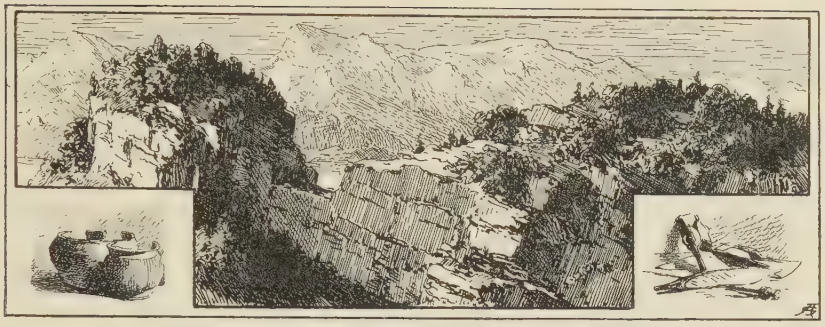
Ein Kleinod trägst du, wunderfein,
Am schönsten deiner Bänder,
Das ist die Stadt im Bergesschrein,
Sie aller Städte Edelstein,
Die Alpenstadt, die Krone dein,
Du Edelweiß der Länder!

Und wenn ihr fragt: „Wie heißt das Land?“
Fragt auf der Alp' den Sender!
Der Knappe ruft's, der Schütz' im Stand,
Das Echo ruft's von Wand zu Wand:
Das bist ja du, mein Salzburgland,
Du Edelweiß der Länder!

Adolf Bekk[1]).

(Aus der Sammlung „Ranken“. Verlag Hartleben, Wien.)

[1]) Schulrat Dr. Adolf Bekk, Direktor der k. k. Lehrerbildungsanstalt in Salzburg, wurde im Jahre 1831 in Baden (N.-Ö.) geboren und starb 1906 in Salzburg. Ein feinsinniger Dichter und ein hervorragender Lehrer, war Bekk ein Mann von lauterster Gesinnung, der, so lang er lebte, nur von den höchsten Idealen erfüllt war.



Wovon uns der Rainberg erzählt.

Von den drei Bergrücken im Gebiete der Stadt Salzburg, dem Kapuziner-, Mönchs- und Rainberge, ist letzterer an Höhe und Flächenausdehnung der unbedeutendste. Besehen wir ihn näher, so finden wir eine langgestreckte Hochfläche von Südost nach Nordwest ziehend, die allseits von steilabfallenden Wänden umgrenzt ist.

Seinem Aufbau nach besteht der Berg aus Konglomerat, also aus verfestigten Flußschottern, deren Bindung aber schon vor Eintreten der Eiszeit vollzogen war, da auf seinem Rücken eine sogenannte Gletscherrinne, die der über den Rainberg hinziehende Gletscherstrom in sein Gestein geschrammt hat, aufgedeckt wurde.

War seine Längenausdehnung von jeher annähernd dieselbe, wie er sie heute zeigt, so war sein Breitenmaß wohl ein erheblich größeres, als wir es gegenwärtig finden, nachdem es durch jahrhundertelangen Steinbruchbetrieb geschmälert ist.

Vom Untersberge gegen die heutige Riedenburg erstreckte sich unergründliches Moor. Nur mit dem Mönchsberg verband ihn der schmale Sattel der Buckelreut. Umzogen den Rainberg von drei Seiten ausgedehnte Sümpfe, so war er überdies ringsum von Steilwänden umhegt.

Denken wir uns um tausend Jahre zurückversetzt, als an Stelle Salzburgs die Flußniederungen mit Auen, das anschließende Flachland sowie die Berghänge mit unabsehbarem Wald bedeckt waren, während Bären und Wölfe die Wildnis durchstreiften. Betrachten wir mit den Augen des einfachen, obdachsuchenden Menschen die ragende

Höhe des Rainberges, so drängt sich uns die Erkenntnis auf, daß in solch rauher Zeit hier oben in treuer Bergeshut ein besseres und sicheres Wohnen sein mochte als weitum im Lande.

Ob sich nun aber wirklich da oben menschliches Leben regte in jenen längst vergangenen Tagen?

Lassen wir den schürfenden Spaten den Rainberg selbst befragen, so entrollt sich uns auf Grund der zahlreichen Fundergebnisse eine ungeahnt reiche geschichtliche Vergangenheit dieser Hochfläche.

Etwa im vierten oder fünften Jahrtausend vor dem Beginne unserer Zeitrechnung finden wir den Rainberg schon von Menschen besiedelt. Es ist dies die sogenannte jüngere Steinzeit, in welcher der Mensch bereits Sieger über das Tierreich geworden war, den Stein zum Geräte zu schlagen und zu schleifen verstand, am Herde Wildfleisch briet und Tongefäße brennen konnte. Seine Kulturhöhe bezeichnen gezähmte Haustiere und bescheidener Ackerbau. Zahlreiche Werkzeuge und Waffen aus Stein, Reste von Tongeschirren und mannigfachem Hausgerät hat uns die Scholle des Berges als Zeugen dieser fernen Urzeit kaum eineinhalb Meter tief im Boden treulich bewahrt. Es finden sich zierlich gearbeitete Pfeilspitzen, Messerklingen, Bohrer und Schaber aus Flint, schlanke Serpentinbeile, die, in schwere Holzschäfte eingesetzt, erst die rechte Hiebkraft erhielten, durchbohrte Steinhämmer und Keulen aus Holz sowie wuchtige Äxte aus zähem Tauerngestein. Zu Hunderten liegen unter all dem die Reste von Gefäßen, rauhe, mürbe Scherben, von ungeschlachter, freihändig geformter Tonware. Wenn diese hohen, weiten Speisebehälter Verzierungen aufweisen, sind sie ganz einfache, umlaufende Reihen von Fingernageleindrücken. Geriet ein solcher Eindruck unversehens tiefer, so bildete sich eine Hohlform der Fingerspitze; stecken wir da unsere Finger hinein, so zeigt sich eine vollkommene Übereinstimmung. Unsere frühesten Vorfahren da oben waren also sicherlich kein Geschlecht von Riesen.

Die Männer durchstreiften mit Beil und Pfeil beutesuchend die Wildnis. Daß inzwischen fleißige Frauenhände starke Fäden spannen, wird uns durch zahlreiche Spinnwirtel verschiedener Größe bewiesen. Die Bereitung von Mehl aus dem Ertrage des mühevollen Ackerbaues blieb ebenso den Frauen vorbehalten. Dazu verwendeten sie walzenförmige Steine, Granite aus dem Salzachgeschiebe, die, auf Sandsteinplatten hin und her geschoben, die einfachste Handmühle bildeten. Nach den Knochenfunden dürften Rind, Hund und Schwein Genossen der

Siedler gewesen sein. Diese steinzeitliche Hochburg mochte einer Anzahl von Familien Raum gegeben haben, die auf der Hochfläche ihre Haus- und Herdstellen unter wahrscheinlich zeltförmigem Rindendache hatten.

Ringsum war Einsamkeit und feuchte Nebel stiegen abends aus dem weiten Moor, wenn fernhin gegen Sonnenuntergang am Auhügel jenseits der Saalach die Herdfeuer der Stammesgenossen verglommen, die dort in ähnlichen Verhältnissen hausten.

Wenig Spuren von Wohnstellen finden wir um diese Zeit im unwirtlichen Flachland. Die nächste liegt unfern des alten Salzachstrandes bei Maxglan und stellt eine sogenannte Grubenwohnung dar. Weitere Anzeichen steinzeitlicher Besiedlung ergeben sich in einer Höhle bei Elsbethen sowie in der Nähe der Überfuhr von Anif am rechten Salzachufer. Weiter nach Süden treffen wir aber erst wieder auf dem Götschenberg bei Bischofshofen Zeitgenossen an, während die Steinzeitleute am Mond- und Attersee ihre Pfahlbauten dem Schutze der grünen Wogen anvertraut hatten.

Viel Menschengeschick muß sich erfüllt haben auf unserem Berge, als um die Wende des zweiten Jahrtausends v. Chr. dem Letzten dieses Geschlechtes die Steinaxt entsank.

Ob dies nach kampflosem Hinsterben geschah und die Höhe längere Zeit vereinsamt blieb, ob dieser Stamm den ehernen Waffen andringender Bronzeleute erlag, ist aus den Funden nicht mit Sicherheit zu erweisen, manches spricht für die erste Annahme.

Tatsache ist, daß von etwa 1800 v. Chr. an Kulturreste der Bronzezeit zahlreich vertreten sind, und zwar vorwiegend auf dem westlichen Teile des Berges. Es fanden sich zwischen Tausenden von Tonscherben Beile, Messer, Ringe, Nadeln usw., alles aus Bronze; tönerne Spinnwirtel und Webstuhlgewichte sowie steinerne Handmühlen und Klopfsteine sprechen von weiblicher Tätigkeit. Neben den Tieren, denen wir bereits in der Steinzeit begegnet sind, finden wir manch andere z. B. Hirsch und Biber. Stücke von Lehmbewurf scheinen auf ehemalige Rundholzhütten hinzuweisen. Abfallgruben, gefüllt mit Tonscherben und Knochen, deuten einen bereits mehr geregelten Haushalt an. Kleine, goldene Drahtgewinde stellen eine Urform des Geldes dar.

In anscheinend steter Kulturentwicklung wird das eherne Zeitalter auf dem Rainberg von der sogenannten Hallstattzeit, die durch das Auftreten des Eisens gekennzeichnet ist, um das Jahr 1000 v. Chr

abgelöst. Neben hochentwickelten Bronzegeräten finden sich auch eiserne Waffen und Werkzeuge sowie vollendet schön geformte Gefäße aus fein geschlemmtem Tone.

Ebenso unmerklich erfolgte ungefähr 500 v. Chr. der Übergang in die sogenannte „reine Eisenzeit", in der die Waffen und Geräte aus dem harten Eisen verfertigt und das edlere und kostspieligere Metall der Bronze nur für Schmuckgegenstände beibehalten wurde. Die Träger dieser Eisenkultur waren die Kelten, die sich die heimische Urbevölkerung, deren Nation wir nicht kennen, unterwarfen. Die Herrschaft der Kelten wurde im Beginne unserer Zeitrechnung von den Römern gestürzt. Als die letzten Kelten, von den Römern unterjocht, den Rainberg verließen, war das letzte Blatt seiner mehrtausendjährigen Geschichte beschrieben. In der römischen Zeit war, soweit unsere Kenntnisse bis jetzt reichen, der Berg nicht bewohnt.

M. Hell.

Salzburg zur Römerzeit.

Mit der Besitzergreifung Norikums durch die Römer 16 v. Chr. beginnt die geschichtliche Zeit unseres Landes. Salzburg bildete die Nordwestecke der vorgenannten römischen Provinz. Die wichtigste Siedlung in dem Teile Norikums, der das heutige Salzburg umfaßt, war die Stadt Juvavum.

Der Bestand dieser Niederlassung von der Erhebung zum Munizipium unter Kaiser Claudius (41—54 n. Chr.) bis zu ihrem Untergang, etwa unter Romulus Augustulus, umfaßt vier und ein halbes Jahrhundert.

Der Kern der Stadt Juvavum ist dort zu suchen, wo noch heute die ältesten Gassen sind, vom Mozart-, Residenz- und Kapitelplatz bis zum Kajetanerplatz. Es war ein verhältnismäßig kleiner Raum, auf dem sich die Stadt ausdehnte, so daß man die Bevölkerung auf kaum mehr als 15.000 schätzen durfte. Der größte Teil der Bewohner wird wohl aus romanisierten Landeskindern bestanden haben. Von dieser Besiedlung geben uns verschiedene Funde und Ausgrabungen Kunde. So wurden auf dem Mozartplatze und in dessen Nähe Wohnhäuser, mit prächtigen Mosaikböden und mit Heizanlagen ausgestattet, aufgedeckt. Auf einem Mosaikboden standen die Worte: Hic habitat felicitas, Nihil intret mali, d. h. „Hier wohnt das Glück, möge nichts Böses eintreten!" Auch in der Ecke des Domplatzes gegen das Kloster St. Peter hin wurde im Jahre 1905 ein umfangreiches Mosaik aufgefunden. Auf dem Nonnberge und bei einigen Häusern im Kai traf man auf Statuetten, Gesims- und Säulenstücke, Reliefs und Inschriftplatten; ein besonders ansehnlicher Fund ergab sich auf dem Platze zwischen dem alten Borromäum und dem Sparkassegebäude; dort wurden in einem gemauerten Raume 2000 römische Silberdenare entdeckt. Bei den Grundgrabungen zu den Faberhäusern stießen die Arbeiter auf mehrere Sarkophage.

Einer der merkwürdigsten Reste ist das sogenannte „römische Bad" im Hofe des St. Johannsspitales, das sich als ein unterirdisches Brunnenhaus, besser gesagt als eine Quellfassung darstellt. Auch in der Umgebung der Stadt gibt es mehrere Fundstätten. In Maxglan fanden sich mehrfach Grundmauern römischer Villen und ein Gedenkstein mit dem Relief des Herkules, den einst ein Albius Florus gesetzt hatte. In den Loigerfeldern wurden 1815 prächtige Mosaiken zutage gefördert, einer umfangreichen Villa entstammend, in der nebst den gewöhnlichen Heizanlagen auch ein Bad nicht fehlte.

Juvavum hatte nicht weniger als vier Begräbnisstätten; der Hauptbegräbnisplatz lag am Birglstein zwischen der hart daran vorbeifließenden Salzach und der von Süden kommenden Heerstraße. Dieser Platz lieferte bei den Grabungen eine ungeahnt reiche Ausbeute. Man fand zahlreiche unverbrannt beigesetzte Leichen sowie Urnen mit Aschenresten. Die Grabbeigaben waren zahllos, von den einfachsten Gefäßen und Tränenfläschchen bis zu den reizendsten Statuetten aus Bronze, Alabaster und Ton, darunter vielfach ägyptische Götterfiguren, Lampen, Fibeln, Ringe, Griffel, Halsgeschmeide, Waffen und Münzen aus allen Jahrhunderten.

Nur ein Gebäude, ohne das wir eine römische Stadt kaum denken können, vermissen wir in Juvavum, ein Theater. Weder von einem Schauspielhause, noch von einem Amphitheater fand sich jemals eine Spur.

Das Baumaterial der Stadt war dasselbe wie heutzutage: Ziegel, Konglomerat, Kalk- und Sandsteine; für Prachtbauten und Bildwerke stand der Marmor Adnets und des Untersberges zur Verfügung.

Die Stadt Juvavum hatte im Laufe der Jahrhunderte eine bedeutende Kulturstufe erklommen; zahlreiche Funde, manche derselben von bedeutender künstlerischer Form und Gestaltung, beweisen dies. Daher ist zuverlässig der Schluß berechtigt, daß Juvavum auch eine wohlhabende Stadt war. Mit dem Wohlstand hing auch das Streben nach höherer geistiger Bildung zusammen. Einen Beweis davon lieferte die Entdeckung des Bruchstückes einer Bronzescheibe mit eingravierten Sternbildern. Sie bildete einst den wertvollsten Bestandteil einer astronomischen Uhr, wie eine solche nur geistig und materiell hochstehende Städte besaßen.

Einen Teil ihres Wohlstandes verdankte die Stadt, deren Gewerbe gewiß die weitere Umgebung versorgen mußte, sicher dem Handel.

Wie andere Kaufleute Norikums werden sich auch die juvavensischen an der Ausfuhr der Landesprodukte nach Italien beteiligt haben. Als solche Gegenstände werden Vieh, Felle, Holz, Wachs, Eisen, aber auch der rote Speik, der bei den römischen Damen als wohlduftender Zusatz zum Bade sehr beliebt war, genannt. Eingeführt wurden wohl kostbarere Erzeugnisse der Kunst und des Handwerkes, ferner die zu den Bedürfnissen eines verfeinerten Daseins gehörigen Genußmittel, wie Öl und Wein, die dann wieder im Wege des Kleinhandels ihre Verbreitung in dem von der Stadt abhängigen Bezirke fanden.

Juvavum war ein Munizipium oder eine Verwaltungsstadt mit einem gewissen Amtsbezirk. Ihre Bürger waren berufen, nicht bloß Gemeindedienste zu leisten, sondern auch für den Staat zu amtieren. Man unterschied in ihr drei Klassen der Bewohner: die Vornehmen, ferner die landbesitzenden Bürger, die in der Stadt wohnten, und die Kaufleute und Handwerker.

Aus den Mitgliedern der ersten Klasse wurden zur Leitung der städtischen Angelegenheiten, aber auch des der Stadt angegliederten Bezirkes jährlich zehn Männer als Dekurionen ausgewählt, ebenso die zwei Vorsteher mit wesentlich richterlicher Gewalt und die zwei Ädilen, die Aufseher der öffentlichen Bauten und Straßen. Der Amtsbezirk Juvavums erstreckte sich, wie aus der Zählung der Meilensäulen zu entnehmen ist, im Süden bis zu den Hohen und Niedern Tauern, im Westen bildete der Inn die Grenze der Provinz gegen Rätien, im Norden wurde der letzte Meilenstein, der von Salzburg ab zählte, bei Vöcklabruck gefunden und den Osten schloß die Linie des Mondsees ab.

Von Juvavum aus führten auch mehrere wohlgepflegte Straßen; so zog sich eine gegen Norden über Henndorf und Neumarkt nach Wels, eine andere über Maxglan und die Saalach in das Gebiet des Chiemsees; die bedeutendste jedoch war jene, die Juvavum mit Aquileja verband. Sie berührte auf ihrem Zuge Kuchl (Cucullum), Pfarr-Werfen (Vocarium), Altenmarkt (Anisum), erklomm dann die Höhe des Radstädter Tauern, um sich hierauf durch den Lungau über den Katschberg nach Kärnten fortzusetzen. Auf dem Radstädter Tauern befand sich in Ober-Tauern (in alpe) eine Poststation (mansio). Heute noch sind mehrere Reste der alten Straße sichtbar und eine Anzahl römischer Meilensteine, die teils noch jetzt an verschiedenen Stellen der Straße stehen, teils nach Salzburg ins städtische Museum überführt wurden, gibt Zeugnis aus längstvergangenen Tagen. Die Römer fürchteten die

Gefahren der Tauern im Winter geradeso wie die Wanderer in späterer Zeit. Dies beweist uns ein Gedenkstein, der am Nordfuße derselben zu Unter-Tauern gesetzt wurde.

Dessen Inschrift lautet:

„Dem vorzüglichsten und größten Jupiter und den Göttern der Wege und Stege setzt diesen Stein für seine Rettung Quintus Sabinius Asklepiades. Sein Gelübde erfüllte er gerne und nach Gebühr."

Nach H. Widmann, „Geschichte Salzburgs".
(Verlag Perthes, Gotha.)

Der heilige Maximus.

Eine Legende.

In der prächtigen Stadt Juvavum hatte sich der glaubenseifrige Priester Maximus niedergelassen, um den Bewohnern das Christentum zu verkünden. Er hatte sich mit mehreren frommen Mönchen und Einsiedlern einen fast unzugänglichen Berg zu seinem Wohnsitze gewählt. In die Wand des Mönchsberges wurden unter harter Arbeit einige dunkle Zellen und Kapellen gehauen, zu welchen eine steile Treppe hinaufführte. Hier glaubte sich Maximus geborgen und achtete nicht der verschiedenen Vorzeichen, welche das Herannahen feindlicher Völker verkündeten, die der Stadt Juvavum und der jungen Christengemeinde den Untergang bringen sollten. Vergebens warnte der heilige Severin, das Unheil ahnend, seinen Glaubensbruder. Selbst im letzten Augenblicke, da die Gefahr schon vor den Toren Juvavums stand, sandte er noch zwei Boten, die Kirchensänger Moderatus und Quintasius, zu Maximus, um ihn zur schleunigsten Flucht aufzufordern.

Aber noch in derselben Nacht, als der letzte Bote davoneilte, ohne die Gastfreundschaft angenommen zu haben, tauchten die wilden Gestalten der rotblonden Barbaren in den Straßen Juvavums auf. Es war der germanische Stamm der Heruler, der sich unter der Führung Odoakers auf dem Zuge nach Rom (477) befand. Die Stadt wurde in Schutt und Asche gelegt, die stolzen Marmorpaläste und Landhäuser sanken in Trümmer und viel Volks ward getötet. Den ehrwürdigen Priester Maximus hängten sie an den Galgen, seine Mitbrüder, beiläufig fünfzig an der Zahl, zerrten sie aus den Höhlen, ermordeten sie und warfen ihre Leichname über die schroffen Felsen in die Tiefe. Mehr als zweihundert Jahre lag der Ort als ein ödes Trümmerfeld, bis der heilige Rupertus kam, um in der Nähe der durch Märtyrerblut geheiligten Stätte das Stift St. Peter zu errichten.

A. Huber, „Fromme Sagen“.

Älteste Lebensbeschreibung des hl. Hrodbertus.

Zur Zeit des Frankenkönigs Hiltiperht, nämlich in seinem zweiten Regierungsjahre, war also der heiligmäßige Bekenner Christi Hrodbertus in der Stadt Worms Bischof. Er stammte aus dem hochedlen Königsgeschlechte der Franken, war aber trotzdem noch edler durch seinen Glauben und seine Frömmigkeit.

Er war nämlich ein Mann voller Güte, schlicht und klug und mild, wahrhaft in der Rede, gerecht im Urteil, umsichtig im Rate, frisch im Handeln, ungemein barmherzig, im Lebenswandel durch und durch ausgezeichnet, also daß viele, viele Leute zu seiner hochheiligen Lehre herbeiströmten und von ihm die Botschaft des ewigen Heiles aufnahmen.

Und da die Kunde von seinem heiligmäßigen Lebenswandel gar weit sich verbreitete, kam sie auch zur Kenntnis Theotos, weiland Herzogs von Bayern, der besagten Mann Gottes mit inständigen Bitten durch Gesandte anging, er möchte auch dieses Gebiet mit seiner hochheiligen Lehre heimzusuchen sich würdigen. Worauf denn der Verkünder der Wahrheit aus Liebe zu Gott zusagte, erst seine Boten sandte, dann aber, um Christus Seelen zu gewinnen, sich würdigte, selbst zu kommen.

Ob dieser Kunde hatte bemeldeter Herzog eine große Freude und zog ihm mit seinem Gefolge entgegen und empfing den heiligen Mann und Lehrer des Evangeliums mit aller nur möglichen Pracht und Ehrung in der Stadt Regensburg. Bald begann ihn der Mann des Herrn über das christliche Leben zu belehren und im katholischen Glauben zu unterweisen und wirklich bekehrte er ihn selbst und viele Edle des Volkes zum wahren Glauben Christi und bestärkte ihn in der heiligen Religion.

Besagter Herzog also erteilte dem heiligen Mann die Erlaubnis, einen geeigneten Ort für sich und sein Gefolge auszuwählen, überall dort, wo er es für gut befinde, Gotteshäuser zu erbauen und alle zum Kirchendienst gehörigen Baulichkeiten aufzuführen. Wie nun der genannte Mann des Herrn diese Erlaubnis erhalten hatte, fuhr er donauabwärts, kam endlich zur Stadt Lorch, predigte das Wort der Lehre des Lebens und heilte viele Kranke, so an verschiedentlichen Gebresten darniederlagen, durch das Gebet in der Kraft des Herrn.

Dann machte er sich auf und kam zu einem See, dem sogenannten Wallensee, allwo er eine Kirche zu Ehren des hl. Apostelfürsten Petrus erbaute und einweihte. Obgenannter Herzog gab ihm hier gleich anfangs im Umkreis der Kirche einigen Eigenbesitz. Später aber kam dem heiligen Bischof Hrodbert zur Kenntnis, es gebe an der Salzach eine Ortschaft, voralters Juvavum geheißen, wo zu Römerzeiten schöne Gebäude gestanden wären, die dermalen alle in Trümmer gesunken und mit Wildnis überzogen seien. Als der Mann des Herrn solches hörte, verlangte es ihn selbst nachzusehen, was an solchem Gerede

Wahres sei und er begann, um durch Fügung der göttlichen Gnade gläubige Seelen zu gewinnen, den Herzog Theoto zu bitten, er möchte ihm das Recht über jenen Ort geben, um die Plätze auszuroden und herzustellen und den Kirchendienst nach eigenem Ermessen zu regeln. Dazu gab der Herzog seine Einwilligung und gab ihm von jenem Landstrich mehr denn zwei Leugen[1]) im Gevierte zum Besitz, daß er damit mache, was ihm gut scheine zum Nutzen der heiligen Kirche Gottes.

Da nun begann der Mann des Herrn die Stätten wieder herzustellen, indem er zuerst Gott eine schöne Kirche erbaute, welche er zu Ehren des heiligen Apostelfürsten Petrus weihte, und sodann ein Kloster mit den übrigen zum Dienste der frommen Männer gehörigen Baulichkeiten nach der Regel des hl. Benedikt errichtete. Darauf bestimmte er das Amt der Brüder und der Priester und ließ daselbst täglich den heiligen Dienst in entsprechender Ordnung feiern. Der heilige Mann des Herrn Hrodbert wünschte seinen Besitz zu erweitern und erwarb vom genannten Herzog eine zu dessen Privatbesitz gehörige Meierei mit Namen Piding um 1000 Solidi[2]) gemischter Währung, teils in Silber-, teils in Goldmünzen. Dann wünschte der heilige Priester des Herrn Hrodbert einige Gefährten zur Verkündigung der Heilswahrheit zu bekommen und zog in seine Heimat zurück. Nach dem Beispiele des höchsten Meisters kehrte er wieder mit zwölf Schülern und führte mit sich eine Christus geweihte Jungfrau namens Erindrude, der er das obere Schloß von Salzburg zum Aufenthalt bestimmte; um sie sammelte er eine Schar von Klosterfrauen, denen er das Ordensleben planmäßig, wie es die kanonische Regel erforderte, in allen Punkten anwies; an diesem Orte pflegte auch der Erlöser der Welt zum Lobe seines Namens seinen Gläubigen viele Guttaten zu erweisen.

Mittlerweile geschah es, daß sein letzter Tag heranrückte und diese heilige Seele auf den Händen der Erzengel zur Anschauung des allmächtigen Gottes gebracht wurde. Einigen auserwählten Männern zeigten sich zarte Jünglinge in schönen Kleidern, gleichsam zur Feier des heiligen Meßopfers bereit; auch hatte man Chöre von Psalmensängern gehört und so löste sich jetzt diese heilige Seele vom Fleische am Tage der Auferstehung unseres Herrn Jesus Christus. Später aber wurde sein heiliger Leib unter feierlichen Litaneien und Psalmengebeten von der heiligen Klostergemeinde in allen Ehren seiner letzten Ruhestätte übergeben. Hier begann er durch viele Wunder berühmt zu werden und durch herrliche Zeichen zu glänzen, also daß viele Kranke kamen und Heilung fanden, Blinde das Augenlicht wieder erlangten, Stumme die Sprache, Taube das Gehör, Lahme den Gebrauch der Füße wieder erhielten, indem zum Preise seines Namens und zur Würdigung seines Verkünders mitwirkte Herr Jesus Christus, dem Ehre sei und Macht, Preis und Dank von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

Übersetzung aus der Vita S. Hrodberti Primigenia.

[1]) Leuge = 1500 römische Schritte. — [2]) Der Goldsolidus des Kaiser Konstantin wog $4\frac{1}{2}$ g, die Franken behielten den römischen Goldsolidus bei.

Erzbischof Arno.

(785—821.)

Im Jahre 784 starb der heilige Bischof Virgil. Aus seiner Zeit besitzt das Stift St. Peter ein außerordentlich wertvolles Werk; es ist dies das berühmte Verbrüderungsbuch, das bis ins 13. Jahrhundert fortgesetzt wurde. Das Buch enthält die Namensverzeichnisse der Gönner und Wohltäter des Klosters und aller jener lebenden und verstorbenen Personen, mit denen es in geistlicher Gemeinschaft stand. Wir finden darin zahlreiche klangvolle, altdeutsche Namen wie Adalwald, Audoin, Amalung, Alpsuinda, Chunibert, Chuniperga, Grimoald, Luitprand, Ruothari, Rodelinda, Theudelinde u. a.

Dem hl. Virgil folgte auf den Stuhl des hl. Rupertus ein Mann, den die Vorsehung für diese Würde erkoren zu haben schien. Es war dies Arno, ursprünglich ein Benediktinermönch des Domklosters zu Freising, später Abt des Benediktinerklosters zu Elnon in Flandern.

Arno war mit dem vertrautesten Ratgeber Karls des Großen, mit Alcuin, innig befreundet und gehörte damit auch dem engeren Freundeskreise des mächtigen Herrschers an. Wie Karl selbst in diesem vertrauten Kreise den Namen David, so führte Arno den für ihn bezeichnenden und treffenden Namen Adler. Er befand sich bald an der Seite des Kaisers, bald an jener des Papstes in Italien, in den Niederlanden, in Ungarn, in Slawonien, Kärnten und in verschiedenen Gegenden Deutschlands. Daher begreifen wir es, wenn Alcuin an ihn schreibt „dem Adler, der durch die Alpen fliegt" oder „über Berge und Felder suche den Adler mein Brieflein".

Arno wirkte als Bischof, Abt und Lehrer, als Staatsmann und erster Sendgraf. Im Jahre 803 kam Karl selbst nach Salzburg, um seinen gelehrten Freund zu besuchen. Welcher Wertschätzung ihn der Kaiser würdigte, dafür gilt wohl die Tatsache als Beweis, daß Arno nebst zehn anderen Bischöfen zur Unterzeichnung des Testaments berufen wurde, das Karl 811 in Aachen errichtete.

Salzburg war in jener Zeit für den Osten des karolingischen Reiches der Sammelpunkt des geistigen Lebens. Hier befand sich schon

unter Arno eine ansehnliche Bibliothek, die älteste, wenn nicht Deutschlands, so doch gewiß Österreichs. Seine Schreibschule war berühmt; Alcuins Schüler Wizo und Fredegis wirkten daselbst. Leider sind von den 150 Bänden der Arnonischen Bibliothek nur mehr wenige erhalten. Darunter finden wir ein Verzeichnis von allen Dörfern, Höfen, Waldungen und Bergwerken, die in jenen Tagen zum Erzstifte gehörten; dieses ehrwürdige Werk ist unter dem Namen Congestum oder Indiculus Arnonis bekannt.

Mit Arno ist ein wahrhaft bedeutender Mann dahingegangen, ein Mann, den ein Zeitgenosse mit Recht rühmt als „hohe Zierde der Kirche und glänzendes Licht" — „der, was er gesprochen, durch glänzende Taten bezeugt, — ein Vater aller".

Nach verschiedenen Quellen.

Rudolf von Habsburg und Erzbischof Friedrich II. von Walchen.

(1270–1284)

Am 24. Juni 1276 sprach König Rudolf von Habsburg über Ottokar die Reichsacht aus. Auch Papst Gregor X. hatte mit dem Böhmenfürsten gebrochen. Die Erzbischöfe Friedrich von Salzburg und Werner von Mainz verkündeten die Bannung und das Interdikt über Ottokars Länder.

Für den Krieg gegen den Böhmenkönig entwickelte Erzbischof Friedrich schon im Februar 1275 einen Plan, der jetzt mit einer durch den Anschluß Herzog Heinrichs von Niederbayern ermöglichten günstigen Änderung zur Ausführung kam. Von drei Seiten sollte, wie Rudolf dem Erzbischof schreibt, der Böhme angegriffen werden: von Rudolf selbst im Egergebiete; von seinem Sohn Albrecht in Österreich, von Meinhard in Tirol und von Albrecht von Görz in Steiermark und Kärnten. Zugleich richtete der König an den Erzbischof die Bitte, die Truppen Albrechts beim Durchzuge zu unterstützen und die salzburgischen Vasallen ihnen anzuschließen. Der Erzbischof selbst traf mit dem deutschen König in Passau zusammen.

Die salzburgische Ritterschaft vereinigte sich in unbekannter Stärke mit Rudolf, der nach raschem Siegeslaufe vor Wien erschien. Noch ehe sich ihm die Stadt ergab, hatte Ottokar, durch Unruhen seiner Vasallen in Böhmen selbst bedroht, Frieden mit dem deutschen Könige geschlossen, die babenbergischen Länder abgetreten und für Böhmen und Mähren die Huldigung geleistet. Unter den Fürsten, die den Bedingungen des Friedensschlusses beistimmten, war auch Friedrich von Salzburg.

Der Erzbischof nahm während Rudolfs fünfjährigen Aufenthalts in Wien an den wichtigsten Staatsangelegenheiten teil und wurde einer der tätigsten Beförderer der habsburgischen Herrschaft in den westlichen Alpenländern.

Am 21. Juli 1277 belehnte Salzburgs Kirchenfürst die Söhne des Königs, Albrecht und Rudolf, mit den salzburgischen Lehen in Österreich, Steiermark und Kärnten. Durch diesen hochwichtigen Vorgang hat das Haus Habsburg in Österreich festen Fuß gefaßt. Dankend hob König Rudolf die Leistungen Friedrichs und seiner Suffragane hervor, daß diese Fürsten, „als die Lage des Reiches, dessen Schutz Wir tragen, Uns drängte, und Wir das Reichsheer in österreichische Landteile führten, so getreu, so kräftig und standhaft in jeder Gefahr Uns beigestanden haben mit Rat, Gunst und bewaffneter Hilfe, wie Wir sie wirklich Allen zum Beispiel der Nachzeit überliefern müssen".

Der zwischen Rudolf und Ottokar geschlossene Friede war nicht von Bestand. Die Unterhandlungen führten keine Lösung herbei, vielmehr mußte wieder das Schwert entscheiden. Beide Könige suchten Bundesgenossen. Rudolf wußte sich die Hilfe der Ungarn zu sichern, indes sein Hilferuf an die deutschen Fürsten nicht viel Gehör fand. Er war genötigt, den Krieg wesentlich mit seinen schweizerischen Vasallen sowie mit jenen aus den neuerworbenen Ländern zu führen. Nur Erzbischof Friedrich und seine Lehensbischöfe säumten nicht mit dem Zuzug. Aber auch des Erzbischofes Dienstmannen zogen nicht ohne weiteres aus. So lesen wir, daß er einem der mächtigsten unter ihnen, dem Konrad von Goldeck, für seine Stellung von 20 Bewaffneten, darunter vier schwergerüsteten Reitern, drei Höfe verschreiben mußte. Die 300 Reiter Erzbischof Friedrichs vereinigten sich mit Rudolfs Heer erst bei Marchegg, kurz vor der Entscheidungsschlacht. Der Erzbischof war nicht beim Heere, sondern wartete in Wien den Ausgang des Kampfes ab. Bischof Johann von Chiemsee dagegen war im Feldlager anwesend. Dieser schrieb über die Schlacht bei Dürnkrut am 26. August 1278: „Hier tönt das Geklirre der dröhnenden Schwerter zum Himmel, und wo die Klingen und Hämmer, die Spieße und Streitäxte die ehernen Helme treffen, sprüht Feuer wie zuckende Blitze." Der Anblick der Leiche des erschlagenen Böhmenkönigs regte ihn zu folgenden Versen an:

„Welches traurige Ende die Herrschaft der Sterblichen einst nimmt,
Lehret die Leiche uns hier, lebend ein mächtiger Herr."

In richtiger Erkenntnis, was dieser Sieg bei Dürnkrut bedeute, schrieb der König an seinen getreuen Erzbischof:

„Mit welchen Vorwürfen und offenen Anschuldigungen der niemals ruhende Verwirrer des Staates, Ottokar, der erlauchte König Böhmens, Uns bedroht, so daß Wir, um seine schändlichen Wagnisse zu zügeln, die Hand Unserer Macht erheben mußten, weiß niemand besser als Du, dem die Verschwörungen, die jener König gegen Unsere Wohlfahrt angestiftet, die Pfeile der Nachstellungen, die er abschoß, die Schlingen, die er heimlich legte, nicht unbekannt sind. Und da Du aus dem Gießbach solchen Frevels einst mit Uns den Trank der Bitterkeit, die vergifteten Züge genießen mußtest, halten Wir Dich für würdig, daß Du auch jetzt, erfreut über Unseren glorreichen Sieg, glücklich Dich ersättigest, nachdem Du die Größe der verrichteten Sache aus diesem Unseren Briefe erfahren haben wirst."

Als Rudolf Österreich verließ, das er nie wieder sehen sollte, begleitete ihn Erzbischof Friedrich auf dieser Reise nach Regensburg. Im Jahre 1282 wohnte der Erzbischof zu Augsburg jenem bedeutsamen Reichstag bei, auf dem der König seine Söhne Albrecht und Rudolf mit Österreich, Steiermark, Krain und der windischen Mark belehnte. Es scheint dies die letzte Zusammenkunft Friedrichs mit König Rudolf gewesen zu sein.

Nach Dr. H. Widmann „Geschichte Salzburgs", II. Bd.
(Verlag Perthes, Gotha.)

Die Ankunft auf der Burg.

Mit schmetterndem Hornrufe kündete der junge Schönramer von der Höhe des Berchfrits herab die Ankunft zweier Berittener, worauf hin alles an die Fenster und Zinnen lief.

Herr Siegehard, Graf zu Tengling-Törring und Burghausen, ein Mann von edler Wohlgestalt, erhob sich augenblicklich von seinem Sitze. Er zählte kaum 30 Jahre, jedoch der schöne, rotblonde Bart, der ihm bis zur Brust hinabwallte, die selbstbewußte Haltung, der feste Blick seiner hellblauen Augen sowie jede seiner Bewegungen ließen ihn als vollreifen Mann erscheinen.

Eben trat Alpker, der Kastellan, in den Saal.

„Hochedler Herr, sie sind's!"

„Der Veringer?"

„Es sind der Jahre zu viele vergangen, seit ich ihn als geschmeidiges Junkerlein hier zuletzt gesehen habe, doch da Ihr ihn erwartet und weil auf seinem Schilde König Heinrichs Farben prangen, wird es kein anderer sein!"

„König Heinrichs Farben?" rief freudestrahlenden Gesichtes der Burgherr. „Dann ist's freilich kein anderer!" Kurz befahl er: „Alle Mannen in den Hof; Truchseß, Schenk und Kanzler versammeln sich hier! Auch nach den Frauen sendet!"

Alpker verneigte sich und ging.

Ächzend tat sich unten das Burgtor auf. Wolfram und Gozelo setzten über die Brücke. Dem Ritter war der mächtige Steinbau aus seiner Jugend noch in deutlicher Erinnerung geblieben. Durch den niederen Torbogen gelangten sie in den Graben, der den hohen Wall umlief. Dieser bildete ein ausgedehntes, von Schildmauern gekröntes Rechteck mit abgestumpften Ecken. Auf ihm thronten die Baulichkeiten der Veste.

Von den zwei Reisigen, die am Tore gestanden, verblieb der eine an demselben, um es wieder zu schließen, der andere, bewehrt mit einem kurzen Spieße, schritt den Eingerittenen voran.

Die tiefste Stelle des Grabens an der Ostseite des Beringes überspannte die Zugbrücke. Das innere Burgtor stand weit offen. Gozelo

beschlich ein Zagen, als er gesehen, mit welch' kühnem Satze der Rotschimmel des Herrn die jähe Steigung genommen hatte. Der Braune stutzte, doch da half kein Zögern. Das prächtige Tier bäumte sich zwar erst hoch auf, dann aber stürmte es mit fliegender Mähne hinein in den Hof. Kreischend hob sich hinter Gozelo die Zugbrücke. Von neuem erscholl des Schönramers Hornruf, dann schritt der Burgvogt auf den Veringer zu und sprach: „Gottes Gruß, im Namen des hochedlen Herrn und Grafen Siegehard von Tengling-Törring und Burghausen, des königlichen Machthabers im Salzachgau!" Troßbuben sprangen herbei und faßten die Zügel der Pferde. Die Reiter waren abgesessen und Wolfram schüttelte dem Vogt bewegt die Hand. „Euer Gesicht ist mir vertraut, Ihr seid der Surberg?"

„Ich hab Euch auf den ersten Blick erkannt, edler Herr!" erwiderte der würdige Alte.

„Es sind an die fünfzehn Jahr vergangen, seit ich zuletzt dahier gewesen."

„Ihr waret damals noch gar jung und schmächtig, hattet kaum mehr als achtzehn Sommer hinter Euch?" „Es ist, wie Ihr sagt." „Inzwischen hat sich auf Törring viel verändert. Frau Bilhilde ist gestorben und auch Herr Friedrich wurde zu den Ahnen versammelt." „Das hab ich vernommen. Und Frau Mathildis?" „Harret zu Büren des Wiedersehens mit ihrem erlauchten Gemahl." Also plaudernd schritten sie über den Hof hin zur Stiege, die zum Palas hinaufführte. Dort erwartete im Saale der Törringer mit seinem Hofstaate den willkommenen Gast. Als dieser die Schwelle der weiten Halle überschritt, begrüßten ihn brausende Heilrufe. „Heil! Wolfram von Veringen, Heil dem Königsboten!" Graf Siegehard eilte auf den Ritter zu und umarmte ihn wie einen aus weiter Ferne heimgekehrten Bruder. Darauf bot des Schenken Töchterlein dem Gaste den Willkommtrunk. Wolframs Herz erfüllte heller Jubel über den so begeisterten Empfang.

„Heil Euch, hochedler Graf, Heil Euren Frauen und all den Gesippen Eures erlauchten Hauses!"

Er tat einen kräftigen Zug aus dem silbernen Becher und reichte ihn dann mit artigem Dankesblicke der schönen Maid zurück.

Aus „Minnedank" von Franz W. Scherer.
(Verlag Hübner, Hannover.)

Maimorgen im Walde.

Aus „Garel von dem blüenden Tal". Ein höfischer Roman aus dem Artussagenkreise von dem Pleyer[1]).

sus[2]) riten si mit vreuden gar
durch den walt ûf eine heide.
in liehter[3]) ougenweide
lie[4]) sich der meie schowen[5]).
im walt und in den owen
die kleinen vogelin sungen.
ûf dem anger drungen[6])
die liehten bluomen durch daz gras.
der meie in hôher wirde was[7])
nach des winters grîse[8]) komen.
den kleinen vogelin was benomen
mit vreuden alle ir swaere[9]).
diu zit was e vreudenbaere[10]).
sus riten si dô beide
mit vreuden über die heide
vor dem wilde hin ze tal.
dâ hôrten sie die nahtigal
den meien schône grüezen
mit ir gesange süezen.
diu zît was süeze unde guot.
die ritter wâren hôchgemout.
in beiden was ze prîse[11]) gâch[12]).

[1]) Der Pleyer, ein ritterlicher Sänger, der seine Heimat höchstwahrscheinlich im Salzburgischen hatte. Er lebte in der zweiten Hälfte des 13. und am Beginne des 14. Jahrhunderts. Seine drei bedeutendsten Epen sind: „Meleranz", „Tandareis und Flordibel" und „Garel von dem blüenden Tal". — [2]) sus = so. [3]) liehter heller. — [4]) lie ließ. — [5]) schowen schauen. — [6]) drungen drangen. — [7]) wirde was = Würde war. — [8]) grîse grau, trüb. — [9]) swaere Trauer. — [10]) vreudenbaere = freudenreich. — [11]) ze prîse = um den Vorrang. — [12]) gâch = schnell; eigentlich beide konnten das alles nicht rasch genug haben.

Fischertag.

An dem Osthange des Wartsteins, auf üppig überwuchertem Mergelboden und aus den Felsspalten, in die der Lufthauch den Samen trug, erglänzte die mondgelbe Nachtkerze, des Mattiggaues Lotos, die erst nach der Sonne Scheiden den weichen Blütenkelch mählich öffnet und ihre Pracht nur den Sternen und dem Monde beut. Diese Felsenkönigin und ihre Blumengenossin, die aus den wasserfeuchten Fugen der Kalkwände unter der Klause blaut, die kleinen Alpenglockenblumen, verkündeten der Julisonne Macht und des Fischerfestes Nahen.

Auf dem rasenbedeckten, weiten Platz vor der Stiftskirche in Mattsee, im Schatten der beiden Linden, traf alt und jung zur Festfeier große Vorbereitungen. Dies Jahr trug der Fischertag ganz besonders feierliche Stimmung, denn Frau Diemut schenkte ihren bevorzugten Untertanen, den Fischern, einem Volke, sparsam lebend, treuherzig und gottergeben, ein neues Innungszeichen über den Innungstisch in der großen Bräustube.

Soraperus hatte es im vergangenen Winter aus Birnbaumholz kunstvoll geschnitzt, vergoldet und bemalt.

In frohen Scharen, der Fischerei Abzeichen, Schilffichel, Bärn, Biberer und die winterliche Eisaxt tragend, kamen die Fischer gewallt aus allen Dörfern und Weilern des Seegebietes; schöne, stämmige Gestalten, ein wandelnder Wald. Einstimmig bewundert wurden die angerückten Lauf'ner, die älteste Fischerzunft. Sie hatten einen weiten, beschwerlichen Weg zurückgelegt über den Haunsberg herüber in ihren roten Röcken, in denen sie gesottenen Krebsen glichen, wie die aus-

erwählten Himmelträger am Fronleichnamstag. Aber sie machten sich nichts draus.

Ihnen gesellten sich die Jäger und Bauern, Freie und Leibeigene; ein Bild braven Zusammenhaltens und herrlicher Eintracht.

Als alle Fischer versammelt waren und die Oberndorfer Spielleut' den üblichen Tusch losgelassen, stieg Weiß, der alte Fischer, auf das Rednerfaß und eröffnete mit kernigem Spruche die Tagung. Dann trugen sie die Innungstruhe herbei, des Tages geschäftlichen Teil schnell zu beenden. Drei schön geformte, verzinnte Schlösser hielten der Truhe güldene Schätze verwahrt. Auf dem Deckel hält noch heutzumal der ins Eichenholz geschnittene Hecht Wache.

Nun sperrten drei Fischer, die je einen Schlüssel in Verwahrung hatten, den Schrein auf. Raittung, Quittung, Segenbrief, Kaufschrift, Verzichtsbrief und Übergabsbrief spie das hölzerne Ungetüm aus. Viele der Schriftstücke waren mit zierlichen hölzernen Bullen behangen, in die das rote Wachssigillum gedruckt war. Hälftig war die Truhe mit blinkenden Geldstücken gefüllt. Der alte Granzinger, der getreue Säckelwart, zählte fleißig Stück für Stück. Er war ein guter Hauser, darum fiel immer die Wahl auf ihn. Kräftig rief er die Brüder aus, damit jeder vortrete mit seinem Silberstück, auf daß er einst nicht ums Seelenamt komme. Kaum klappte der Deckel auf dem Schrein, als auch schon Diemut und ihr Gefolge den Festplatz betrat. „Heilio unsere Frau!" und wieder „Heilio!" erscholl es da aus hundert rauhen Fischerkehlen, daß die Sperlinge aus dem Grün der Bäume und die Tauben von den umliegenden Stiftshäusern aufflogen und die Geehrte beinah selber erschrak. Auf tannreisgeschmücktem, wappengeziertem Ehrensitz nahm Frau Diemut Platz. Dann sprach Gold, der Dekan, gar schöne Worte an die Versammelten.

Er empfahl den Aufhorchenden, auf Gott zu bauen und ihres heiligen Handwerks stets eingedenk zu sein, denn Jesus weihte es mit den Worten, die er zu Simon Petrus sprach, am Galiläischen Meer.

Als Berchta, des Malers Töchterlein, das Innungszeichen enthüllte, erscholl großer Jubel. Es war ein prächtiges Abzeichen fürs Fischervolk. Jesus mit den Jüngern während des Sturmes auf dem See Genesareth. Eben weckten die Jünger den Gottessohn und sprachen: „Herr, hilf uns, sonst gehen wir zu Grunde!" Mit vielem Geschick hatte Soraperus, der Künstler, Jesu Gestalt gebildet. Göttlichen Blickes richtet er sich empor, den Winden und dem Meere zu gebieten. An dem

Schiffskiel hatte Soraperus noch an zartem Kettlein einen Mattseer Hecht angebracht.

Darauf bliesen die Oberndorfer wieder einen Tusch und Peterl, der Einsiedel, der bis dahin ruhig in der Ecke gesessen, stieg auf das Rednerfaß. Er mußte nun, wie's Brauch war, das Evangelium lesen und so schlug er das Evangelium zum 4. Sonntag nach der Erscheinung des Herrn auf. Er las klangvoll und zum silberweißen Bart und Stirnwölklein und der rauhen Kutte standen der Bibel, eines schwer in Holz und Leder gebundenen Buches, altehrwürdige Worte gar wohl.

Für seinen schönen Vortrag hingen sie ihm dann ein Netz voll guter duftender Tafelstücke um und füllten ihm noch sein Krüglein mit rotem Wein. Singend zog der Alte ab und überließ seine Wohltäter den Freuden des Festtages.

Als es laut zu werden begann, verließ auch Frau Diemut mit ihrem Gefolge den Festplatz. Die Spielleut' bliesen der Schloßherrin einen Abschiedstusch nach.

Wie Petrus seiner Hausung zustieg und den Felsen betrat, kam Sorge über ihn. Sein Eselein iate ihm nicht zu wie sonst, wenn der Herr heimkam. Heute blieb das kluge Tier still und ließ die langen Ohren hängen. Auf der dunkelgrünen, sammtgleichen Moosdecke des roten Sandsteines standen Wasserperlen, blendend im stechenden Sonnenstrahl. Starker Harzduft erfüllte den Wald und kein Lüftchen regte sich. Der Wetterzeiger an der Klausentür senkte das Ästchen; Zeichen drohenden Gewitters.

Peterl trug seine Gaben ins Hüttlein und betete. Als er wieder aus seiner Klause trat, war der See schon ganz verfärbt wie im Winter in den tausendfachen Farben der Eisdecke. Strichwinde, des Wettersturmes Vorboten, streiften die Wasserfläche, so daß Wellenkreisel entstanden; untrügliche Zeichen, daß das Wetter über den Obersee hereinbrechen mußte.

Die in Mattsee an der Festtafel am Stiftsplatz ahnten es nicht. Darum begann der Klausner sein Wetterläuten.

Um den Staufen ballten sich die ersten Wolken. Hinter dem Haunsberg in der Richtung zum Kravogel, lagerten sie sich aber mit dem Bergrücken gleichlaufend. Erst waren sie grau, dann immer dunkler bis zum tiefen Schwarz. Weiße Streifen umsäumten sie. Zerfetzte Windwölklein, Frau Holdas Wolkenkühe von milchweißer Farbe, trieben über die einförmige, bleigraue Wolkenmasse, die fast gleichzeitig den

ganzen Himmelsbogen bedeckte. Dann entstanden flachsgelbe Wolken, gleich Kugeln, die Hagelträger.

In dem Wolkenmeer versank die Sonne und von seinem Schatten verdunkelte die Seefläche. Noch war's nicht zum Aveläuten und doch so dunkel wie nach Sonnenuntergang im Spätherbst. In den Ställen ketteten die Mägde das Vieh los, auf daß es sich flüchten könne, so Feuer vom Himmel fiele aufs Gehöft.

Schon wütete der Sturm durch den Forst des Haunsberges. Deutlich und unheimlich drang der Wipfel Rauschen herüber. Farblose Blitze durchzuckten die Wetterwand und ferne dumpfe Donner dröhnten. Hälftig zerriß die Windsbraut die Wolken und peitschte sie über Dürnberg und Seeham herüber. Schäumende Wogen, den Ufersand aufwühlend, prallten mit weißen Kämmen an den Stein. Der Felsen erdröhnte unter der Donnerschläge Wucht. Blitz folgte auf Blitz, gelb, grellrot und blau, Feuerräder und Lichtsäulen. Mit ganzer Wucht jagte das Wetter über den See. Schauerlich und machtlos hallte das Wettergeläute von Obertrum, Seeham, Zellhof und Mattsee drein. Wie eines Kindleins Weinen erschien da des Klausners Glöcklein. Der läutete aber wacker und gewissenhaft drauf los.

Prasselnd und rasselnd, sausend und brausend, stürzend und schäumend entlud sich das Wetter. Groß wie Haselnüsse fielen die Hagelkörner. Durchs Tal über Anzing hin zog die Feuerjagd.

Weltbrand! Weltbrand! schrie der Einsiedel, das einzige furchtlose Herz im Wettertoben, und zog am Glockenstrang, daß der Kapelle Türmchen erzitterte und schwankte.

Aus „Diemut" von Anton Breitner.
(Verlag Tiefenbach, Leipzig.)

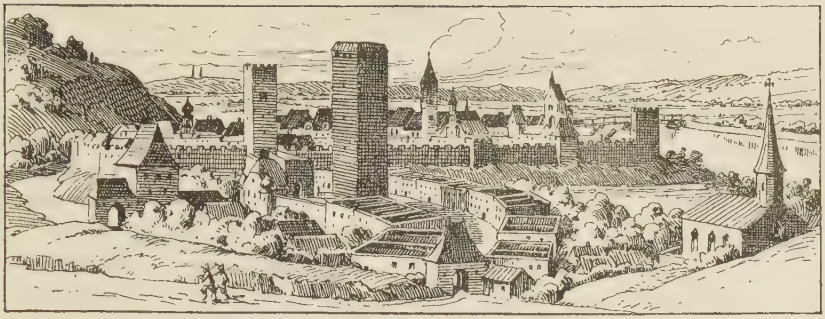
Marteinslied.

Sekt willikomen, herr martein[1]),
lieber, czarter, trawter[2]) herre mein,
ſchenk ein vns den wein
ſunder[3]) pein,
daz wir ymmer ſälig müeſſen ſein;
ſchenkch vns ein
ein guetes trankchelein,
daz vns unſer wängelein
werden fein.

Martein, lieber herre,
nu laſz vns fröleich ſein
heint czu deinen eren
vnd durch den willen dein,
dy gens[4]) ſolt du vns mehren
vnd auch kvelen[5]) wein,
geſoten vnd gepraten
ſy müeſſen all herein.

Der Mönch von Salzburg[6]).

[1]) St. Martin, 11. November, ein beliebter Volksheiliger, deſſen Feſt auch heute noch durch beſondere Gaſtereien gefeiert wird. — [2]) trauter. — [3]) ſonder = ohne. — [4]) gens = Gänſe. — [5]) kühlen. — [6]) Der Dichter, eine Handſchrift nennt ihn „Hermann, ein wohlgelehrter Herr, ein Mönch des Benediktiner-Ordens zu Salzburg", lebte in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts am Hofe Erzbiſchofs Pilgrim II. Er ſchrieb eine große Zahl geiſtlicher und weltlicher Lieder, letztere „knüpfen an den Minnegeſang und insbeſondere an die höfiſche Dorfpoeſie an".



Die Schlacht bei Mühldorf am 28. September 1322.

Schon seit Jahren standen sich Friedrich der Schöne von Österreich und Ludwig der Bayer als Gegenkönige feindlich gegenüber; endlich sollte eine Entscheidung herbeigeführt werden. Ein größerer Kriegszug nach Bayern wurde beschlossen.

Die Steirer rückten über Admont heran, der Herzog Heinrich von Kärnten und der Erzbischof von Salzburg, die Bischöfe von Passau und Lavant und die Schwärme des Ungarnkönigs vereinigten sich mit dem Heere König Friedrichs.

Erzbischof Friedrich III. von Leibnitz führte seine Ritterschaft selbst ins Feld. In seinen Reihen befanden sich viele Salzburger Edle, so Niklas und Eckart von Tann, Diether und Konrad der Velber, Ulrich und Hartnid von Wispach, Jakob und Ulrich von Turn, Rüdiger von Radeck, Seibold und Albero von Nopping, Niklas von der Alben und noch manche andere. Bei Mühldorf, einem salzburgischen Städtchen, ließ sich der ritterlich gesinnte Friedrich, ohne die Hilfe und Ankunft seines Bruders Leopold abzuwarten, mit dem überlegenen Gegner in eine Schlacht ein.

Man beschloß den Angriff für den 28. September. Am Morgen dieses Tages hörten die Streiter in beiden Lagern die heilige Messe und Erzbischof Friedrich erteilte an 16 seiner Dienstmannen den Ritterschlag, darunter waren auch drei Lampotinger, die Brüder Heinrich, Gottfried und Seibold.

Das Heer König Friedrichs brach in vier Treffen auf. Im vierten standen die Salzburger mit ihrem eigenen Banner. Diese und die Scharen Herzog Heinrichs rückten zuerst an den Feind. Die Böhmen, die Bundesgenossen Ludwigs des Bayern, begannen unter Kriegs-

geschrei und Trompetengeschmetter den Kampf. Aber sie wurden zurückgeschlagen. Ebenso mißlang ihnen ein zweiter Stoß; ihr König Johann selbst geriet in die größte Lebensgefahr. Auch der Teil des österreichischen Heeres, den König Friedrich befehligte, war siegreich; allen voran kämpfte er selbst mit niederschmetterndem Ungestüm. Die Zeitgenossen rühmten nachmals, nie habe es einen besseren Ritter gegeben.

So währte der Kampf bis Mittag und schon glaubte Friedrich den Erfolg gesichert. Aber der Nachmittag brachte eine verhängnisvolle Wendung. Die Böhmen drangen tief in die Reihen Friedrichs und gewannen eine Anhöhe, so daß ihnen die Sonne im Rücken stand, während sie den Gegner blendete. In diesem Augenblicke erschien der Burggraf Friedrich von Nürnberg mit frischen Truppen, diese trugen österreichische Fahnen und Feldzeichen. Nun hofften die Österreicher, das sei Herzog Leopold, der sehnlichst Erwartete, aber schrecklich war die Enttäuschung. Der Burggraf fiel dem Heere Friedrichs in die Seite, die Ungarn flohen zuerst, und als das österreichische Banner niedergerungen war, auch die meisten übrigen. Friedrich kämpfte nur mehr für seine Ehre und mußte sich schließlich seinem Gegner gefangen geben.

Der größte Teil der salzburgischen Ritter war gefallen oder wurde gefangen. Von den früher erwähnten Lampotingern war Seibold gefangen genommen, während Heinrich und Gottfried verblutend auf dem Schlachtfelde lagen und ihr Ende nahe fühlten. Da gelobten sie reiches Seelgerät, d. h. fromme, mildtätige Stiftungen, um eine frohe Urständ[1]) zu erlangen. Beide wurden wie durch ein Wunder gerettet, indes, ihnen zunächst liegend, drei Brüder Trauner, von uraltem salzburgischen Adel, ihr Leben aushauchten.

Trotz dieses Unglückes hielt Erzbischof Friedrich treu zum Hause Habsburg. Er weigerte sich, Ludwig anzuerkennen, und ließ überall den Bann, den der Papst über denselben verhängt hatte, verkünden. Darüber war Ludwig so erzürnt, daß er den Erzbischof in die Reichsacht erklärte. Im Verlaufe des Jahres 1324 widerfuhr dem Erzbischof ein neues Unheil. Der Burggraf und Richter Wulfing von Goldeck spielte die starke Feste Tittmoning König Ludwig durch Treulosigkeit in die Hände. Die Bayern zogen nun plündernd und verwüstend bis an die Tore Salzburgs und es kostete große Opfer, die bei Mühldorf gefangenen Ritter loszukaufen und die Stadt Tittmoning wieder einzulösen.

Nach verschiedenen Quellen.

[1]) Auferstehung.

Zwei Fehdebriefe aus dem 14. Jahrhundert.

Vom Jahre 1366 bis 1396 herrschte über Salzburg Erzbischof Pilgrim II. aus dem oberösterreichischen Adelsgeschlecht der Puchheimer. Seine Regierungszeit war von mehreren kriegerischen Unternehmungen ausgefüllt. Er selbst wird als rauh und unbeugsam, gewalttätig und unruhig geschildert. Durch sein ehrgeiziges, rücksichtsloses Vorgehen hatte Pilgrim eine große Erbitterung in allen Bevölkerungsschichten gegen sich wachgerufen.

Zahlreiche Beschwerden tauchten gegen ihn auf, wobei sich die Klagenden, um ihr Recht zu erhalten, an den fürstlichen Rat, der auch durch Mitglieder der Stände vermehrt sein konnte, wandten; dies geschah durch sogenannte „Hintergangsbriefe". Das waren Verbriefungen, worin die Beschwerdeführer erklärten, dem Urteilsspruche der Schiedsrichter unbedingt Folge zu leisten, gleichviel ob das Urteil für sie gut oder schlecht ausfallen sollte.

War dann das angesuchte Urteil von Seite der Spruchmänner erfolgt, so wurde darüber ein „Spruchbrief" erlassen. Häufig ließen sich die Versöhnten überdies vom Landesfürsten selbst eine eigene Versicherungsurkunde ausstellen, um ganz gewiß zu sein, daß sich dieser auch tatsächlich an das Urteil des Schiedsgerichtes halten werde.

Immer aber liefen die Verhältnisse nicht so günstig ab und es konnten sich oft die Ritter selbst durch ein Schiedsgericht keine Hilfe verschaffen, so daß ihnen kein anderer Weg, zu ihrem Rechte zu gelangen, übrig blieb, als sich dieses mit dem Schwerte zu erkämpfen. Da wurde nun ehrlich Fehde angesagt. In den Fehdebriefen wird kurz und bündig darauf hingewiesen, daß die Klagenden von keiner Seite Recht erhalten hätten und daher gezwungen seien, als Feinde des Landesfürsten aufzutreten. Gewöhnlich schloß der Fehdebrief mit den Worten: „und domit wil ich mein ehr gen eu und eurm goczhaus und all den eurn pewart haben mit dem prief, den ich eu dorum sent." Als Beispiel mögen die beiden Fehdebriefe, welche die Brüder Hans und Paul Chöllner gegen Erzbischof Pilgrim II. richteten, hier folgen:

I.

Herr von Salczpurch!

Euern Brief hab ich zur Kenntnis genommen, womit Ihr mir mitteilt, Euch gefalle es, daß ich vor Euern Rat nach Salzburg käme. Nun wisset Ihr gar wohl, daß mit mir von Euch nicht nach Recht und Satzung ist verfahren worden, dieweil ich Euer Diener war; und es freundlicher und besser zwischen Euer Gnaden und mir stünde, als es jetzt steht. Davon mag ich fürder mit Euch um das Meine vorderhand nicht rechten. So kann ich mich also zu Eurem Brief nicht verstehen.

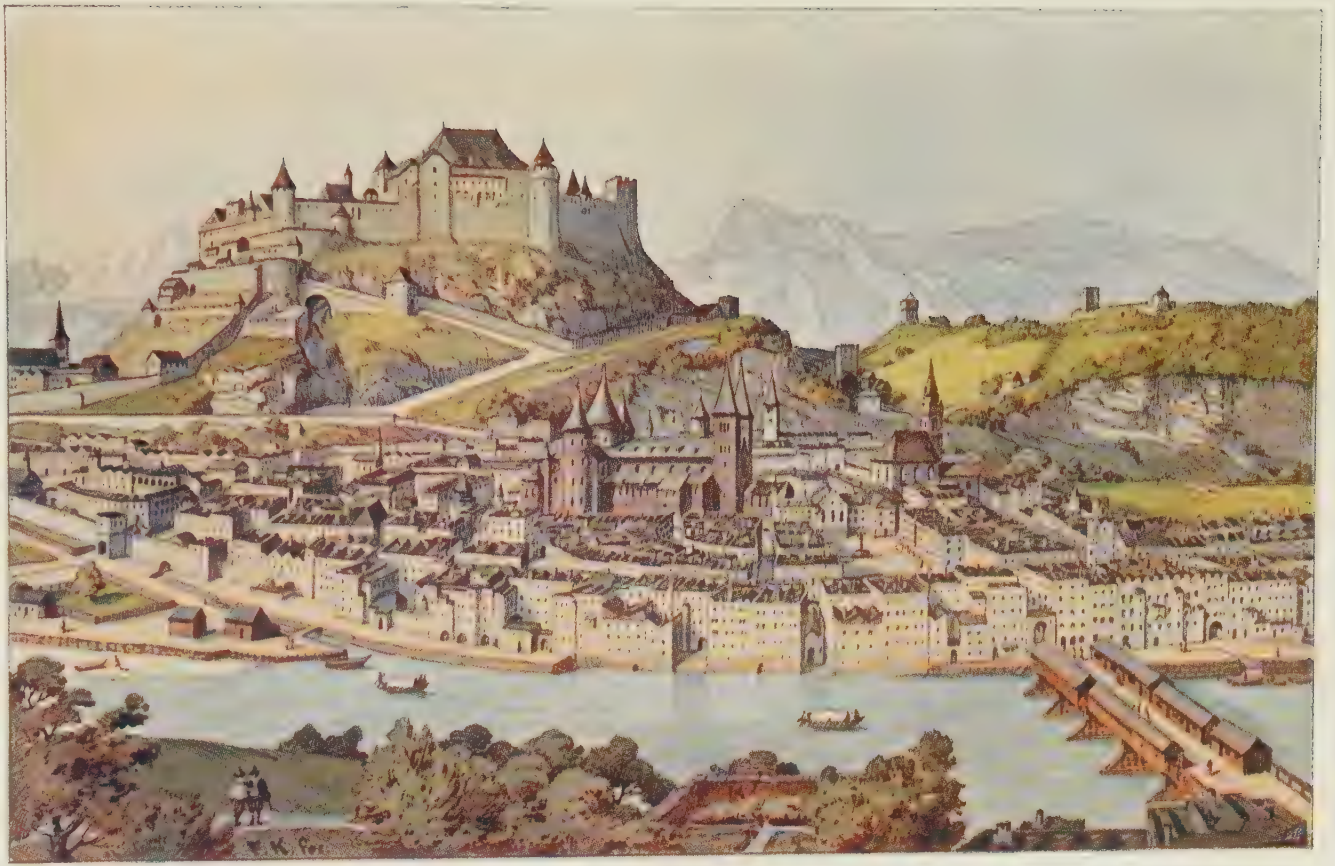
Daß Ihr mir das Meinige gnädiglich und auf gütlichem Wege geben wollet, das ich um Euch und Euer Gotteshaus verdient habe, darum will ich alle meine Herren, Freunde und Gesellen aufbieten, um meinetwillen Eure Feinde zu sein und zwar solange, bis Ihr mir mein verletztes Recht und die mir zugefügten Schäden gut gemacht habt. Damit will ich mich gegen Euch und Euer Gotteshaus und all die Euern gesichert haben, treulich und ewiglich mit dem gegenwärtigen Brief, der gegeben ist zu Haunstadt am Pfinztag vor dem Sunnwendtag[1]) anno domini 1374.

II.

Herr von Salczpurg! Wisset, daß ich Euch der Zeiten nicht Recht geben kann bezüglich der Schäden, die mein Bruder in Eurem Dienst erlitten hat. Oft hat er Euch in Güten daran ermahnt; und kann ihm sein Recht von Eurer Seite nicht werden, so möget Ihr wissen, daß ich darum Euer Feind sein will. Und damit will ich mein Recht gegenüber Euch und Eurem Hochstift betont haben mit dem Brief, den ich Euch derohalben sende, der gegeben ist zu Haunstadt am Pfinztag vor dem Sunnwendtag 1374.

R. Mell, „Abhandlungen zur Geschichte der Landstände im Erzbistume Salzburg". Mtt. d. G. f. S. Ldkd.[2]).

[1]) 22. Juni 1374. — [2]) Abkürzung für: Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde.



Salzburg im Jahre 1565. Nach einer alten Handzeichnung.

Ein Lobspruch der Stadt Salzburg.

Von Hans Sachs.

Unter den Bergen zog ich 'nein
Ein engen Weg; das däucht mich fein
Gar seltsam, bis ich kam zum Tor;
Da stund ein alter Mann darvor.
Den bat ich mir zu sagen her,
Wie diese Stadt genennet wer,
Die also in den Birgen leg?
Er antwort mir auf mein Fürtreg[1]):
„Salzburg, so heißt mit Nam die Stadt,
Die gar alten Ursprung hat."
— — — — — — — — —

Also sprach er denn, fremder Gast,
Hiemit Ursprung und Anfang hast
Salzburg, der bischoflichen Stadt.
Die großlich[2]) aufgenommen hat.
Mit sundern[3]) und gemeinen Gebäuen
Tuet man's noch täglichen verneuen;
Ja, seht innen das fürstlich, groß
Schön, wohlgebaut und notfest[4]) Schloß
Auf gähling[5]) Fels vor obgenannt
Dergleich nit viel sind im deutschen Land.
Mit seiner Wehr und Vorrat innen,
Geziert mit Vorwehren[6]) und Zinnen
Daß auch beide, bei Tag und Nacht
Wird fleißig behüet und bewacht.
— — — — — — — — —

Auch sind in der Stadt auf und nieder
Viel schöne Häuser hin und wieder,
Welche erbaut sind von Quader,
Inwendig getäfelt mit Flader[7]),
In die Höch aufbaut mit drei Gaden[8]),
Mit viel Gwölben und eisren Laden,
Mit kalten Kellern und Brunnen,
Auch kommet in die Stadt gerunnen
Ein Bach, den heißet man die Alben,
Den kann man schwellen allenthalben
In Brüensten und in Feuersnot.
— — — — — — — — —

[1]) Frage. — [2]) ansehnlich, mächtig. — [3]) besonderen = privaten, gemeinen = öffentlichen. — [4]) wehrhaft, widerstandsfähig. — [5]) jäh abfallend. — [6]) Vorwerke. — [7]) schön geädertes Holz. — [8]) Stockwerke.

Sag, was hat die Stadt für ein Handel?
Er sprach: „Es ist ein großer Wandel,
Deshalb legt man zu Salzburg nieder
Viel Kaufmannswar g'waltig und stark.
Auch ist da große Meß und Mark[9])
Ruperti mit kaufen und verkaufen
Da sehr viel Kaufleut kommen zu haufen,
Dergleich sie bauen[10]) Meß und Märk.
Da sind man mancherlei Handwerk.
Auch gehnt die Weiber ringsherum
In der Stadt mit Baumwollen um,
Zausen[11]), spinnen und Steuchlein[12]) weben
Und den Walhen[13]) zu kaufen geben;
Das Volk führt da ein erbern[14]) Wandel,
Auch ist allda ein großer Handel.
Vom Hella[15]) bringt man da das Salz
Aus dem Birg bringt man Käs und Schmalz,
Aus Welschland mancherlei Wein,
Von Nekar, Frankenland und Rhein,
Auch hat man da guet kaltes Bier,
Auch hat es um der Stadt Revier
Viel Weiher, See und Bächlein frisch,
Darin man hegt allerlei guet Fisch,
Auch in Gebirgen fern und nahen
Ist Vogel und Wildpret zu sahen,
Auch in den Tälern Wunn[16]) und Weid;
Aus Bairen bringt man viel Getreid,
Auch Brot und Fleisch, daß ich dies küerz
Allerlei Spezerei und Würz.
Sind man täglich in rechtem Kauf,
Derhalb die Burgerschaft nimbt auf
An Ehr und Guet, ziemlicher[17]) Nahrung,
Wie du wirst haben in Erfahrung,
Wo[18]) du eine Zeitlang hie wirst sein."

— — — — — — — — —

Dem hochwürdigsten Fürsten verpflicht;
Dem sei zu Ehren das Gedicht
Sambt der Gemain und einem Rat
Salzburg, der bischoflichen Stadt.
Daß itz[19]) Lob, Preis und Ehren g'wachs,
Von Herzen das wünscht ihr Hans Sachs.

Anno salutis[20]) 1549 am 9. Tag Aprille.

Mtt. d. G. f. S. Ldkd.

[9]) Messen und Märkte. — [10]) besuchen. — [11]) zupfen, zerren. — [12]) Kopfbinde, Kopftuch der Weiber. — [13]) Welschen. — [14]) ehrbaren. — [15]) Hallein. — [16]) Wiese. — [17]) geziemender. — [18]) wenn. — [19]) jetzt, von nun ab. — [20]) im Jahre des Heils.

Die Hoftafel am St. Vinzenztage 1511.

Im Jahre 1506 wurde unter Vermittlung einer kaiserlichen Kommission im Streite zwischen Erzbischof Leonhard von Keutschach und der Salzburger Bürgerschaft ein Vergleich zustande gebracht. Doch war dies nur ein Scheinfriede, im Gegenteil wuchs von dort an die Zwietracht immer höher. Die Vornehmsten der Bürgerschaft traten nun heimlich zusammen und verschworen sich wider den Erzbischof. Ihre Verschwörung hatte nichts Geringeres zum Zwecke, als sich der Landeshoheit des Erzbischofes ganz zu entziehen und die Stadt Salzburg zu einer unmittelbaren Reichsstadt zu erheben.

Doch dieser ebenso fein ausgedachte, wie heimlich entworfene Plan wurde dem Erzbischof bei Zeiten verraten. Dieser stellte sich unwissend und, um keinen Volksaufruhr zu veranlassen, suchte er sich der Verschworenen durch List zu bemächtigen. Leonhard ließ daher den Bürgermeister nebst den Stadträten, deren Anzahl sich auf ungefähr zwanzig belief, auf den St. Vinzenztag, den 22. Januar 1511, nach Hofe zur Tafel laden. Die Räte, die nichts Böses argwöhnten, erschienen alle in ihrem Festtagsstaate, mit ausgeschnittenen Schuhen und seidenen Mänteln und versammelten sich in der goldenen Stube, als dem gewöhnlichen, großen Speisesaal. Hier fanden sie zwar die Tische gedeckt; allein auf den Tellern lag nur ein Brot für jeden ohne Wasser, Gabel und Löffel.

Auf einmal wurden die Tore der Residenz gesperrt und verriegelt. Erzbischof Leonhard trat mit ergrimmtem Angesicht und glühenden Augen, unter Begleitung bewaffneter Trabanten in den Saal. Die Trabanten umringten die zitternden Gäste mit ihren Hellebarden. Der Erzbischof begab sich in ihre Mitte und verwies ihnen mit fürchterlicher Stimme ihren Hochverrat und ihre Untreue. Als er sie nun mit Vorwürfen überhäuft hatte, ließ er sie von den Trabanten an den Händen und Füßen binden und in den Residenzhof hinabschleppen, auf Schlitten setzen und, damit kein Auflauf entstehen möchte, in größter Eile über den Frauenhof in die Festung Hohensalzburg hinaufführen.

Sobald aber die gemeine[1]) Bürgerschaft vernommen hatte, wie es ihren Herren bei Hof ergangen wäre, entstand in der Stadt ein allgemeiner Lärm; die Kaufleute schlugen die Gewölbe zu, die Hand-

[1]) Unter Gemeine verstand man die Zunft- oder Jungbürger, im Gegensatz zum Stadtrat, der aus den Vertretern der Altbürger gebildet wurde.

werker liefen aus den Werkstätten, alle Bürger griffen zu den Waffen und eilten der Residenz zu, um die Gefangenen mit Gewalt zu befreien. Als der Erzbischof die bewaffneten Rotten sah, trat er unerschrocken auf den Erker hinaus, redete sie freundlich an und bat sie, sich zur Ruhe zu begeben, indem der Bürgerschaft nicht das geringste Leid widerfahren würde und er sich bloß zu ihrem eigenen Besten gezwungen gesehen hätte, nach den Aufruhrstiftern zu greifen.

Eben dieses ließ er auch durch Verordnete überall bekannt machen, was eine so gute Wirkung übte, daß die Bürger die Waffen niederlegten und sich friedlich nach Hause begaben.

Inzwischen wurden die Gefangenen in der Festung mit einer guten Tafel bewirtet, allein sie fanden wenig Lust daran. Als die Nacht angebrochen war, ließ der Erzbischof einige der vornehmsten Verschworenen hinten hinab durch den Weingarten in das Nonntal führen, je zwei und zwei rücklings zusammenbinden, auf Schlitten werfen und leicht gekleidet, wie sie waren, in der strengsten Kälte, in Begleitung des Scharfrichters, erst nach Werfen und hierauf nach Radstadt führen, um sie dann zu Mauterndorf enthaupten zu lassen.

Das Jammern der Frauen und Kinder, denen ihre Männer und Väter auf eine so rasche Art entrissen wurden, erfüllte alle Herzen mit Mitleid. Mehrere Stände, besonders Bischof Berthold zu Chiemsee und Abt Wolfgang zu St. Peter, nahmen sich der Gefangenen mit Wärme an; sie eilten nach Hofe und baten um Gnade für sie.

Durch diese Fürbitte wurde der Erzbischof endlich so weit gerührt, daß er den Gefangenen wenigstens das Leben schenkte. Mit diesem erzbischöflichen Entschlusse reisten nun der Bischof zu Chiemsee und der Abt von St. Peter eilends nach Radstadt, kündigten den Gefangenen ihre Begnadigung an und führten sie mit sich nach Salzburg zurück. Nachdem die Verhafteten wieder nach Salzburg zurückgekommen waren, berief der Erzbischof die gemeine Bürgerschaft sogleich zusammen, nahm ihr die meisten Freiheiten und Privilegien ab und verlangte von ihr zu seiner Sicherheit eine Verschreibung. Erst am folgenden Tag, nachdem diese ausgefertigt war, wurden die Gefangenen in Freiheit gesetzt; jedoch mußten sie nicht nur eine beträchtliche Geldstrafe erlegen, sondern auch für sich und ihre Nachkommen eine schriftliche Versicherung geben, sich niemals zu rächen und in Zukunft ruhig zu verbleiben. Übrigens gingen sie alle bald darauf mit dem Tode ab; denn der erlittene Frost, Schrecken und Kummer hatte ihr Leben gekürzt.

J. Th. Zauner, „Chronik von Salzburg".

Gott grüße einen ehrbaren Meister!

Die Getreidegasse war bereits in den ältesten Zeiten der Hauptsitz der bürgerlichen Handels- und Gewerbetätigkeit. Geschäft reihte sich dort an Geschäft; freilich klein und bescheiden waren die Räume und vergebens würden wir in der Mitte des 16. Jahrhunderts die blendende Beleuchtung, die großen Spiegelscheiben und die glänzenden Schilder von heute suchen. Dafür finden wir Handwerker, die uns heute ganz fremd oder kaum mehr dem Namen nach bekannt sind. Da ist der Sauermacher, der den Bäckern den nötigen Sauerteig lieferte; ein vornehmeres Geschäft ist wohl jenes des Schleirers, er stellte Schleier und Gebände für die Frauen her, während der Seidenater Kirchen und Kapellen mit kunstvollen Stickereien versorgte. Daneben hielt der Watmanger oder Tuchhändler seine Waren feil, für den zum Teil auch der Parchanter oder Weber arbeitete. Es fehlte auch nicht der Kreppenmacher, denn seine Erzeugnisse, die „Hafteln", waren gesucht. Neben dem Handschuster oder Handschuhmacher hatte der Golter, der Bettdecken und Kissen lieferte, seinen Laden. Beim Savoyer oder welschen Krämer holte man sich süße Leckereien und der Tafelmacher fertigte Rechen-, Schreib- und Schultafeln in allen Größen an. Der Skripturaler oder Schreiber verfaßte Briefe und Urkunden und kaufte sein Material entweder beim Papierer oder Permenter, d. i. Pergamentmacher, wenn er ein besonders wertvolles Dokument niederzuschreiben hatte. Beim Gferter bestellte man sich den Wagen, während man beim Marstaller ein Reitpferd zu leihen bekam. Damals ging jeder Mann in Wehr und Waffe, daher unterrichtete der Schirmmeister die Bürger und Handwerksgesellen im Gebrauch des Degens und der Schußwaffe. Der Plattner verfertigte prächtige Rüstungen, der Schilter oder Tartschenmacher lieferte den Schild, der Schwertfeger das Schwert, der Bogner die Armbrust. Die langen Fanfarentrompeten der Turner oder Stadtmusiker entstammten der Werkstätte des Pusaunners.

Da die Vertreter verwandten oder gleichen Gewerbes vielfach in einer Straße nebeneinander wohnten, erhielten die Straßen und Häuser ihren Namen von den Gewerben, die sie beherbergten. Auch in Salzburg finden wir die Benennungen von Straßen und Örtlichkeiten nach

gewissen Gewerben. So hieß die Strecke vom Bürgerspital bis zum Stieglbräuhaus[1]) „unter den Huetern", ein Teil der Steingasse war „bei den Irchern" benannt; letztere waren die Bearbeiter der Gams- und Rehhäute. Den Anfang der Steingasse bezeichnete man „unter den Schmieden". Dieses Handwerk war gar mannigfaltig vertreten, es gab Eisen-, Huf-, Kalt-, Kupfer-, Messer-, Nagel-, Pfannen-, Rad-, Ringel- und Rotschmiede und endlich auch noch Gschmeidler oder Krempler, welche feinere Schmiede- und Schlosserarbeiten ausführten. Außerdem gab es eine Lederer-, Sporer-, Schlosser-, Weber- und Brotgasse.

Zunftbild der Lederer vom Jahre 1615.

Nach Überlieferung und Herkommen bestanden verschiedene Vorschriften für Meister, Gesellen und Lehrlinge. So mußten die Goldschmiede nur bei geöffneten Laden arbeiten und durften nur 18karatiges Gold verwenden. Ihr Meisterstück bestand in der Herstellung eines Kelches oder Trinkgeschirres aus freier Hand, ferner hatten sie einen goldenen Ring mit einem guten Stein zu besetzen und ein Siegel zu schneiden. Wie allerorts, so mußte auch in Salzburg jeder, der Meister werden wollte, durch die Anfertigung eines Meisterstückes eine Probe seiner Kunstfertigkeit ablegen. Bei den meisten Handwerkern

[1]) An dessen Stelle steht heute das Mädchen-Realgymnasium.

galten darüber besondere Vorschriften. Dem Hufschmied sollte ein Pferd, das er nie beschlagen hatte, vor die Schmiede geritten werden. Dasselbe konnte er beschauen, dann ritt man es wieder weg. Nun mußte er Eisen und Nägel, „die gut, gerecht und daß ein jeder damit versorgt sei" schmieden und hierauf das Pferd beschlagen. Ebenso sollte er das Vorderteil eines Wagens von seinem Eisen beschlagen und für ein Kreuzfenster ein erhabenes Gitter schmieden. Der Messerschmied verfertigte ein langes, geringeltes Messer, ein geringeltes Weidmesser und ein ebensolches Paar Tischmesser. Den Nagelschmied stellte man die Aufgabe, innerhalb vier Tage 1500 Nägel, „davon etliche auf dem Wasser schwimmen müssen", 500 Krämernägel mit viereckigem Gesenke und 100 Nägel mit einem Sporn in der Mitte anzufertigen. Der Wagner hatte einen Marchwagen und einen Bairwagen herzustellen. Den Bindern wurde aufgegeben, eine eichene „Anlag", d. i. ein Faß von acht Eimern, anzufertigen, eine Taufel in ein volles Faß zu stoßen und einen bauchigen Brunneneimer neu abzubinden.

Die Maler mußten ein Marienbild mit einem Kinde in Öl malen und die Schnitzer ein solches unter Aufsicht der Zunftmeister anfertigen. Das Meisterstück der Hutmacher war ein Prälatenhut, ein Frauenhut, ein Bürgerhut und ein Paar Filzsocken, die über die Knie gehen; jenes der Handschuhmacher bestand in einem „wulfenen (aus Wolfsfell), außen rauhen, geschärften Paar Handschuhen" und einem gefingerten, doppelten Paar Handschuhe auf beiden Händen. Der Hafner hatte einen gewöhnlichen, schwarzen Ofen, einen großen Essigkrug und einen großen Hafen zu machen. Dieses Handwerk brachte es in Salzburg zu großer Vollkommenheit; den Beweis hiefür liefert der herrliche Ofen auf Hohensalzburg aus dem Jahre 1501, der aus einer Halleiner Werkstätte hervorgegangen sein dürfte.

Der Großuhrmacher hatte ein Werk zu schaffen, das Ganze und Viertel schlug, die Monatstage, die zwölf Himmelszeichen und den Mondschein angab. Und „welcher auf Büchsen, Helmparten, Alspießen, Segessen (Sensen) und Sicheln Meister werden will, soll deren jedes ein Stück und vier Stück Sicheln machen".

So suchten im edlen Wetteifer Meister und Gesellen ihr Bestes zu leisten. Bei der Herstellung selbst des einfachsten Gegenstandes war Herz und Geist des Schaffenden gleich beteiligt, daher freuen wir uns heute noch über die kunstvollen Erzeugnisse längst vergangener Zeiten.

Nach Zillner, „Geschichte der Stadt Salzburg".

Der Handwerker.

Kaum daß noch die Straßen dämmern,
Heißt es werken, heißt es hämmern
Und dem Stahle und dem Eisen
Tücht'ge Manneskraft beweisen,
Daß sie treu nach unserm Willen,
Zweck und Brauchbarkeit erfüllen,
Daß nicht größer und nicht kleiner
Und nicht gröber und nicht feiner
Alles in dem rechten Maße
In das große Triebrad passe,
Und das wohlbedachte Handwerk
Werde nicht zu Spott und Schandwerk,
Drüber man die Nase rümpfen
Kann und weidlich uns beschimpfen.
Drum muß bei der Arme Rühren
Winkelmaß die Hände führen,
Daß der fert'gen Arbeit Probe
Jederzeit den Meister lobe.
Schön ist's, wenn in jungen Tagen
Fern uns Wanderschritte tragen,
Wenn die rührig lust'gen Kräfte
Finden allerwärts Geschäfte,
Unter Menschen aller Arten,
Guten, feinen oder harten,
Sich der biedre Heimatgeist
Treu sich selber stets erweist.
Wenn wir so in Füll' und Breite
Durchgekostet Land und Leute,
Hält uns jeder hoch in Ehren.
Werden wir dann selbst zum Meister,
Dann hält uns ein starker Kleister
An des Hauses Herd und Nest
Wie mit tausend Klammern fest.

Ferdinand Sauter[1]).

[1]) Ferdinand Sauter, geboren am 6. Mai 1804 in Werfen, gestorben am 30. Oktober 1854 in Wien; er hat Gedichte „voll reiner Seelenstimmung und tiefem Naturssinn" geschrieben.

Der lateinische Krieg.

Es war im Jahre 1522. Auch die alte Salzburg hatte ihr Gewand geändert. Auf stolzer Höhe thront ein „tapfer streitbar Schloß“ mit Zinnentürmen und spitzen Dachgiebeln, mit Wehrgängen und Erkern. Falkonetten lugen aus den Schießscharten und Horn und Spieß des Wächters blinken von hoher Zinne. Unten am Flusse steht, ebenfalls von hoher Mauer umfangen, enggedrängt die Schar hochgiebeliger Bürgerhäuser. Längs dem ganzen Flußufer läuft die dunkle Zinnenmauer und schmiegt sich oben und unten mit festem Torturm an die ebenfalls betürmten und bewehrten Stadtberge. Eine hölzerne, gedeckte, mit Kaufläden besetzte Brücke führt zu einem zweiten Stadtteil am rechten Ufer, der, nicht minder bewehrt und mauerumfangen, eine zweite, kleinere Stadt vorzustellen scheint. Aus den Dächerreihen erheben sich viele Kirchtürme, vor allem der altersgraue Steinbau des Rupertusmünsters.

Jetzt stürmt der Lärm der Fehde durch die engen Gassen. Seit langem ist der Sinn der Bürgerschaft dem geistlichen Landesherrn mißgünstig. Die Kaufherren der Stadt waren durch den Handel über den Tauern reich geworden und hatten in den Trinkstuben von Augsburg Bürgerfreiheit und Bürgerstolz kennen gelernt.

Sie hatten von Kaiser und Reich wertvolle Vorrechte zu erringen gewußt. Nur ein Schritt schien noch zu fehlen und das Beispiel der „hochgebietenden und weisen Herrn“ von Augsburg war erreicht und Salzburg eine freie Reichsstadt.

Aber der neue Herr Matthäus Lang ließ nicht mit sich spaßen. Ein Augsburger Bürgerssohn, war er im Dienste Kaiser Maxens rasch emporgekommen. Als Gesandter am Hofe des Papstes Julius II. hatte er sich durch Geschicklichkeit und Unbestechlichkeit hervorgetan. Erst jüngst hatte er im Kriege gegen Venedig selbst befehligt, dann die berühmte Doppelheirat der kaiserlichen Enkelkinder Ferdinand und Maria mit Anna und Ludwig von Ungarn vermitteln geholfen.

Und nun war er zum Nachfolger St. Ruperts emporgestiegen. Ihm war es kein Geheimnis, wie die Bürgerschaft dachte. Er war

aber nicht gesonnen, sich die nach und nach aufkeimende Verschwörung über den Kopf wachsen zu lassen. Insgeheim entwich er aus der Stadt nach Tirol und vertraute die wohlarmierte Festung getreuen Händen.

Tirol war damals der Sammelplatz der Landsknechte. Leicht war es dem weitbekannten Herrn von Salzburg, einige Fähnlein zu werben, und im raschen Marsche führte er wohl an tausend Mann über Kitzbühel, Lofer, Reichenhall an die Stadt. Eine Stunde vor ihren Toren schlug er das Lager.

Kardinal-Erzbischof Matthäus Lang von Wellenburg (151?—1540).

Die Bürgerschaft ergriff tiefer Schreck. Was sollte man tun? Man war durchaus überrumpelt. Zwar Stadttore und Mauern waren von den Bürgern besetzt. Aber was half das, wenn die Feuerrohre von der hohen Festung auf jedes Hausdach, in jedes Fenster blickten? Und der Büchsenmeister Wilhelm genoß des Ruhmes, ein gar gefährlicher Kenner seines Handwerkes zu sein. Reisige Mannschaft zu werben, war keine Zeit mehr; es blieb also nichts übrig als Unterwerfung. Eine Abordnung fuhr betrübten Sinnes hinaus nach Grödig, wo der Erzbischof sein Lager hatte, und bot Unterwerfung an. Sie wurde angenommen.

Hören wir den Chronisten, wie er den Einzug des sieghaften Erzbischofes beschreibt:

„Darauf ist gemeldter Erzbischof Matheus am Pfinztag nach St. Margarethen (16. Juli 1522) mit zwei Fähndl Knechten der Stadt Salzburg zugezogen, sambt seinem Obristen Herrn Leonhard von Vols und anderen ihrer fürstlichen Gnaden Räten; und ist unter den Knechten in Ordnung, auf einem weißen Hengstlein, in seinem Harnisch mit vergüldeten Reifen; darüber ein rot-karmoisin Atlasröckl, hinten und vornen an jeden Orten mit dreien Schnitten zerschnitten, auf dem Haupt einen roten, französischen Seydenhut, wie ein Barett geformieret, unter dem Kinn mit einer grünen Seydenbinden zusammengebunden und das Regiment (den Stab) wie ein Hauptmann in der rechten Hand, auf der rechten Hüfte führend, durch das Nonntal und den Kay, über den Brodmarkt durch die Judengasse bis auf den Markt geritten, und hat unter den Knechten in der Ordnung gehalten, allda ein ehrsamer Stadtrath und die gemeine Bürgerschaft den Fueßfall gethan und von Neuem wiederumb geschworen. Welches nachmals der lateinische Krieg genannt worden ist."

Die Bürger schwuren und verbrieften unter großem Insiegel, daß sie sich aller Rechte, Gewohnheiten und Gebräuche, welche sie bisher zu haben vermeinten, begäben, daß sie die neuen Ordnungen, welche der Erzbischof für die Stadt einsetze, und jede künftige Änderung derselben gehorsam annehmen, die Rädelsführer ausliefern und die Kriegskosten bezahlen würden.

E. Richter.

Der Bauernkrieg in Salzburg 1525 und 1526.

Vom Pfingstmontag auf -dienstag, das ist vom 6. auf den 7. Juni anno 1525, hatte die gute Stadt Salzburg buchstäblich über Nacht ein ganz anderes Gesicht bekommen. Die vereinigten aufständischen Gebirgler im Lager vor Hallein hatten Kaspar Praßler zum Obersten gewählt. Unter seiner Leitung ging der Marsch noch in der Nacht über Puch nach Salzburg; schnurgerade führte die Straße vor das Steintor. Es stand offen. Unbehelligt wälzte sich die Schar durch den Engpaß der langen, schmalen Steingasse in die Stadt. Bald waren alle Plätze und Straßen überschwemmt. Was bot sich den aus dem Schlafe aufgeschreckten Städtern für ein Anblick? Sie sahen ein Durcheinander von kriegerischen, aber schlecht bewaffneten Leuten, meist Pongauer und Pinzgauer, darunter auch weltfremde Gesichter.

Lassen wir einen Augenzeugen reden.

„Sie hetten ledene Röcklein an, drüber ein rostigs Vorder- oder Hinterteill und ein rostigs alts Spießl und auswendig über den Hut ein Pöckelhäubel (Blechhäubl), hettene ledene Hösel so ihnen über die Schue ausstiegen."

Im schnellen Zug gings bis zum alten Andräkirchplatz und von da links über die Brücke zur erzbischöflichen Residenz. Dem Torwart wurden die Schlüssel entrissen, unter Hohn und Spott mußten Hofleute Dienste leisten, während sich die Rebellen am Inhalt von Küche und Keller gütlich taten. Dann begann das Zerreißen der Bücher und Schriften der fürstlichen Kanzlei in der törichten Meinung, ihre Ver-

nichtung befreie sie von allen Abgaben. Mehr und mehr erhitzten sich die Köpfe, kaltes Blut aber bewahrten die Führer.

Ihnen war es zunächst zu tun, ausgiebige Geldquellen zu erschließen, denn Geld war das Notwendigste zum Kriegführen. Nicht nur die Stifte Nonnberg und St. Peter zwang man, ansehnliche Summen zu erlegen, sondern auch aus dem Bergwerke zu Gastein, das in der Hand der aufständischen Knappen war, suchte man soviel als möglich herauszuschlagen. Die Salzburger Kaufleute nahmen das Edelerz gern in Kauf, ja der Magistrat lieh der aufständischen Landschaft bar „zwelftausend fünfhundert etlich mehr gulden".

Zur Deckung gegen die Festungskanonen schlugen die Bauern ihr Feldlager in der Riedenburg auf und verlangten vom allseitig umringten Landesfürsten — die Abdankung.

Erzbischof Matthäus Lang, auf einen so raschen Überfall seiner Hauptstadt nicht gefaßt, mußte froh sein, daß es ihm noch rechtzeitig möglich war, mit seinen Getreuen auf die Festung zu flüchten. Begreiflicherweise wollte der Kardinal Blutvergießen tunlichst vermeiden und die Stadt schonen. Er versuchte es deshalb nochmals mit Verhandlungen. Zwei Räte, Hans Schenk und Siegmund von Thurn, stiegen unter Begleitung von Kriegsknechten in die Stadt hinab. Aber sie machten üble Erfahrungen; einer ihrer Begleiter, der landesfürstliche Stadtrichter Hans Gold wurde vom Pferd gestoßen, gröblich mißhandelt und von den erregten Bürgern in einen Turm gesperrt. Die Räte flohen entmutigt in die Burg zurück und mit den Unterhandlungen war es jetzt vorbei.

Was aber vermochte ruhige Bauern, Knappen und Bürger derart in Aufruhr zu setzen?

Der unmittelbare Anlaß war folgender. Ein Priester hatte trotz des strengsten Verbotes in Tirol die Lehre Luthers verkündet. Er wurde schuldig befunden und zu lebenslänglichem Kerker verurteilt. Am 8. Mai 1525 sollte er in den Faulturm des Schlosses Mitterfill abgeführt werden. Unterwegs kehrten die Gerichtsdiener in einem Gasthaus zu St. Leonhard ein. Den Verurteilten ließen sie, auf ein Pferd geschmiedet, vor dem Hause. Der Unbewachte rief die Vorübergehenden um Hilfe an und seine Klagen fanden Gehör. „Verwegene Pueben" befreiten ihn, die Amtsknechte aber, welche sich wehrten, zogen derb abgeprügelt — allein von dannen. Der Rädelsführer bei dieser Be-

freiung war ein Bauernsohn, namens Stöckl, aus Bramberg im Pinzgau, der zufällig als Salzführer in Schellenberg weilte.

Der Landesherr, über diesen Eingriff in seine Rechte erzürnt, ließ den Genannten festnehmen und ohne Beachtung des herkömmlichen Gerichtsverfahrens auf der Peterswiese im Nonntal enthaupten Der Vollzug dieser geheimen und voreiligen Hinrichtung gab die Losung zum allgemeinen Aufruhr. Dessen eigentliche Ursachen waren aber tiefer gelegen. Sie bestanden in den Kosten und der Unsicherheit der Rechtspflege, in der wirtschaftlichen Not und in den zerfahrenen religiösen Verhältnissen.

Obschon den Eingeschlossenen in der Festung nichts abging, leuchtete dem Kardinal doch die Unmöglichkeit ein, sich auf die Dauer gegen den Schwarm der Rebellen halten zu können. Sein getreuer Landadel war selbst aufs ärgste bedroht und konnte ihm nicht helfen, daher wandte sich der Erzbischof an die Nachbarfürsten, den Erzherzog Ferdinand von Österreich, dann an die Herzoge von Bayern Wilhelm und Ludwig. Diese versuchten zwischen dem Erzbischof und seinen Untertanen vergeblich zu vermitteln, denn letztere verlangten einzig die Abdankung ihres Regenten. Zudem war es den Nachbarn mit der Hilfeleistung nicht voller Ernst, sie wollten im Gegenteil die Wirnisse im Erzstift für sich ausnützen.

Daher lag die Entscheidung nur noch bei den Waffen. Von Zeit zu Zeit donnerten die Geschütze der Burg über den Köpfen der Belagerer. Im Kai, in der Gstätten, im Nonntal war niemand sicher. Die Bauern und Knappen erwiderten das Feuer mit ihren meist hölzernen „Stücken" vom Domplatz aus, aber ohne Erfolg; sie waren zwar oft 18 Schuh lang, zerplatzten jedoch schon beim dritten oder vierten Schuß.

Die Entscheidung sollte im Ennstal fallen. Hier rückte im Auftrag Erzherzog Ferdinands anfangs Juli der Landeshauptmann von Steiermark Siegmund von Dietrichstein mit etwa 4000 Mann gegen die salzburgische Grenze. Die Kunde hievon fachte das Kriegsfeuer der Salzburger gewaltig an. Die Sturmglocken riefen alle nach Radstadt, sogar das Belagerungsheer in Salzburg entsandte 1200 Mann. Den Oberbefehl übernahm der Bergmann Michael Gruber, ein Bramberger. Dietrichstein lagerte in Schladming. In der Nacht vom Sonntag auf den Montag, vom 2. auf den 3. Juli 1525, marschierte Gruber mit seinen vier- bis fünftausend Mann auf Seitenwegen unter

kundiger Führung gegen Schladming. Das Salzburger Tor in Schladming war offen, jedoch scharf bewacht. Im Nu stürzt sich das Bauernheer auf die Wache, erobert ihre Kanonen und hinein geht's im Sturmlauf ins Städtchen. Nach kurzem, hartem Kampfe blieb der volle Sieg bei den Bauern. Viele Österreicher wurden niedergemetzelt, etwa 20 Adelige, darunter Dietrichstein, gefangen. Dazu erbeuteten sie noch die Kriegskasse, ferner 11 Kanonen, alle Büchsen und viel Pulver. Der Sieger Michael Gruber wurde zur Anerkennung seiner Verdienste zum „obristen Feldhauptmann des ganzen hellen Haufens" ernannt.

Er brennt vor Begierde, seine sieggekrönte Fahne auf den Zinnen Hohen-Salzburgs flattern zu sehen. Mit den erbeuteten Kanonen wird das Bergschloß kräftig beschossen, ja es wird sogar der Versuch gemacht, seine Felsen durch Stollen zum Wanken zu bringen. Umsonst! Die Bauern hofften auf den Hunger. Aber dieses bleiche Gespenst blieb den Eingeschlossenen noch in weiter Ferne. Schneller, als erwartet, erschien für den Kardinal Hilfe: der Bayernherzog Ludwig mit 10.000 Mann schwäbischer Bundestruppen. Herzog Ludwig lagerte mit seinem Heer auf den Feldern von Maxglan über Mülln gegen den Rainberg. Er ließ auch sogleich seine Geschütze gegen die Schanzen der Aufständischen spielen. Die nächsten Tage brachten den Bauern meist verlustreiche, kleinere Gefechte, so daß der Ernst der Lage in ihren Reihen einer versöhnlicheren Stimmung Platz machte.

Georg von Freundsberg und besonders Bischof Berthold Pürstinger von Chiemsee haben das Verdienst, die Aufständischen für den Frieden gewonnen zu haben.

Die Friedensbedingungen lauteten: 1. Die Salzburger haben sich den Bundesständen auf Gnade und Ungnade zu ergeben. 2. Sie erhalten volle Verzeihung. 3. In ihren Beschwerden müssen sie die Entscheidung des Bundes und der Fürsten von Österreich und Bayern anerkennen. 4. Zur Abfertigung des Kriegsvolkes zahlen sie 14.000 Gulden, die bei Schladming Gefangenen werden frei, die erbeuteten Kanonen sind zurückzugeben.

Nun hielten Herzog Ludwig und der Landesfürst Erzbischof Matthäus ihren feierlichen Einzug in die Stadt. Der Bürgermeister überreichte dem Bayernherzog die Schlüssel der Stadt, die Bürgerschaft bat den Kardinal um Verzeihung und der oberste Bauernführer Michael Gruber legte seine Waffen und die Kriegsfahne dem Landesherrn zu Füßen.

Doch die Segnungen des Friedens kamen nicht zur Reife. Nicht nur die 10.000 Mann der Bundestruppen kosteten täglich ansehnliche Summen, auch Erzherzog Ferdinand forderte eine hohe Kriegsentschädigung und Auslieferung aller Hauptleute, welche im Kampfe mit den Seinigen bei Schladming beteiligt waren. Dies rief im Lande eine große Aufregung hervor, die durch gewissenlose, eingewanderte Aufwiegler noch mehr gesteigert wurde. Alle Vorstellungen und Verwarnungen waren vergebens, die Bauern drohten am Beginn des Jahres 1526, „wenn die Stauden rauh sind, werden sie wieder kommen".

Diesmal ging es im Pinzgau zuerst los, bald schloß sich auch der Pongau und der Lungau der Bewegung an. Die Rebellen wollten wieder gegen Salzburg ziehen, aber die Bundestruppen sperrten ihnen bei Kuchl den Weg. Nach und nach gewannen die Soldaten des Landesfürsten und seine Verbündeten immer mehr an Boden. Nur das Ennstal mit Ausnahme des festen Radstadt blieb in den Händen der Aufrührer. Dieser Ort mußte vom 14. April bis zum 19. Juni 1526 eine harte Belagerung ausstehen. Die Bürger verteidigten sich unter der Leitung des Pflegers Christoph Graf heldenmütig. Das Beste für sie war freilich das schlechte Geschütz des Bauernhauptmannes Setzenwein. Ein Spottlied darauf meint: „Seine aus Lärchenholz gemachten Bixen mit Eisenreifen umbunden, hätt die Mauer nit empfunden"; und Setzenwein klagt: „Die Mauer laßt sich nit umbstößen, so kann ich nit mit dem Kopf hindurch, wollt ihr, daß ich die Stadt bestürm, so legt mir zu Geschütz und Schirm." Das war leichter gesagt als getan. Die Stadt erhielt Entsatz. 3000 Mann Bundestruppen kamen über den Tauern, 1600 unter Graf Salm das Ennstal herauf. Nun mußten es die Rebellen erleben, im selben Tal, wo sie ihren einzigen Sieg errungen hatten, auch ihre schwerste Niederlage zu erleiden. Bei ihrer Verfolgung ging Altenmarkt und St. Johann in Flammen auf. Bald darauf mußten die Unterworfenen den Siegern den Treuschwur leisten. Diesmal wurden 27 besonders Schuldige enthauptet. So hat der erste Aufstand mit einer Hinrichtung begonnen, der zweite mit einer solchen geendet. Die Folgen des Krieges waren schrecklich. Gegen 12.000 bis 14.000 Menschen tot, das Land verödet, Fürst und Volk gleichmäßig verarmt.

Karl Hofinger.

Wolf Dietrich als Bauherr.

Wolf Dietrich (1587—1612, † 1617), dem feingebildeten, prachtliebenden Fürsten, war es zu enge in dem mittelalterlichen Salzburg. Er wollte die Stadt umgestaltet und mit neuen Prachtbauten geschmückt sehen. In alle Stadtteile griff seine Hand gestaltend ein, 55 Bürger-

Erzbischof Wolf Dietrich von Raitenau (1587—1612, † 1617).

häuser wurden niedergelegt, um Monumentalbauten Platz zu machen. Als der alte Dom im Jahre 1598 dem Feuer zum Opfer fiel, ließ er die Reste des alten Gebäudes niederreißen und die Pläne zum neuen Dom anfertigen; den Bau selbst haben freilich erst seine Nachfolger begonnen und vollendet. Dafür entstanden unter ihm der Neubau (das

jetzige Regierungsgebäude), der prachtvolle Marstall, das Kapitelhaus, das später Mirabell genannte Sommerschloß, das Kapuzinerkloster, der Kreuzgang im Friedhof zu St. Sebastian und die schöne Gabrielskapelle. So trägt Salzburg noch heute das Gepräge aus Wolf Dietrichs Zeit und es ist ganz interessant, was ein Chronist und Zeitgenosse dieses Fürsten, Johann Stainhauser, über die Baulust seines tatkräftigen Landesherrn erzählt:

„Zu deme auch so hat diser Erzbischoff vor Allen ain sonderlichen Lust zum Gepeu gehabt, und sehr vil Nuzliches gepaut, ob er gleichwol herentgegen auch vil Heiser und schenne Gepeu abwekbrechen lassen, daran er auch nit ainem Jeden nach seinem Gefallen getan, so hat er jedoch ainen Jeden seinen Willen darumben gemacht und ihnen ihre Heiser treulich bezalt; und haben sich bei solchem Gepeu nit allein vil arme Leut, die sonst grosse Not heten leiden miessen, mit Tagwerchen, sondern fast allerlei Hantwerchsleüt und je Ainer gleichsamb mit dem Andern in der ganzen Salzburger Stadt so vil desto leichter erhalten und ernöhren mügen; dann da war alle Sambstag guete und baare Bezallung ihres Verdiensts und Taglohn halber; da kunt und mechte Ainer den Andern halten, wenn es dann auch beschechen, daß Jemand an sainer Arbait Schaden empfangen, hat ers auf seinen Kosten wieder hailen und zu ihrem Gesunt bringen lassen; auch alle aufgewente Kost und Underhaltung selbst ausgestanden, die Tadlhaftigen nachmals mit wochentlicher Genadenhülf oder anderwerts mit der Unterhaltung bedacht."

Auch vom Bau des Schlosses Mirabell weiß Stainhauser zu berichten, indem er schreibt:

„Umb dise Zeit auch hat der hochwürdigist Fürst und Herr ain schöns, groß, geviert, herrliches Gepeü, wie ain Schloß oder Vestung, mit ainem wolgezierten, von Plech gedeckten, glanzeten Thurn, und inwendig, auch aussen herumb, mit schönnen Gärten von allerlai Kreütlwerch, Paumsgewächs und Früchten geziert und versehen, pauen und aufrichten lassen. In solchem schönnen Gepeü hat der Erzbischoff sich oftmallen belustiget und vilmals sowol morgens als abents die Malzeiten daselbst genossen und allerlai ehrliche Freüdenspiel und Kurzweil zu gebürlichen Zeiten darinnen getriben. Dieses herrliche, schöne Gepeü, gleich ainem fürstlichen Hof, hat abermal vil tausent Gulden gestanten, aber die Wahrhait zu bekennen, ist es ain herrlich, schön, fürstliches Werk und gibt gleichsamb der Statt ain sonderlich Wolstand und Zier, stehet vor dem Pergstraßtor."

Aus der Stainhauserschen Chronik. (Mtt. d. G. f. S. Ldkd.)

Wolf Dietrichs Ende.

Das Verhältnis zwischen Salzburg und Bayern war nie ein ganz ungetrübtes. Die feindselige Stimmung aber erreichte am Beginne des 17. Jahrhunderts ihre Höhe. Wolf Dietrich hatte die salzburgischen Holzlieferungen nach Reichenhall verboten, die Probstei Berchtesgaden überfallen und besetzt und die Salzausfuhr nach Bayern gesperrt. Dies war Landfriedensbruch und führte zu dem eigenartigen Schauspiel, daß Herzog Maximilian von Bayern, das Haupt der katholischen Liga, gegen den Erzbischof Wolf Dietrich zu Felde zog.

Seit Juli 1611 rüstete dieser allerorten, er war wohl vorbereitet und kurz vor dem Zusammenbruch höhnte er noch prahlend das bayrische Heer, das Tittmoning belagerte. Doch wenige Stunden darauf überkamen ihn wehmütige Gedanken: „Traurig in seinem Zimmer sitzend mit verweinten Augen, meldet er, er komme immer mehr zur Ansicht, daß es auf seine Person allein abgesehen sei, und lamentiert, daß wider Gottes Gewalt, Krieg, Feuer und Wassermacht kein Mensch Widerstand tun könne."

Seine Lage kam ihm hoffnungslos vor und — er flieht.

Man kann ruhig behaupten, hätte er mutig dem Kommenden entgegengesehen, das Kapitel durch Gefangennahme der widerstrebenden Mitglieder eingeschüchtert und den Adel, vielleicht durch Wiedererrichtung der Landschaft, an sich gefesselt, seine gutgeübten Scharen hätten sicher dem Bayernherzog den Sieg nicht so leicht gemacht, daß dieser sich rühmen konnte: „er habe zwischen München und Salzburg nicht einmal den Küraß auszuziehen gebraucht."

Am 26. Oktober 1611 zog Herzog Maximilian in Salzburg ein. Noch am Abend dieses Tages schrieb er seinem Bruder Albert: „Jetzo weile in denen selben Gemächern, allvonwoaus noch kürzlichen ein großer Fürst mir und aller Welt hat Trotz boten."

Am Tage vorher war ein müder Reiterzug vor dem Schlosse Moosham im Lungau angelangt, der Erzbischof, sein Bruder Rudolf, der Untermarschall Perger und einige Diener. Mit unterwürfiger Gebärde begrüßte Alexander von Griming, der strenge Pfleger, seinen

Herrn. Einen trostlosen Tag verbringt Wolf Dietrich in Moosham. Wie geistesabwesend steht er am Fenster und starrt hinaus in das einsame Tal. Da drunten im sumpfigen Gelände an der Mur brauten Nebel, Nebel umzogen die waldigen Höhen des Holler-, des Mitter-, des Schwarzenberges, wälzten sich über die Kämme des Ainecks und Tschanecks, zwischen denen die Straße über den Katschberg nach Süden führt. Endlich auf Drängen seines Bruders brach er auf.

Schloß Hohenwerfen.

Hans Rottmayr, der Kurier, sollte Wagen und frische Pferde liefern. Der Erzbischof fühlte sich zu ermattet, um reiten zu können. Schon war der Paß überschritten, schon ging's auf kärntnerischem Gebiete rascher abwärts, schon fühlten sich die Flüchtlinge hier, auf österreichischem Boden, sicherer, als plötzlich rauhe Stimmen erschollen: „Halt auf, halt auf!" — „Die bayerischen Reiter!" schrie Rudolf. — „Fahr zu, fahr zu!" der Erzbischof. Aber Hans Rottmayr blieb stehen. Jetzt waren die Reiter herangebraust und willenlos ergab sich der fliehende Fürst. Ohne Rast ging's zurück über den Katschberg, über den

Tauern, vorbei an Radstadt, an Hüttau, hinauf die steile Straße nach Pfarrwerfen und erst vor der festen Burg des Marktes Werfen machte man Halt.

Domherr Nikolaus von Wolkenstein war zur Hut der Veste vom Kapitel abgesandt worden. Hauptmann Leonhard Plumpf befehligte die Besatzung von dreißig Mann, die soeben durch dreihundert bayerische Söldner verstärkt worden. Schon vom Eingange des Marktes an standen Wachen. Bange hielten sich die Bürger in den Häusern. Am Aufstieg zum Schloßberg empfing Plumpf den hohen Gefangenen und führte ihn und sein Gefolge unter starker Bedeckung den steilen Weg hinauf. Nikolaus von Wolkenstein hatte so viel Schamgefühl, sich nicht sehen zu lassen. Dem Gefangenen wurde ein Gemach im zweiten Stockwerke des alten Palas angewiesen, ein Raum mit hohen Bogenfenstern, durch Maßwerk aus roten Marmorplatten verkleinert; dicke Butzenscheiben ließen schwaches Licht herein. Nur dürftige Möbel standen da, eine plumpe Bettstelle, ungefüge Tische und Schemel. Draußen aber auf dem ziegelgedeckten Boden des die ganze Breite des Baues einnehmenden Mueßhauses — einem düsteren Saale — erdröhnte Tag und Nacht der scharfe Tritt der Wachen und allstündlich in der Nacht kündete ein Glockenzeichen vom Trompetergang am hohen Turm an, daß der Wächter strenge Ausschau halte.

Nun kamen traurige Tage. Schon deckte Schnee die Türme und Zacken des Tennen- und Hagengebirges und die vielgestaltigen Spitzen, die das schöne Blühnbach einrahmen. Nur Rudolf, dem Bruder des Erzbischofes, war es gestattet, mit dem Gefangenen zu verkehren.

So nahte der 22. November. An diesem Tage holte man den unglücklichen Fürsten von Werfen ab, um ihn auf die Festung Hohen-Salzburg zu bringen. Bevor er aber seinen Kerker verließ, schrieb er an die Wand des Fensters mit einem Stückchen Rötel, das ihm ein Diener zugesteckt, — denn jedes Schreibzeug und jedes Buch außer dem Brevier war ihm entzogen, — die Verse:

„Gibt in der Welt viel Trug,
Tue recht und fürcht die Lug —
Damit ward ich wetrogen[1]),
Ich tat recht und ward verlogen.“[2])

[1]) betrogen. — [2]) durch Lügen zugrunde gerichtet.

Darunter aber schrieb er die uralte Klage, die schon im Nibelungenliede erklingt:

„lieb ist laydes annfangkh
über kurtz oder langckh —".

Dann kommt sein Handzeichen, ein W mit einem eigentümlich verschlungenen D.

Wolf Dietrich erhielt die Freiheit niemals wieder. Nur auf einen Befreier durfte der vorzeitig zum Greise Gewordene noch hoffen — den Tod. Am 16. Jänner 1617 drückte ihm dieser die müden Augen zu. Seine irdischen Reste wurden unter fürstlichem Prunke in der Gabriels-Kapelle, die er als seine Begräbnisstätte hatte erbauen lassen, beigesetzt.

Nach Dr. F. Martin „Wolf Dietrichs letzte Lebensjahre".
(Mtt. d. G. f. S. Ldkd. und Dr. H. Widmann, „Resigniert".)

Erzbiſchof Paris Graf von Lodron. (1619—1653.)

Graf Paris von Lodron, Fürsterzbischof von Salzburg.

(1619—1653.)

Im Jahre 1619 bestieg Paris Graf von Lodron den fürstlichen und erzbischöflichen Stuhl von Salzburg. Das damalige Erzstift Salzburg bestand nicht nur aus dem heutigen Herzogtum Salzburg, sondern umfaßte auch noch einen heute zu Bayern gehörigen Teil zwischen der Salzach, der Alz und bayrischen Traun, wie ihm auch die am Inn gelegene Stadt Mühldorf gehörte. Außerdem besaß es in Tirol einen Teil des Zillertales, das Brixental, ferner den Markt Windischmatrei am Südabhange der Tauern, sowie Friesach, Althofen, Gmünd und andere kleinere Gebiete in Kärnten und einige Besitzungen in Steiermark und Niederösterreich.

Der neu erwählte Fürst stand im jugendlichen Mannesalter von 33 Jahren. Ein schöner, stattlicher Mann, mit schwarzem, aber frühzeitig schütterem Haare, kräftigem Schnurr- und Knebelbart, energischer Nase. Aus seinem großen Auge leuchtete Ernst, Verstand und Güte. Er schien wohl geeignet, die ihm gestellte Aufgabe zu erfüllen, er hat auch den gehegten Erwartungen entsprochen und Salzburg unter schwierigen Verhältnissen in einer Weise regiert, daß noch nach mehr als zwei Jahrhunderten sein Name mit Hochachtung genannt, sein Andenken gesegnet wird.

Während der Regierungszeit Paris Lodrons tobte in Deutschland der verheerende Dreißigjährige Krieg. Der Fürst wußte durch tatkräftige Maßnahmen den Schrecken desselben von der Hauptstadt und vom Lande fernzuhalten. Worin aber diese Vorkehrungen bestanden, davon soll uns im nächsten Abschnitt ein Zeitgenosse in seiner Chronik selbst erzählen.

Besonders sorgte der Erzbischof durch die allmähliche Heranziehung und Einübung der jungen Mannschaft für ein tüchtiges, zahlreiches Heer. Mit solchen Mitteln wurde es ihm möglich, im Falle der Not über 20.000 Mann, wohleingeübt und gut ausgerüstet, aufbieten zu können, eine für jene Zeit und für sein Land ungewöhnlich große Truppenmacht. Die Schützen waren so gut mit der Waffe vertraut, daß sogar 17jährige Burschen auf 200 bis 250 Schritte die Scheibe nicht verfehlten. Paris überwachte selbst alles, überraschte oft zur Nachtzeit die Wachen und trug dadurch zur Ordnung wesentlich bei.

Als im Jahre 1632 Gustav Adolf Bayern mit seinen schrecklichen Scharen überzog, flüchtete sich die Kurfürstin, die Gemahlin Maximilians, der seine Hauptstadt nicht retten konnte, samt ihrer Familie und der Begleitung in das wohlbefestigte Salzburg und verweilte daselbst in voller Sicherheit durch acht Monate. Ebenso hatte der Kurfürst seine Geldvorräte, Kostbarkeiten, Archive in das vom Erzbischof neuerdings befestigte Schloß Werfen bringen lassen. Auch reiche Kaufleute flohen mit ihren Geldern in das sichere Salzburg, das die Schweden wegen seiner außerordentlichen Festigkeit nicht angriffen. Noch ein zweites Mal wurde Salzburg als sicherer Rettungsort aufgesucht, als im Frühjahr 1648 der schwedische General Wrangel über Bayern herfiel. Kurfürst Maximilian selbst war gezwungen, mit seinen Angehörigen und seinem Hofstaate beim Erzbischof Zuflucht zu suchen. Das Beispiel fand solche Nachahmung, daß Salzburg bald Tausende von Flüchtlingen in seinen Mauern zählte.

All die Befestigungsbauten, die Ausrüstungen, die Beiträge an Geld, Mannschaften und Kriegserfordernissen, welche der Erzbischof als deutscher Reichsstand zu leisten hatte, forderten große Summen, die nur durch empfindliche Steuern aufgebracht werden konnten. Das veranlaßte mehrmals eine drohende Gärung, insbesondere unter der Bevölkerung der Gebirgsgaue. Doch gelang es jedesmal durch kluges Entgegenkommen, die aufrührerische Bewegung ohne Blutvergießen zu ersticken. Wie hart auch die hohen Steuern drücken mochten, zu denen übrigens der Adel, die Geistlichkeit und der Erzbischof selbst im gleichen Maße herangezogen wurden, wenigstens blieben doch die Fluren, Häuser, der Viehstand und alles andere Eigentum unversehrt. Wie wenige deutsche Länder waren in dieser glücklichen Lage!

Nur einmal war die salzburgische Stadt Mühldorf am Inn von Schweden und Franzosen für kurze Zeit besetzt, wobei einige Häuser ausgeplündert wurden.

Trotz der traurigen Zeitverhältnisse, die immer wieder fast unerschwingliche Opfer forderten, schuf Paris Lodron auch hervorragende Werke des Friedens.

Er vollendete den von seinem Vorgänger, Markus Sittikus, begonnenen herrlichen Dom sowie die erzbischöfliche Residenz. In der feierlichsten Weise wurde der Dom 1628 in Gegenwart von vier Fürsten aus bayrischem und österreichischem Hause, mehreren Bischöfen und zahlreichen Äbten eingeweiht und dem Gottesdienste übergeben.

Ein anderes treffliches Friedenswerk war die Errichtung einer Universität in Salzburg. Im Jahre 1620 erbat sich der Erzbischof hiezu die kaiserliche Genehmigung, der 1625 die päpstliche Bestätigung folgte. 31 Äbte des Benediktiner-Ordens in Süddeutschland hatten schon 1618 unter sich einen Vertrag geschlossen und sich verbindlich gemacht, für die hohe Schule in Salzburg taugliche Lehrkräfte zu bestellen.

Am 11. Oktober 1623 wurde die Universität vom Erzbischof feierlich eröffnet. Aus ganz Süddeutschland strömte die wißbegierige Jugend der neuen Anstalt zu, die sich rasch zu ansehnlicher Blüte hob. Es galt als große Empfehlung, in Salzburg die Rechte studiert zu haben. Leider wurde die Universität 1810 unter bayrischer Herrschaft aufgehoben.

Ein anderes höchst dankenswertes Friedenswerk war die Austrocknung der Sümpfe des Schallmooses im Norden und Nordosten der Stadt. Durch wohlerfahrene holländische Ingenieure ließ Paris die Entsumpfung vornehmen und dann durch das entsumpfte Gebiet eine breite Straße anlegen. So wurden bei 2700 Joch der Anpflanzung gewonnen. Bald erhoben sich auf dem früher öden Gebiete stattliche Bauernhöfe und schöne Landhäuser mit Gärten.

Bis auf die Zeit des Erzbischofs Lodron hatte 17mal die Pest in Salzburg gewütet, zuletzt 1597. Im Jahre 1625 trat sie neuerdings, zum Glück nicht in heftiger Weise auf. Da ließ der Erzbischof in der Nähe der Stadt das St. Rochusspital errichten. Als nun ein zweites Mal 1635 die Pest und diesmal so verheerend auftrat, daß während ihrer Dauer durch 36 Wochen fast ein Drittel der Einwohner erlag, zeigte sich die Wohltat der neuen Einrichtung darin, daß es nunmehr einen Ort gab, der, mit allem Nötigen ausgerüstet, doch einigermaßen zur Verringerung des Jammers und des Elends beitrug.

Es ist wohl natürlich, daß Erzbischof Lodron aufrichtige Verehrung und Liebe genoß. Große Werke des Krieges und des Friedens hatte der Landesfürst geschaffen; sein Land nicht nur von äußeren Gefahren befreit, sondern auch im Innern gehoben. War es da ein Wunder, daß man ihn schon zu Lebzeiten als „Vater des Vaterlandes" pries, daß sein Name fortlebte durch Jahrhunderte und König Ludwig I. von Bayern die Büste Paris Lodrons in der Walhalla unter den Gedenksteinen der verdienstvollsten deutschen Männer aufstellte.

Nach Ludwig Schmued im „Neuen vaterländischen Ehrenbuch".
(Verlag Prochaska, Teschen.)

Graf Lodron, der Schutzherr unserer Heimat, zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges.

Durch ebenso kluge als tatkräftige Maßregeln gelang es Paris Lodron, unsere Heimat vor dem Elend des Krieges und vor dem Durchzug kriegführender Truppen zu bewahren. Der Chronist Dücker von Haßlau, ein Zeitgenosse dieses Fürsten, erzählt uns darüber folgendes:

Ihme allein ist, nechst Göttlichen Schutz die Erhaltung seines Landes, mit vnsterblichem Lob vnd Danck zuzuschreiben. Dann er dasselbe nit allein wider die offentliche vnd deß Röm. Reichs allgemeine Feinde, sondern auch wider die verstellte Freund, welche vnter allerhand scheinbaren Vorwand deß Lands Schaden, wo nit gleichmäßigen Vntergang mit einzuwicklen gesucht, so mann- vnd standhafft erhalten, daß weder Frembde noch Inländer nichts zu fürchten gehabt.

Dann gleich zu Antritt seiner Regierung er wie ein Sternkunst Erfahrner auß dem Liecht seines hohen Verstandes das allgemeine Teutsche Vnheil vorsehend, wider alle Vnglücksfäll sich gefast gemacht, vnd zu dem Ende die Befestigung der Haupt-Stadt Saltzburg, welche biß dahers gleichsam ein offenes Dorff gewesen, wie nit weniger das Schloß hohen Saltzburg, die Gräntzen und Päß, als gegen Steyr, deß Paßs an der Mändling, gegen Tiroll deß in der Strub, Kniebas vnd Lufftenstein bey Lofer, deß im Lueg bey Golling, der Schlösser Neuhauß vnd Plain ernstlich vnd mit Rath guter Kriegs-Verständigen für die Hand genommen vnd glücklich vollend. Hierzu nicht allein an Geschütz, Gewehr zu Fuß vnd zu Pferd, Pulver, Kugeln vnd allerhand Kriegs- auch Lebens- vnd Nahrungbereitschafft die Nohtdurft, sondern ein Überfluß verschafft, auch mit gehöriger Anzahl Soldaten vnd guten Befehlshabern wol versehen, also, daß die Feind ein solches Abscheuen getragen, daß sie sich nit daran wagen dörffen, ob sie schon nahend genug gewesen.

Neben guter Anzahl deß geworbenen Volcks, hat er die Bauren und Burger, absonderlich auch die Schifleut zu Lauffen bewehrt vnd so wol zu Pferd

als zu Fuß zum Gewehr geschickt gemacht. Die Jäger vnd Feurschützen, so in guter Anzahl, waren wol in acht zu nehmen. Massen er sie die letzte Jahr deß Kriegs neben seiner allzeit gebräuchigen Leibwacht zu Roß vnd Fuß auch dahin vnd nach Hoff genommen, die Hoffdienst und Pflegen auff dem Land waren meistenteil mit erfahrnen Kriegsbedienten besetzt. In Summa, es ist alles vnd allezeit bestellt gewesen, als wann der Feind vor der Thür wäre. Uber diß, daß er anheimes wider die Gefahr alles wol bestellt, hat er noch dem Röm. Kaiser vnd dem Hauß Oesterreich ansehnliche Hülff mit gantzen Regimentern geschickt vnd vnterhalten.

Die Stadt vnd Land Saltzburg hat in wehrenden 30jährigen Teutschen Krieg ihren alten Namen Juvavum[1]) Helffenburg recht an den Tag gegeben, da sie Anno 1648 obnen Churfürsten vnd Hertzogen, Prälaten, Graffen, Herren vnd gemeinen Leuten auß Bayrn für ihre Personen vnd Güter vor der Schwed- vnd Frantzösischen Kriegsmacht eine sichere Zuflucht gewesen."

[1]) Man leitete den Namen von juvare = helfen ab.

Fürsterzbischof Paris an den Grafen Tilly*).

Eine Stilprobe aus dem 17. Jahrhundert.

An den Herrn Grauen[1]) von Tilly.

Mein freundlich grues in genaigtem Willem zuuor[2]).

Hoch: vnd wolgeborner Jnsonders lieber Herr Graff.

Auß deß Herrn angenemmen schreiben vom 16. dits. hab Jch vernommen, Das er sich Persönlich zu Alten Ötting, vnd also in hiesiger nachbarschafft befunden, Nun wurde Mir ain sonderbare Consolation[3]) vnd Frewd gewesst sein, Da der Herr mit dieser Occasion[4]) sich gar alher bemüehet, die newerpawte Thumbkhirchen besichtiget, vnd mit ainer schlechten Tractation[5]) vorlieb genommen hette, Dieweyll es aber für dießmall villeicht sonderer Verhindterungen halben nicht sein khönnen, So mueß Jch in erwartung ainer bessern gelegenheit gedullt tragen, Vnd sage Jnmitls dem Herrn Umb sein guetherzig wolmainend anerbieten ganz freundlichen danckh. Er hat sich auch hingegen zu Mir auff Jede begebende Fähl[6]) aller beliebenden freundtschafft vnd genaigten wilfehrigkhait vnzweiflich zuuersehen[7]).

Datum Salzburg den 25. Augusti Ao. 1630.

Mtt. d. G. f. S. Ldkd.

*) Jn den Tagen vom 14. August bis 6. September 1630 weilte General Graf Tilly in Alt-Ötting und richtete von dort aus ein „Komplimentschreiben" an den Fürsterzbischof Paris, worauf dieser im obigen Briefe antwortete. Der Brief ist in bezug auf die Willkür in der Rechtschreibung und die Durchsetzung unserer Sprache mit Fremdwörtern als Stilprobe des 17. Jahrhunderts beachtenswert.

[1]) Grafen. — [2]) zuvor. — [3]) Aufmunterung. — [4]) Gelegenheit. — [5]) Bewirtung. — [6]) Fall. — [7]) zu versehen.

Erzbischof Johann Ernst, Graf von Thun.

In der langen Reihe der Kirchenfürsten auf St. Ruperts Bischofsitz verdient wohl keiner den schönen Beinamen „der Stifter" mehr als Johann Ernst, der 22 Jahre (1687—1709) dem Erzbistum vorstand.

Johann Ernst war ein Halbbruder des Erzbischofes Grafen Guidobald Thun (1654—1668). Er unternahm nach Vollendung seiner

Erzbischof Johann Ernst, Graf von Thun (1687—1709).

Studien eine Reise durch die hervorragendsten Staaten Europas und kam sogar bis in die afrikanischen Raubstaaten. Im Jahre 1679 wurde er zum Bischof von Seckau ernannt und im Jahre 1687 wählte ihn das Domkapitel zum Erzbischof von Salzburg.

Seine Regierung ist eine ununterbrochene Kette von wohltätigen Gründungen und Stiftungen für Stadt und Land.

Die erste Stiftung war jene des Ursulinenklosters. Das Bedürfnis einer eigenen Anstalt für den Unterricht der weiblichen Jugend

war längst in Salzburg gefühlt worden. Der Erzbischof berief nun zu diesem Zwecke 1695 zwei Frauen und eine Schwester des Ursulinen-Ordens aus dem Konvente von Klagenfurt hieher und wies ihnen zum Aufenthalt ein Haus in Birglstein an. Doch zeigte sich die Lage dieses Gebäudes für eine Schule als nicht sehr zweckentsprechend, da es von der inneren Stadt zu entfernt war, ungeachtet dessen, daß der Erzbischof sogar seine Hofwagen von Haus zu Haus fahren ließ, um die Kinder hinauszubringen. Man wählte daher für das Kloster einen anderen Platz, nämlich in der Gstätten, dort wo früher das Spital der barmherzigen Brüder gestanden. Im Januar 1699 wurde der Grundstein zur Klosterkirche gelegt, aber die Vollendung des Klosterbaues erfolgte erst unter dem Nachfolger Johann Ernsts.

Die zweite Stiftung war jene des Priesterhauses. Hiefür baute der Erzbischof im Jahre 1694 jenes palastartige Gebäude, in dessen Mitte die Dreifaltigkeitskirche steht. Den linken Flügel bestimmte er dem Zwecke der Erziehung künftiger Priester und Seelsorger.

Die wohltätigste Stiftung war die des Johannis-Spitals. Der Fürst kaufte hiefür das am äußersten Ende der Vorstadt Mülln gelegene Schloß Mülleck, ließ es niederreißen und erbaute an seiner Stelle das schöne Spital, in dem Pilgrime und Kranke Unterkunft und Pflege fanden. Am 7. September 1695 war dieser Bau soweit gediehen, daß die erste Aufnahme erfolgen konnte. Der Erzbischof selbst eröffnete das Haus, indem er dem ersten Pilger öffentlich die Füße wusch und über den ersten Kranken den Segen sprach. Jeder Pilger wurde einen Tag über, und zwar mit einem Nachtlager und zwei Mahlzeiten, gepflegt, bei seinem Weggehen erhielt er außerdem noch ein Almosen.

Durch eigene Satzungen ward ferner bestimmt, welche Kranke aufzunehmen und welche abzuweisen seien. Merkwürdig ist es, daß der edle Stifter alle Papiere, auf denen die für das Gebäude und dessen Einrichtung verwendeten Geldsummen verzeichnet waren, vernichtete, damit die Nachwelt nie erfahre, wieviel ihm diese vortreffliche Anstalt gekostet habe. Zu einem Fonde widmete er dem Spitale 112.000 Gulden und versprach, so lange er lebe, ihm monatlich 1000 Gulden zu geben, was er auch treulich erfüllte.

Im Jahre 1701 stiftete Johann Ernst den Ruperti-Orden für militärische Verdienste. Das Ordenszeichen war ein metallenes Kreuz, das von 1767 an am roten Bande mit schwarzer Einfassung getragen wurde. Die Großritter waren durch einen in Gold gestickten Stern, der

im Innenschild die Anfangsbuchstaben S. R., d. h. Sankt Rupertus, enthielt, ausgezeichnet, der Kommandeur endlich trug das breite Ordensband von der rechten Schulter zu linken Hüfte, ihn schmückte ein reich mit Edelsteinen besetztes Ordenskreuz.

Zahlreiche Bauwerke erinnern an diesen Fürsten. Außer der schon genannten Dreifaltigkeitskirche ist auch die Kollegienkirche, der zweite Dom Salzburgs, sein Werk. Diese herrliche Kirche wurde nach den Plänen Johann Bernard Fischer von Erlachs geschaffen, während die Kajetankirche und jene zu Nonntal durch den Salzburger Hofarchitekten Kaspar Zugalli erbaut wurden. Als Gegenbild von Maria Plain entstand unter Johann Ernst die Wallfahrtskirche Kirchental, „das schönste und stilvollste Bauwerk kirchlicher Renaissance in unserem Gebirge".

In Erinnerung an die glücklichen Geschäfte, die er in Gesellschaft der holländisch-ostindischen Kompagnie machte, ließ der Erzbischof 1693 das Glockenspiel errichten, zu dem 1703 der Hofuhrmacher Jeremias Sauter das kunstvolle Werk verfertigte. Unter ihm wurden ferner in der Sommerreitschule die drei Galerien mit den 96 Lauben aus dem Felsen des Mönchsberges gemeißelt. Sie sollten als Zuschauerraum bei Kampfspielen und festlichen Aufzügen dienen. Den Mirabellgarten schmückte er mit Statuen und fügte zu den Standbildern des hl. Rupert und Virgil vor dem Dom noch jene der beiden Apostelfürsten hinzu. Ebenso verdankt die Pferdeschwemme am Sigmundsplatze Johann Ernst ihre Entstehung; die architektonisch gegliederte Mauerrückwand mit den Pferdefresken wurde aber erst unter Erzbischof Leopold Firmian geschaffen.

Einer Liebhaberei huldigte dieser Fürst mit Leidenschaftlichkeit, und das war die Jagd. Darin finden wir wohl auch die Ursache, daß er im Geiste der meisten ihm ebenbürtigen Zeitgenossen außerordentlich strenge Jagdgesetze erließ und jede Übertretung mit großer Härte bestrafte. Wenn wir aber von dieser menschlichen Schwäche absehen, so treffen wir bei Johann Ernst eine so reiche Zahl verehrungswürdiger Eigenschaften, daß ihm wohl der Ruhm eines edlen, wohltätigen und tugendhaften Fürsten gebührt, dessen Andenken die Nachwelt immer segnen wird. In den letzten Jahren seiner Amtsführung erblindete der Kirchenfürst und starb, 66 Jahre alt, am 20. April 1709. Seine Leiche wurde im Dome vor dem Schneeherrenaltar, sein Herz aber auf sein eigenes Verlangen in der Dreifaltigkeitskirche bestattet.

Nach verschiedenen Quellen.

Eine altsalzburgische Landschranne.

Man schrieb den 12. September des Jahres 1715 am „Mitichen vor des heiligen Kreuz Erhöhung", als auf der Straße von Hallein nach Oberalm reges Leben herrschte. Fußgänger, einzeln und in Gruppen, strebten dem Dorfe zu. Es waren Bauern aus dem Gebiete des Pfleggerichtes Glaneck, die heute, wie alljährlich an diesem Tage, der Verkündigung des Landrechtes bei der Schranne in Oberalm anwohnen wollten. Man sah ihnen die feierliche Stimmung an, denn das gewöhnliche Gespräch geriet immer wieder ins Stocken und eifrig lauschten sie den Worten des Hansen Wolfgruber von Törl am Berg, der erzählte, wie es vor Jahren mit dem Landrecht gehalten wurde.

Ein frischer Morgenwind wehte vom Lueg salzachabwärts; von den grünen Matten des Roßfeldes hob sich das vom Neuschnee bestäubte Haupt des Hohen Göll scharf ab. Die Strahlen der Sonne wurden wie Silberblitze vom Turme der Gnadenkirche am Dürrnberg zurückgeworfen; kein Wunder, daß das Kirchlein im Volksmunde allenthalben das „gläserne" hieß.

Im Dorfe drängten sich die Leute, zahlreiche Männer umstanden dichtgeschart den Hügel, der sich südlich von der Kirche zur Straße herabzog. An seinem oberen Rande beschattete eine breitästige Linde den uralten Schrannentisch.

Auf einmal wichen die Leute links und rechts von der Straße ab, denn in schwerer Staatskarosse, von kräftigen Braunen gezogen, kam Seine Gnaden der Pfleger, Herr Franz Sebald Lieb von Liebenheim, angefahren. Beim Gasthaus hielt der Wagen und der behäbige Wirt Wolfgang Potenhofer, Bürger und Gastgeb zu Oberalm, begrüßte ehrfurchtsvoll den „gestrengen Herrn". Dieser verließ mit dem Gerichtsschreiber und Umgelder Franz Konrad Pichler das Gefährt.

Vorerst ist der Friedbote beschäftigt, um den vorerwähnten Tisch die Grenzen der Schranne mit großen Haselgerten in Dreieckform abzustecken.

Dann ermahnte er den „Umstand", wie das hinter den Grenzen sich drängende Volk hieß, ernstlich, während der Verhandlungen keine

ungebührlichen Rufe auszustoßen oder gar eine „Rauf- oder Haderhand" anzufangen. Sollte einer von altersher nit wissen, fügt er mit besonderem Nachdruck hinzu, daß wer „zuckt" für das „aus der Scheid" nit weniger straffällig sei als für das „Wiederhinein".

Nun kommt der Gerichtsschreiber, das schwere Aktenbündel unter dem Arm, und fordert den Friedboten auf, den Aufrufzettel zu verlesen, um der richtigen Ladung der Dingleute sicher zu sein.

Eine Landschranne in Oberalm im 18. Jahrhundert.

Mit weithin hörbarer Stimme verkündet dieser:

„Für heute sollen bei der Landschranne alle Gerichtsleute, sie seien Urbarsmänner oder Freisassen, erscheinen und ohne gesetzliche Ursache keiner wegbleiben: Es sei denn, daß einer schwer erkrankte hinter den vier Wänden und man hätte ihn mit dem heiligen Sakrament versehen, oder er wäre auf einem fernen Weg gegen Rom, gegen Aachen oder St. Jakob, wohin ihn Gott und sein Landesfürst gefordert, so wäre eine solche Person genugsam entschuldigt und der Strafe enthoben. Doch soll er seinen Brotboten[1]) senden, der sein gesetzliches

[1]) Dienstbote oder Familienglied, das Brot des Hausherrn genießend.

Fernbleiben entschuldigt. Falls zwei Untertanen in einem Haus unter einem Rauch wohnen, so ist der eine befreit und mag daheim bleiben, der andere aber soll die Landschranne besuchen und hören die Rechtsentscheidung, wie er sich gegen die Obrigkeit und seine Nachbarschaft das ganze Jahr verhalten soll."

Einen nach den andern fordert der Friedbote auf, in die Schranne zu treten, zuerst den Hans Schöndorfer zu Hannsberg, dann den Andrä Sungkler, Singgesell zu obern Albm, den Lienhart Länzinger zu Kalasberg, weiter den Achazen Köllrer zu Wiespach und so fort, bis endlich die Zahl 24 erreicht war. Entschuldigt waren der Christian Modler vom Anger auf der Loo, weil er durch Feldgüsse mit Wasser noch verrunnen, und der Ruprecht Gizoller auf dem Wilpenhof, weil er bereits gestern mit dem Gottsleichnam versehen wurde.

Jetzt erscheint im Namen des hochwürdigsten Fürsten und Herrn Franz Anton, Grafen v. Harrach, Erzbischofs von Salzburg, der Pfleger Lieb von Liebenheim, ein würdiger Herr in hoher Perücke, deren lange Flügel auf die Brust herabwallen, ein goldbordierter Hut sitzt als Dreispitz auf ihr auf. Der Friedbote gebietet Ruhe, damit hat die Verhandlung begonnen.

Der Landrichter setzt sich zu dem Tische und richtet mit nachdrucksvollem Ernst in der Stimme an den Gerichtsprokurator folgende Fragen:

„Ich frage euch nach Recht, ob es sei an Zeit, Weil, Jahr, Tag und Stund, daß ich im Namen unsers hochwürdigsten Fürsten und Herrn, als von Seiner hochfürstlich Gnaden bestellter Landrichter, den Stab in die Hand nehmen und das gewohnliche Landrecht, wie von alters Herkommen bei dieser Schrannen Oberalm gebräuchig, abhalten möge?"

Der Gefragte antwortete: „Wohledler gestrenger Richter und gebietender Herr. Dieweil Euer Gestreng mich des Rechtens fragen, so will ich zu Recht sprechen: es sei Zeit, Jahr, Tag und Stunde, daß dieselben den Stab in die Hand nehmen und das Recht abhalten."

Auf diese Worte hin ergreift der Richter den Taidingstab, das Abzeichen seiner richterlichen Würde, und hierauf werden die einzelnen Punkte des Landrechtes den lautlos Harrenden verkündigt.

Vor allem beziehen sich dieselben auf die Wirtschaft in Haus und Hof, auf Acker, Feld und Garten, wie auf Wald und Weide. Da heißt es: Wenn einer einen fruchttragenden Obstbaum auf seinem Grund hat, der auf des Nachbars Grund überhängt, da kann er hinaufsteigen und mit einem Fuß zum Stamm stehen; was er mit der Hand erreicht,

mag er pflücken, das übrige abschütteln, davon soll ihm sein Nachbar den dritten Teil zum Stamm schütten. Hat einer einen Baumgarten um sein Haus, so soll er ihn frieden[2]), wie seine Schlafkammer, damit er vor Schaden gesichert sei.

Weiter verkündet man, daß man im Lanzing[3]) am St. Georgentag um die Zäune geht; jedem ist geboten, zum Zaune zu gehen. Der selbst nicht da ist oder auch seinen Brotboten nicht sandte, der die Zaungrenze zu zeigen weiß, ist dem Pfleger zu einem Wandel[4]) 4 β 4 ₰ verfallen.

Man verkündet, daß keiner im Lanzing ohne Wissen und Willen des Nachbars freventlich auf dessen Grund umkehre.

Wenn einer seinem Nachbar über aufgehendes Getreide führt, mit Eggen oder Schlaipfen freventlich und ohne Wissen des andern und er wird beklagt, so ist das Wandel 4 β 4 ₰.

Wenn der Baumann mit dem Samen in das Feld fährt, soll das Feldester[5]) nach Innen zufallen und alle Lücken in den Feldzäunen ausgebessert sein.

Man soll alle gemachten Wege im Felde offen liegen lassen und nicht umbauen.

Wenn einer einen viehschelling[6]) Hund hat, soll er ihn gut verwahren oder wegtun.

Keiner soll das Vieh des andern, sei es welches immer, gefährlicher Weise verletzen, erkrumpen[7]) oder zu tot schlagen, es mache ihm Schaden oder nicht. Tut es ihm Schaden und er weiß, wessen das Vieh ist, solle er demselben sagen und gütlich anreden, er soll das Vieh ohne Schaden halten. Geschieht ihm aber noch weiter Schaden, so kann er das Vieh in den Pfandstall treiben und es dem Gerichte anzeigen.

Man soll kein geschlagenes Holz über Jahresfrist liegen lassen; bleibt es liegen, so kann es jeder, der dazu kommt, wegführen, ohne Entschädigung zu leisten.

Es soll sich niemand unterstehen, in der Frei[8]) etwas einzufangen zu Wiese oder Acker. Die Teil haben auf dieser Frei, haben ihr Holzrecht und den Blumbesuch[9]), aber nicht mehr.

Noch viele Bestimmungen verkündete der Gerichtsschreiber, die alle davon zeugten, wie vorsorglich die Regierung bestrebt war, das Recht der Gesamtheit und des einzelnen zu wahren. Ebenso suchte sie,

[2]) umzäunen. — [3]) Frühling. — [4]) Wandel = Strafe, 4 Schilling 4 Pfennige. — [5]) Zaungitter, — [6]) viehschädlichen. — [7]) lähmen. — [8]) Gemeinland, allen Mitgliedern der Gemeinde gemeinsam gehörig. — [9]) Weiderecht.

Ordnung und Zucht in der Familie und Gemeinde aufrecht zu erhalten. Dies kommt in folgenden Weisungen zum Ausdruck.

Es ist ernstlich verboten, daß kein Wirt, Bierschank oder Gastgeb an den gebotenen Feiertagen unter dem Hochamt, noch unter der Predigt, keinem, wer es immer sei, weder zu essen, noch zu trinken gebe, außer reisenden, wegfertigen Personen.

Wenn einer auf dem Kirchtag Vieh schlägt, soll er von jedem Stücke Zungen und Fuß dem Richter zu geben schuldig sein. Schenkt er Wein oder anderes Getränk, ist er verpflichtet, dem Richter ein Viertel zu geben.

Welche Spielleut am heiligen Gottsleichnamstag ihr Spiel verweigern, nicht mit dem Umgang gehen und dabei spielen, die sollen auch unter dem Jahr nicht bei Hochzeiten oder andern Anlässen geduldet, sondern von der weltlichen Obrigkeit abgeschafft werden.

Der Kirchweg ist gefriedet; außer Stab und Schnur, darf keiner eine andere Wehr tragen, damit er gegen den Feind gesichert sei. Ebenso darf er, wenn er in die Mühle oder Schmiede fährt, von Feind und Nachbarn nicht angetastet werden. Wird einer deshalb beklagt, ist die Strafe ein Gerichtswandel in Gnaden.

Bei schwerer Strafe soll sich niemand unterstehen, bei dürrem und heißem Wetter Feuer auf dem Untersberg zu machen.

Wenn ein Dienstbote seinen Liedlohn nicht erhalten kann, falls er mit Ehren aus dem Dienst geschieden, so soll ihn der Richter in seinen Schutz nehmen und nach seiner Vollmacht richten.

Niemand darf sich vom andern Gericht hieher setzen, ohne es erstlich beim Pfleger anzuzeigen und Kundschaft vorzulegen. Ebenso darf niemand Hochzeit halten, er habe es dem Pfleger zuvor angezeigt und die Bewilligung erhalten.

Nur nach der alten Gewichtswage und keinem andern Gewicht darf allhier Schmalz und anderes gekauft und verkauft werden.

Allmählich lichteten sich die Reihen der Umstehenden, denn über eine gute Stunde hatte bereits die Verlesung gedauert, und doch kam gerade jetzt jener wichtige Abschnitt daran, der sich mit der öffentlichen Sicherheit befaßte. Wenn auch die Überreiter[10]) fleißig nach fahrendem Volke fahndeten, so fiel dasselbe häufig, über Berchtesgadens und Bayerns Grenze abgeschoben, in das Erzstift ein. Meist waren es Bettler, Umstreifer, Zigeuner, gartierende Soldaten, welche in den

[10]) Landjäger, Polizeiorgane.

Grenzorten die Bewohner bedrängten, und da blieb oft nichts übrig als Selbsthilfe, daher sagte das Landrecht:

Nachdem die Obrigkeit nicht zu jeder Zeit einschreiten kann und es oft Gegengewalt erfordert, so ist den Untertanen am Lande Gewalt gegeben und erlaubt, bei Tag und Nacht, wo sie von diesem losen Gesindel mit Einbruch oder Gewalt angetastet werden, so daß sie sich dessen nicht erwehren können, den Glockenstreich ergehen zu lassen. Worauf jeder Untertan mit seiner besten Wehr zuzulaufen und den Angriff abzuwehren hat. Die Täter sind lebendig oder, wo die Gegenwehr zu scharf ist, tot zu Verhaft zu bringen.

Daher ist es verboten, fremdes, verdächtiges Gesindel zu beherbigen und von diesen Leuten etwas zu kaufen.

Wohl waren auch zur weiteren Sicherheit alle unziemlichen Wehren, wie Wurfhacken, Kreuzhacken, Platzhacken, Bleikugeln, Aufstecher und alle Geschosse verboten. Nur wenn einer über Land geht, ist es erlaubt, eine Waffe zu tragen, doch muß er sich des Mißbrauches des Messers, Weidners oder Dolches enthalten. Hat aber jemand durch solche Waffen seinen Nächsten beschädigt, soll er, wenn er nicht zu zahlen vermag, mit langwierigem Gefängnis bestraft werden. Ist der Tod des Beschädigten erfolgt, soll der Mörder mit dem Rade vom Leben zum Tode gerichtet werden.

Auch das Hausrecht ward in diesem Taiding nicht übergangen, denn wenn einer in nächtlicher Weile zu einem Haus kommt und daran horcht an der Wand, so möge ihn der Inwohner fragen, was hier sein Tun und Treiben sei; gibt er ihm gut Bescheid, ist es recht; wo nicht, so mag er ihn von seinem Haus treiben, wie er kann, und wenn er ihm auch einen Schaden zufügt, so trägt er dafür keine Schuld.

Nachdem diese letzte Bestimmung dem Volke mitgeteilt war, erhob sich der Pfleger und verkündete, daß heute über 14 Tage das Nachrecht gehalten werde. Zu diesem seien alle kleinen und großen Trink-, Getreide-, Obst- und Mehlmaßereien sowie Ellen und Gewichte zu Gericht zu bringen. Diese werden dann durch den Amtmann abgefacht, gemessen, gewogen, gebrannt und gezeichnet.

Das Landrecht war zu Ende; laut sprechend und nach allen Seiten grüßend, verließ die Menge den Platz, der nach einigen Minuten in dörflicher Stille dalag. Nur um den Wipfel der Linde spielten im munteren Auf und Ab einige weiße Falter.

Mit Benützung der Salzburger „Taidinge" von Siegel und Tomaschek.

Der Einzug des Erzbischofes Franz Anton Grafen von Harrach.

(1709—1727.)

Erzählt von Friedrich Fürst Wrede.

Am 27. Mai des Jahres 1709 herrschte in den Straßen Salzburgs festliche Bewegung. Die Kunde, der bisherige Koadjutor[1]) des Erzstiftes Franz Anton Graf von Harrach werde an diesem Tage als des heiligen Römischen Reiches Fürst und Erzbischof Einzug halten, hatte alle Gasthöfe und Herbergen gefüllt. Zu Hunderten waren die Bauern aus den entlegensten Gauen des Bistums in die Haupt- und Residenzstadt gezogen. Denn vornehmlich in den rauhen, weidlustigen Gebirgstälern schlugen die Herzen der Bevölkerung dem neuen Landesherrn entgegen. Erwartete man doch mit Fug und Recht von Harrachs milder Hand die Beseitigung der berüchtigten, strengen Jagdgesetze seines Vorgängers. Dazu kam noch, daß das Wetter, wie der Chronist uns gewissenhaft berichtet, das Fest „recht wunderlich favorisierte[2])." Jung und alt war seit früh morgens auf den Beinen. Lange vor der für die Feier festgestellten Stunde staute sich bereits die Menge im Kai und in der Kapitelgasse. Allein die „Statt-garde zu Fus" war unter Kommando des Obrist-Wachtmeisters Andrees rechtzeitig ausgerückt und sorgte mit patriarchalischer Strenge dafür, daß der Fahrdamm von neugierigen Zuschauern gesäubert blieb. Wer sich nicht daran bequemen wollte, in das Spalier[3]) eingepfercht, geduldig zu harren, der handelte klüger, außerhalb des „Nunthall" Tores Aufstellung zu nehmen, wo der steile Giebel Freisaal über das Gebreite grüner Wiesen herübergrüßt.

Seit alters pflegten die Erzbischöfe dieses Lustschlößchen zum Ausgangspunkte ihres Einzuges zu machen. Gandolf Kuenburg und Ernst Thun freilich sind von diesem Herkommen abgewichen und haben dem prunkvollen Mirabell den Vorzug gegeben. Franz Anton jedoch brachte Freisaal wieder zu Ehren, in dessen kleinem Burghofe ein Wolf Dietrich, ein Markus Sittikus den weißen Zelter bestiegen hatte.

[1]) Bistumverweser. — [2]) beglückte. — [3]) Ehrenreihe.

So prächtig und reisig wie unter diesen streitbaren Vorgängern, die aus dem Steigbügel nach dem Krummstab des hl. Rupertus gegriffen, ging es bei dem Einzug des frommen Harrach allerdings nicht zu. Der Donner der Kanonen auf der Festung, das Krachen der „Stucken" auf dem Mönchs- und dem Kapuzinerberg mochte aber immerhin als Fingerzeig gelten, daß dem Fürsterzbischof von Salzburg nötigenfalls eine ansehnliche weltliche Macht zu Gebote stand.

Hörnerklang, gedämpfter Trommelwirbel und Pferdewiehern. Gleich darauf schimmerten im schattigen Baumgange bereits die weißen Uniformen der an der Spitze des Zuges reitenden Dragoner. An sie schlossen sich je achtzig Rotröcke der bürgerlichen und landschaftlichen „Compagni tzu Pfert". Hinter dieser stattlichen militärischen Begleitung ritten schmucke Postillione und der hochfürstliche Postmeister.

Der Anblick der nächsten Gruppe mußte das Auge des Pferdekenners entzücken. In langer Zeile wurden des Erzbischofs und der Domherrn reich geschirrte Handpferde von livrierten Dienern zur Schau geführt. Der hochfürstliche Klepper-Bereiter, der hochfürstliche Sattelknecht und der Kammer-Fourier — damals gar wichtige, verantwortungsvolle Ämter — folgten ihren vierbeinigen Schutzbefohlenen auf „Dummel-Pferden", wie sie das Verzeichnis des Marstalls benannte.

Sechzehn sechsspännige Karossen mit den Würdenträgern des Landes rollten heran. Manche der Insassen schmückten goldene Gnadenpfennige; ein und den anderen auch das violette Band des wenige Jahre vorher gegründeten Rupertus-Ordens. Alle Familien, die am Hofe des Fürsterzbischofs Rang und Einfluß besaßen: die Dücker, Platz, Yberäcker, Rehlingen — um nur einige Namen zu nennen — sah man hier vertreten.

Nun verkündeten zwölf Herolde aus silbernen Trompeten das Nahen des goldverzierten, mit rotem Samt ausgeschlagenen Leibwagens. Auf dem Rücksitze — dem Landesfürsten gegenüber — saßen der Dompropst und der Domdechant. Neben dem Schlage ritt der Garde-Hauptmann mit gezücktem Schwerte. Heyducken, Lakaien in schwarz-roter Livree, Trabanten mit geschulterter Partisane, Läufer in rot-damastenen „Schürtzeln" schritten dem prunkvollen Gefährt zu Seiten; sechs Edelknaben, deren Hofmeister, Leibkammerdiener, der Hofzwerg im „Hungarisch Kleyd" und ein Leibbarbier folgten unmittelbar hoch zu Roß. Die berittene Leibgarde — martialische Gestalten, den blanken Degen in der Faust — reihte sich an.

In den drei nächsten, gleichfalls mit sechs Pferden bespannten Kutschen hatten die Dom- oder, wie man damals schrieb, „Thumb-Herren“ des Erzstiftes Platz genommen. Eine leere, offene, mit Karmoisin-Samt ausgeschlagene Chaise und zwei von Maultieren getragene, kostbare Sänften schlossen den langen Wagenzug. Zu guter Letzt trabte als Nachhut eine Abteilung der weißen Dragoner.

Am „Runthall“-Tor angelangt, wurde kurzer Halt gemacht. Der hier harrende Magistrat überreichte dem neuen Landesfürsten die Stadtschlüssel. Sodann bewegte sich der farbenbunte Zug unter Kanonendonner und Glockengeläute durch die Kapitel- und die „Trait“-gasse über den Marktplatz nach der Residenz, wo „Ihro hochfürstlich Gnaden in Dero zu dem Ende kostbar meublirtem Rath-Zimmer auf einem drei stafflen Hoch erhobenen Thron sitzend“ vom Domkapitel, von den Ministri und Räten durch Handkuß, vom übrigen Hofstaate und der Stadtobrigkeit durch Kuß des Rockes die übliche Huldigung empfing.

Die große Auswanderung.

Erzbischof Franz Anton Graf von Harrach starb am 18. Juli 1727; ihn rühmte man allerorts als einen frommen, freigebigen und leutseligen Herrn. Sein Nachfolger wurde Leopold Anton Eleutherius Freiherr von Firmian (1727—1744).

Dem Neugewählten lag nichts mehr am Herzen, als die katholische Religion aufrecht zu erhalten und die Schwankenden und Abgefallenen zu derselben zurückzuführen. Er erneuerte die Verordnungen seiner Vorfahren und verbot besonders das Lesen lutherischer Schriften. Auch berief er Mitglieder der Gesellschaft Jesu, die als Missionäre im Gebirge wirken sollten. Aber ihre Tätigkeit blieb ohne Erfolg und es wurde erst recht offenbar, wie weit der Abfall bereits vorgeschritten war. Verschlimmert wurde die Sachlage noch mehr, als die evangelisch Gesinnten bei dem Corpus Evangelicorum (= protestantischen Reichsständen) in Regensburg Klage erhoben und Gehör und Unterstützung fanden. Protestantische Fürsten und Stände unterhielten nun mit ihnen einen regen Verkehr, wodurch die Bauern immer kühner und trotziger wurden. Sie drohten, die freie Religionsübung sich nötigenfalls mit Gewalt zu erzwingen, und hielten trotz des Verbotes Versammlungen, so eine am 13. Juli 1731 zu Schwarzach, wo sie sich durch einen Eid verpflichteten, in der lutherischen Religion zu leben und zu sterben. Um dieses Bündnis zu versinnbilden, tauchten sie die Finger der rechten Hand in ein gefülltes Salzfaß, weshalb dieses Übereinkommen der Salzbund genannt wurde. Vom Erzbischof wurde eine Kommission ins Gebirge geschickt, vor welcher die Bauern ihre Beschwerden vorbringen konnten. Das Ergebnis war überall ein ähn-

liches; man klagte über zu große Forderungen der Beamten und Geistlichen; in religiöser Beziehung zeigte sich Unwissenheit und Unklarheit in den Unterscheidungslehren bei großer Abneigung gegen die katholische Religion. Sie versprachen zwar, dem Landesfürsten Gehorsam zu leisten, fuhren aber fort, Zusammenrottungen zu halten und Drohungen gegen Beamte und Geistliche auszustoßen, sie lästerten die katholische Lehre und wurden immer herausfordernder in ihren Äußerungen gegen den Landesfürsten, weil sie sich sogar militärische Hilfe von den protestantischen Ständen versprachen. Da die Lage allgemach drohender wurde, erbat sich der Erzbischof vom Kaiser Truppen, die am 24. September 1731 in Salzburg ankamen und, um die Ruhe zu sichern, auf das Land verteilt wurden. Zunächst wurden 33 Rädelsführer in einer Nacht ohne Aufsehen festgenommen und unter dem Vorwande einer Musterung der Feuer- und Scheibenstutzen eine allgemeine Entwaffnung durchgeführt. Nun erst erschien am 31. Oktober das Auswanderungs-Edikt[1], durch welches befohlen wurde, daß alle lutherisch Gesinnten das Land verlassen müßten und zwar Nichtansässige binnen acht Tagen, Ansässige binnen drei Monaten; für letztere wurde indes die Frist bis Georgi (23. April) verlängert. Die Auswanderung zu befehlen, war der Landesfürst durch das westfälische Friedensinstrument berechtigt; er setzte aber einen kürzeren Termin als die vorgeschriebene dreijährige Frist, weil er sie als Aufständische und gefährliche Rebellen betrachtete. Auch nach dem Erscheinen des Ediktes änderten die Bauern ihr Benehmen nicht und so wurde dieses strenge, aber ohne weitere Störung zur Ausführung gebracht. Über 20.000 Bewohner verließen die Heimat. Da König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, der Kolonisten für sein entvölkertes Litauen brauchte, den Bauern glänzende Verheißungen machte, zog die Mehrzahl nach Ostpreußen und ließ sich im Bezirke Gumbinnen nieder. Andere wanderten nach Württemberg und Hannover. Am besten erging es jenen, die England aufnahm und nach Georgien (Nordamerika) schickte, wo sie sich am Flusse Ebenezer niederließen. Das traurigste Los hatten die aus-

[1] Von den Anhängern Luthers wurde bald nach dessen Auftreten der erste Punkt des Augsburger Religionsfriedens (1555), „die Reichsstände katholischer und Augsburger Konfession erhalten gleiche Religionsfreiheit und die Landesherren das Recht, ihre Untertanen zu ihrem eigenen Bekenntnisse zwingen zu dürfen; die Widerstrebenden dürfen ihre Güter verkaufen und auswandern", oft genug zur Anwendung gebracht. Von diesem Rechte machte nun auch der Erzbischof Gebrauch.

gewanderten Dürrnberger, die nach der holländischen Insel Cadsand kamen.

Wohl war dem Lande durch Verlust so vieler Kräfte für die nächste Zeit ein großer Schaden erwachsen, aber dafür kehrte endlich innere Ruhe wieder. Auch kamen bald neue Ansiedler besonders von Tirol, Bayern und dem Schwarzwalde, welche vielfach die leeren Bauernhöfe um jene Summen ablösten, die von den Ausgewanderten verlangt worden waren.

Dr. Jg. Rieder, „Kurze Geschichte des Landes Salzburg".

Aus einem Exulantenlied[1]) vom Jahre 1731.

In Gottes Namen tret ich an
Den Weg und die Verfolgungsbahn.
Gott geht mit uns und steht uns bei,
Ob es auch finster um uns sei.

Ich nehm den Stab in meine Hand,
Zeuch mit Jakob in fremde Land.
Bin ich schon arm und elend hier,
Bin ich o Gott, so reich in dir.

Das zeitlich Gut mag fahren hin,
Wenn nur der Himmel mein Gewinn!
Wer Jesum hat, ist reich genug
Auf seinem Exulantenzug.

Kein'n Acker, Wiesen, Haus noch Geld
Nimmt man mit sich von dieser Welt.
Drum mögen sie zurücke steh'n,
Weil wir als Pilgrim davon geh'n!

Leb wohl, du wertes Vaterland,
Dem ich den Rücken hab' gewandt!
Gott sei mit dir und auch mit mir!
Ich reis' in Gottes Schutz von dir.

Mus.-Archiv.

[1]) Der Salzburgischen Emigranten Wanderstab, in zwei Liedern verfaßt von einem jungen Exulanten namens Rupert Schweiger, von St. Veit gebürtig.

Ein Brief Mozarts an seinen Vater.

Mannheim, 8. November 1777.

Allerliebster Papa!

Ich kann nicht poetisch schreiben; ich bin kein Dichter. Ich kann die Redensarten nicht so künstlich einteilen, daß sie Schatten und Licht geben; ich bin kein Maler. Ich kann sogar durchs Deuten und durch Pantomime meine Gesinnungen und Gedanken nicht ausdrücken; ich bin kein Tänzer. Ich kann es aber durch Töne; ich bin ein Musikus. Ich werde auch morgen eine ganze Gratulation sowohl für dero Namens- als Geburtstag auf dem Klavier spielen. Für heute kann ich nichts als Ihnen, mon très cher père*), alles von ganzem Herzen wünschen, was ich Ihnen alle Tage, morgens und abends wünsche: Gesundheit, langes Leben und ein fröhliches Gemüt.

Ich hoffe auch, daß Sie jetzt weniger Verdruß haben, als da ich noch in Salzburg war. Denn ich muß bekennen, daß ich die einzige Ursache war. Man ging mit mir schlecht um; ich verdiente es nicht. Sie nahmen natürlicherweise Anteil — — aber zu sehr. Sehen Sie, das war auch die größte und wichtigste Ursache, warum ich so von Salzburg wegeilte. Ich hoffe auch, mein Wunsch ist erfüllt. — Nun muß ich mit einer musikalischen Gratulation schließen. Ich wünsche Ihnen, daß Sie so viele Jahre leben möchten, als man Jahre braucht, um gar nichts Neues mehr in der Musik machen zu können. Nun leben Sie recht wohl; ich bitte Sie recht untertänig, mich noch ein bißchen lieb zu haben und mit diesem schlechten Glückwunsch unterdessen vorlieb zu nehmen, bis in meinem engen und kleinen Verstandeskasten neue Schubladen gemacht werden, wo ich den Verstand hintun kann, den ich noch zu bekommen im Sinn habe.

Aus Ludwig Nohl „Mozartbriefe".

(Mit Genehmigung des Verlages Breitkopf & Härtel, Leipzig.)

*) Mein sehr lieber Vater.

Der zwölfjährige Künstler.

Eine Episode aus dem Leben des jungen Mozart.

Von Hans Seebach.

Direktor Affliſio..
Der Regiſſeur.
Der Kapellmeiſter.
Leopold Mozart.
Wolfgang.
Ein alter Muſiker.
Ein junger Muſiker.
Ein Diener.

Der Akt ſpielt im Direktionsbureau des Direktors Affliſio zu Wien.

Geſchmackvoll eingerichtetes Barockzimmer.

Ein Diener tritt ein. Der Herr Impreſario läßt die Herren bitten, hier Platz zu nehmen; der Herr Impreſario wird ſofort kommen. Ab.

Kapellmeiſter und Regiſſeur folgten ihm.

Regiſſeur: Befinden wir uns wieder einmal auf dem Golgatha dramatiſcher Autoren und Komponiſten?

Kapellmeiſter: Die Hinrichtung wird nicht lange dauern. Die Stimmung iſt ungünſtig. Ich bin mit der Aufführung dieſer Oper „La finta semplice“ nicht einverſtanden.

Regiſſeur: Das iſt ein Unrecht. Das Textbuch iſt gar nicht übel; ſoweit ich aber die Muſik hören konnte, ſo iſt ſie von melodiſchen Schönheiten erfüllt, die Harmonien ſind zart und edel und die Finales tragen Rechnung auf den Wechſel der Situationen.

Kapellmeiſter: So kann nur ein Menſch reden, der von Muſik nichts verſteht.

Regiſſeur: Du wirſt doch nicht behaupten wollen, daß dich die Arbeit dieſes zwölfjährigen Knaben nicht ſelbſt in Erſtaunen ſetzt.

Kapellmeiſter, ironiſch: Die Arbeit eines zwölfjährigen Knaben. Hahaha. Du vergißt dabei, daß dieſer zwölfjährige Knabe einen 50jährigen Vater hat, der ein ganz geriebener Muſikant iſt.

Regiſſeur: Das iſt eine böswillige Verleumdung.

Kapellmeiſter: Mäßige deine Begeiſterung für den jungen Mozart, unſer Impreſario zählt auch nicht zu ſeinen Enthuſiaſten.

Regiſſeur: Der kann junge Talente nicht leiden, weil ihm ſelbſt bis heute der Knopf noch nicht aufgegangen iſt.

Kapellmeister: Ich gebe dir den Rat, unterdrücke deine Opposition. Du hast um Gehaltsaufbesserung angesucht, eine Meinungsverschiedenheit mit dem Herrn Affliſio iſt dir nicht förderlich.

Regiſſeur: Der Teufel hol's, daß ſich Gerechtigkeitsgefühl und Wahrheitsliebe ſchon aufhören müſſen, wenn man für eine kranke Frau und fünf lebende Kinder zu ſorgen hat.

Diener tritt ein. Im Vorzimmer ſteht ein Mann, der mit den Herren gerne ſprechen möchte. Er läßt die Herren fragen, ob ſie ihn anhören wollen: Vizekapellmeiſter Mozart.

Regiſſeur: Das iſt der Vater des jungen Komponiſten. Sehr intereſſant. Laſſen Sie den Herrn eintreten.

Kapellmeiſter, nervös: Bitte! Ich lehne aber jede Verantwortung ab. Der Herr Impreſario liebt derartige Privatiſſima nicht. Was geht uns der Vater des Knaben an, ſolche Unterredungen tangieren nur die Objektivität unſeres Urteils.

Regiſſeur: Sagen Sie, wir laſſen bitten.

Diener ab, gleich darauf tritt Leopold Mozart ein.

Leopold: Wollen die Herren vielmals entſchuldigen, wenn ich ſtöre. Ich bin Leopold Mozart, Vizekapellmeiſter der fürſterzbiſchöflichen Kapelle in Salzburg. Ich bin der Vater des Komponiſten Wolfgang Amadeus Mozart, deſſen Oper „La finta semplice“ ſchon ſeit einigen Monaten in der Direktion der kaiſerlichen Oper liegt und auf Erledigung wartet. Se. Majeſtät Kaiſer Joſef ſelbſt hat meinem Sohne den Auftrag gegeben, dieſe Oper zu komponieren, und es wurden ihm, wenn ihm das Werk gelingt, 100 Dukaten als Honorar verſprochen.

Kapellmeiſter: In Opern und Theaterangelegenheiten trifft der Herr Impreſario Affliſio die Entſcheidung. Der Kaiſer läßt ihm vollſtändig freie Hand.

Leopold: Das iſt mir bekannt. Es iſt mir auch bekannt, daß Herr Kapellmeiſter und Herr Regiſſeur mit dem Herrn Impreſario heute eine Konferenz haben, in der über das Schickſal der eingereichten Oper entſchieden werden ſoll. Deshalb möchte ich mit den Herren einige Worte ſprechen und ſie um ihr Wohlwollen und ihre Unterſtützung bitten.

Kapellmeiſter: Sie überſchätzen unſeren Einfluß, können aber überzeugt ſein, daß ich mich bei Beurteilung des Werkes nur vom künſtleriſchen Standpunkte leiten laſſe.

Leopold: Dieſe Worte geben mir die ſichere Gewähr, daß Sie die Oper zur Aufführung vorſchlagen werden.

Kapellmeiſter: Wie geſagt, ich rede vom rein künſtleriſchen Standpunkt.

Leopold: Für meinen Sohn wäre die Aufführung der Oper von außerordentlicher Bedeutung. Er wäre als Komponiſt mit einem Schlage gemacht. Das wäre ein Glück, nachdem mein Wolfgang erſt zwölf Jahre alt iſt. Und er verdiente es, denn er beſitzt auch als Komponiſt ein ebenſo großes Talent, wie er es als Klavier-Virtuoſe bereits an den Tag legte.

Regisseur reicht Leopold Mozart die Hand. Ich wünsche Ihrem Sohn als Komponist denselben großen Erfolg, den er als Künstler am Klavier bereits errungen hat. Ich halte den Weg des schaffenden Künstlers für ungleich schwieriger, dornenvoller und undankbarer als jenen des Virtuosen.

Leopold: Zu dieser Erkenntnis bin ich auch schon gekommen. Wenn ich mich so erinnere, wie wir vor sechs Jahren das erste Mal in Wien waren, wie man da überall mein Kind bejubelt hat, jedes Konzert war ein Triumph meines Jungen . . . und jetzt begegnet man ihm mit Zweifel und Argwohn.

Kapellmeister: Ja, vor sechs Jahren. Da war es in Wien noch hundertmal leichter, Erfolg zu erringen.

Leopold: Pardon, Herr Kapellmeister. Mein Wolfgang hatte überall Erfolg. Von hier machten wir eine mehr als dreijährige Kunstreise. Wir gaben Konzerte in München, Heidelberg, Mainz, Frankfurt.

Kapellmeister: Natürlich auch in Brüssel, Paris und London.

Leopold: Jawohl, Herr Kapellmeister. In London konzertierten meine Kinder am Hofe des englischen Königs. Was wir dort erfahren haben, übertrifft alles andere. Das freundschaftliche Wesen der Majestäten ließ uns gar nicht denken, daß es der König und die Königin von England waren.

Kapellmeister: Das verstehe ich. Gekrönte Häupter sind gerne herablassend einem Künstler gegenüber. Ich habe auch in jungen Jahren vor dem Fürsten von Fleckenburg gespielt und dafür das Großkreuz des Fleckenburgschen Hausordens erhalten.

Leopold: Einen Orden haben wir allerdings nicht erhalten.

Kapellmeister: Danken Sie Ihrem Schöpfer, daß Ihnen so viel Glück zuteil wurde.

Leopold: Mein Schöpfer hat mich auch schon heimgesucht. In Haag lag zuerst mein Töchterchen wochenlang schwerkrank darnieder und kaum war die Kleine genesen, verfiel mein Wolfgang in ein hitziges Fieber, daß ich schon glaubte, er sähe seine Mutter und seine Heimat nicht wieder.

Regisseur: Der Kleine ist aber heute wieder vollständig gesund?

Leopold: Ja, Gott sei Dank. Wir kamen dann nach Amsterdam und traten die Rückreise über Paris, Lyon, Genf, Bern, Zürich, Donaueschingen, Ulm, Augsburg und München an. Ende November 1766 trafen wir wieder in Salzburg ein, reich an Erfahrungen, Ehren und Geschenken. An Pretiosen und Bijouterien hatten wir so viel bekommen, daß wir damit einen Handel hätten anfangen können.

Kapellmeister: Ihr Sohn hätte Klaviervirtuose bleiben sollen, Komponisten gibt es ohnedies mehr als genug.

Leopold: Solche aber, wie meinen Wolfgang nicht viele, dazu kenne ich die Arbeiten der andern zu genau.

Kapellmeister: Aber ich bitte Sie, Ihr Sohn ist noch so jung, wie sollte er sich schon alle erforderlichen Kenntnisse angeeignet haben.

Leopold, sehr lebhaft und aus sich heraustretend und mit Selbstbewußtsein: Das hat er, Herr Kapellmeister. Die Kenntnisse hat er. Er hat in einem Jahre mehr gelernt, als andere talentierte Köpfe in zehn Jahren erfassen. Ich darf das sagen, ich erteile schon zu lange Musikunter-

richt. Die Kompositionen, die strömen nur so aus ihm. Darf ich Ihnen zum Beispiel sagen, was mein Wolfgang vom März bis Mai dieses Jahres alles schrieb? Ein Oratorium „Die Schuldigkeit des ersten Gebotes", der Dichter des Textes ist Erzbischof Sigismund, dann eine Kantate für Sopran, Baß und Orchester, eine Komödie „Apollo und Hyacinthus" und zwei Offertorien. Alles in nicht ganz drei Monaten. Das zeigt doch von Talent. Nicht wahr, meine Herren?

Regisseur: Das ist mehr als Talent.

Leopold: Auch die vorliegende Oper hat er in unglaublich kurzer Zeit vollendet.

Kapellmeister: Na ja. Sie ist auch darnach.

Leopold: Bitte, was haben Sie gesagt?

Kapellmeister: Ich meine, daß es auf die Kürze der Zeit eigentlich doch nicht ankommt.

Leopold: Was halten Sie dann von der Musik meines Sohnes so im besonderen?

Kapellmeister: Ganz interessant, ganz talentvoll, für einen Jungen von zwölf Jahren unglaublich sicher und gewandt.

Leopold: Das freut mich, daß Sie das finden.

Regisseur: Sagen Sie mir, Herr Mozart, warum haben Sie kein besseres Textbuch gewählt?

Leopold: Es ist von Marco Coltellini, dem beliebten und berühmten Librettisten Coltellini.

Regisseur: Vielleicht ist er eben deshalb so beliebt und berühmt, weil er einen solchen Blödsinn zusammenschreibt.

Kapellmeister: Hoho! Hasse und Salieri haben seine Textbücher komponiert. Auch meine Oper hat ihn zum Dichter.

Regisseur: Ihrem Sohn hätte ich ein gutes Textbuch gewünscht.

Leopold: Urteilen Sie nicht zu scharf über das Buch.

Diener tritt ein: Der Herr Direktor wird sogleich erscheinen.

Verneigt sich und dann ab.

Leopold: Ich bitte die Herren nochmals um Nachsicht und Wohlwollen. Führen Sie eine günstige Entscheidung herbei. Meinen Urlaub habe ich schon lange überschritten. Wenn ich nicht nach Salzburg zurückkehre, verliere ich am Ende noch meine Stelle als Vizekapellmeister. Unterstützen Sie mich, bitte, meine Herren.

Durch die Mitte ab.

Kapellmeister: Alter eingebildeter Musikant.

Regisseur: Ein Mann, der weiß, was er will, mir sehr sympathisch.

Kapellmeister: Ich bin ein Menschenkenner. An diesem Wolfgang Amadeus Mozart wird sich auch wieder einmal das alte Sprichwort erfüllen: Mit sechs Jahren ein Wunderkind, mit zwölf Jahren ein Talent und mit zwanzig Jahren ein gewöhnlicher Mensch.

Regisseur: Und mit 30 ein ganz gemeiner Kerl. Du sollst ja auch einmal ein Wunderkind gewesen sein?

Kapellmeister: Das verbiete ich mir, Herr Regisseur.

Affliſio, große, markante Erſcheinung, tritt ein.

Er ſpricht geläufig deutſch, doch mit ſtarker italieniſcher Akzentuierung: Guten Tag, meine Herren. (Er geht zum Schreibtiſch und ſetzt ſich.) Ich habe Sie rufen laſſen zur Erledigung einiger wichtiger Angelegenheiten. Wollen die Herren Platz nehmen. Als erſten Punkt der Tagesordnung haben wir die Oper „La finta semplice“ von Wolfgang Amadeus Mozart, die zur Aufführung an der kaiſerlichen Oper eingereicht wurde. Wir haben uns mit dem Werke eingehend beſchäftigt, nachdem dasſelbe von allerhöchſter Seite protegiert wurde, und müſſen uns heute entſcheiden, ob dieſe Oper wirklich geſpielt werden ſoll oder nicht. Ich denke aber, die Beratung wird nicht lange dauern, weil es uns als Fachleuten nicht ſchwer fällt, die Arbeit eines zwölfjährigen Knaben richtig zu beurteilen.

Regiſſeur: Darf ich Sie darauf aufmerkſam machen, daß der Vater des jungen Komponiſten im Vorzimmer wartet und mit Herrn Direktor gerne ſprechen möchte.

Affliſio: Ich habe ihm vor der Entſcheidung nichts zu ſagen, laſſen wir den Mann ſomit ruhig antichambrieren. (Er läutet.)

Diener tritt ein.

Affliſio: Wer wünſcht mich zu ſprechen?

Diener: Vizekapellmeiſter Mozart und zwei Mitglieder des Opernorcheſters.

Affliſio: Soſo. Die beiden kommen offenbar als Deputierte des ganzen Orcheſters, denn ich habe ſchon davon gehört, daß man . . . Na alſo. Sagen Sie den Herren, ich habe momentan eine wichtige Konferenz, die Herren mögen ein wenig warten.

Diener: Bitte, Herr Direktor. Ab.

Affliſio: Herr Regiſſeur, was ſagen Sie zu dem Textbuche „La finta semplice oder Die naive Einfalt“?

Regiſſeur: Dem Buche liegt eine ganz hübſche und ernſte Idee zugrunde. Es wird an einem Beiſpiel gezeigt, wie die Natürlichkeit über Koketterie und Raffinement den Sieg davon trägt.

Affliſio: Glauben Sie, daß man dem Publikum mit einer ernſten Idee ein beſonderes Vergnügen bereiten wird? Die Zeiten ſind ohnedies ernſt und traurig genug, das Publikum will ſich im Theater unterhalten.

Regiſſeur: Das Buch enthält auch eine Reihe burlesker Szenen.

Affliſio: Der Humor iſt mir viel zu zahm, das Publikum will ſich krank lachen. Ich fordere von einem Textbuch luſtige, meinetwegen ausgelaſſene Situationskomik. Sie beurteilen zu milde, lieber Regiſſeur.

Regiſſeur, eingeſchüchtert: Wenn Herr Direktor das Buch nicht gut finden, ſo will ich nicht widerſprechen.

Affliſio: Ich ſchätze unſeren ausgezeichneten Coltellini, aber dieſes Buch iſt ihm mißlungen. Es wäre noch zu retten geweſen durch eine temperamentvolle Muſik. Aber in dieſer Muſik ſteckt ein fremdartiger Charakter. Ich weiß nicht, wie ich ſagen ſoll: die Muſik iſt zu wenig italieniſch und ich verlange italieniſche Muſik. Bitte, Kapellmeiſter, berichten Sie über die Muſik.

Kapellmeiſter: Ich habe die Partitur gewiſſenhaft durchgearbeitet, Herr Direktor . . . jeden Takt ſozuſagen, jede Note. Herr Direktor haben ein

erschöpfendes Urteil gefällt, wenn Herr Direktor sagen: die Musik ist zu wenig italienisch. Ich will dem jungen Mann das Talent nicht absprechen . . . aber er hätte das Libretto durch die Musik heben können; er aber scheint von dem Bestreben erfüllt gewesen zu sein, das Textbuch an Langweile noch zu übertreffen.

Affliſio: Ganz meine Empfindung.

Kapellmeiſter: Keine Originalität . . . keine Einzelheiten . . . abgebrauchte Effekte . . .

Regiſſeur: Ja, meine Herren, was verlangen Sie nicht noch alles von einem zwölfjährigen Knaben?

Affliſio: Was kümmert mich seine Jugend. . . ich bin Impresario der kaiserlichen Oper und ich habe dem Geschmack und dem Interesse des Publikums Rechnung zu tragen. Der hohe Adel verlangt Sensationen.

Regiſſeur: Ist es nicht sensationell genug: das Werk eines zwölfjährigen Knaben.

Kapellmeiſter: Und dann ist erst die Frage, ob das Publikum es glauben wird, daß diese Oper ein Zwölfjähriger geschrieben habe. Vergessen die Herren nicht, der Vater des Knaben ist Vizekapellmeister in Salzburg, selbst Komponist und so weiter.

Affliſio: Ich danke den Herren. Die Oper wird nicht zur Aufführung gelangen.

Im Vorzimmer entſteht ein Lärm; verſchiedene Stimmen rufen und ſchreien durcheinander.

„Das lasse ich mir von den Herren nicht sagen."

„Uns machen Sie kein X für ein U vor."

„Das ist schon öfters vorgekommen."

„Das sind schwere Beleidigungen."

„Beschweren Sie sich. Machen Sie, was Sie wollen."

„Ich bitte um Ruhe, meine Herren."

Affliſio ergreift die Glocke und läutet: Was soll dieser Skandal bedeuten.

Diener tritt ein, ihm nach drängen ſich Leopold Mozart, ein alter und ein junger Muſiker.

Leopold: Herr Direktor, das geht zu weit, das kann ich mir nicht gefallen lassen.

Der junge Muſiker: Wenn der Herr keine Kritik verträgt, dann soll er schauen, daß er Statthaltereirat wird.

Leopold: Soll ich vielleicht schweigen, wenn . . .

Affliſio ſpringt auf und ſchlägt in den Tiſch. Ruhe! Sie befinden sich in dem Direktionsbureau der kaiserlichen Oper. Ich verlange den gebührenden Respekt. (Setzt ſich wieder.) Herr Kapellmeister Mozart, was haben Sie zu Ihrer Rechtfertigung vorzubringen?

Leopold: Wollen Sie meine Erregung entschuldigen, Herr Direktor. Diese Herren haben mich aufs tiefste beleidigt.

Der junge Muſiker: Beleidigt? Wir haben mit Ihnen überhaupt nix gesprochen.

Leopold: Sie haben im Vorzimmer über die Oper meines Wolfgang geredet und dabei behauptet, die Musik hätte ohnedies nicht der Sohn, sondern der Vater geschrieben. Das ist aber eine ganz niederträchtige Verleumdung.

Affliſio: Mäßigen Sie sich, sonst müßte ich eine weitere Diskussion ablehnen.

Leopold: Ich habe sofort um meinen Wolfgang geschickt, damit er hieher kommt. Haben Sie dann die Güte, Herr Direktor, und stellen Sie meinem Sohn in Gegenwart dieser Herren eine schwere kompositorische Aufgabe, er wird sie spielend ohne die geringste Beihilfe ausführen. Die Ursache dieser Hetzereien ist doch nur Neid . . . ich sage es den Herren ins Gesicht, nur der bloße Neid.

Affliſio: Sie sollen sich mäßigen.

Leopold, ohne auf ihn zu achten. Weil ihr nicht den zehnten Teil von dem wißt, was mein Bub heute schon im kleinen Finger hat, deshalb glaubt ihr, es müsse ein Schwindel sein, was der Zwölfjährige zustande bringt.

Affliſio: Lassen Sie jetzt mich ein Wort sprechen, lieber Herr Mozart. Es ist ganz ausgeschlossen, daß man die Leute hinrichten läßt, wenn sie ein abfälliges Urteil fällen.

Leopold: Die Leute können sagen, daß die Oper schlecht und hundsmiserabel ist, aber verleumden lasse ich meinen Buben nicht.

Affliſio: Und was sagen Sie dazu, Riemann.

Der alte Muſiker: Mein Gott, ich hab halt gesagt, daß ich das nicht recht glauben kann, daß die Instrumentation das junge Bürscherl gemacht hätte.

Affliſio: Und Sie, Nemetschek?

Der junge Muſiker: Habe ich auch so gesagt, wie mein Kollega. Ich bin Prager und aus musikalischer Familie. Mein seliger Urgroßvater schon war Posaunist in der Teinkirche. Ich hab auch kompositorisches Talent. Ich hab mit 20 Jahren das erste Tantum ergo komponiert und das war schlecht, aber schon sehr schlecht. Und da kommt dann so ein „Dreikäsehoch" und schreibt gleich eine ganze Oper . . . na ich danke schön . . . wenn man ein Verständnis hat für Komposition . . . oh uns binden Sie keinen solchen Bären auf.

Leopold: Mein Wolfgang wird in einer Minute da sein. Mein Wolfgang hat vor Hasse, vor Metastasio, vor dem Herzog von Braganza Kompositionsprüfungen abgelegt und hat sie glänzend bestanden. Ihren Zweifel aber weise ich energisch zurück, denn die Oper ist sein Werk, sein Werk ganz allein.

Die beiden Muſiker und der Kapellmeiſter lachen: Hahaha.

Leopold, wütend: Lachen Sie nicht so impertinent. Das verbiete ich mir!

Affliſio ſpringt auf und haut in den Tiſch: Ruhe.. Sie haben sich hier überhaupt nichts zu verbieten, Herr Kapellmeister Mozart. Sie befinden sich im Direktionszimmer der kaiserlichen Oper und nicht im Probezimmer der fürsterzbischöflichen Kapelle in Salzburg.

Leopold: Ich verlange Gerechtigkeit.

Affliſio: Das ist kein Gerichtsgebäude.

Leopold: Der Kaiser selbst hat meinem Sohn den Auftrag gegeben, diese Oper zu komponieren.

Affliſio: Hier bin ich Kaiſer. Se. Majeſtät haben andere Sorgen. Ich aber ſage Ihnen: Wer am Wege baut, muß ſich meiſtern laſſen. Das war ſo, das iſt ſo, das wird immer ſo bleiben. Es exiſtieren keine Polizeivorſchriften zum Schutze eines Werkes gegen kritiſche Angriffe. — So, und jetzt möchte ich wiſſen, was die beiden Herren des Orcheſters von mir wollen.

Der junge Muſiker: Herr Direktor, es betrifft Herrn Mozart, aber die Gegenwart des Vaters geniert uns.

Affliſio: Sie haben ſich draußen nicht geniert, bitte, nur heraus damit.

Der alte Muſiker: Wir ſprechen als Deputierte des Orcheſters, um Herrn Direktor zu erklären, daß wir uns, falls die Oper Mozarts zur Aufführung gelangen ſollte, auf gar keinen Fall von einem zwölfjährigen Knaben dirigieren laſſen.

Leopold: Was, die Herren wollen nicht unter der Leitung des Komponiſten ſpielen?

Der junge Muſiker: Wir wollen unſeren tüchtigen Kapellmeiſter.

Kapellmeiſter verneigt ſich dankend.

Leopold: Glauben Sie vielleicht, daß mein Wolfgang nicht dirigieren kann? Haben die Herren das Wiener Diarium nicht geleſen. Mein Sohn hat zur feierlichen Einweihung der neuen Waiſenhauskirche am Rennwege in Gegenwart des kaiſerlichen Hofes ſeine erſte große Meſſe, ein Offertorium und ein Trompeterkonzert in tadelloſer Weiſe und mit großer Richtigkeit dirigiert. Das ſtand im Diarium, in jenem Blatte, auf das Sie ſonſt ſchwören.

Affliſio: Ich halte dieſe Auseinanderſetzung für zwecklos. Der Fall iſt gegenſtandslos, weil ich Ihnen mitteile, daß die Oper von Herrn Wolfgang Amadeus Mozart nicht zur Aufführung gelangen wird. Künſtleriſche Intereſſen beſtimmen mich dazu, das Werk abzulehnen.

Leopold, verblüfft: Wie? Nicht aufgeführt? Die Arbeit meines Buben abgelehnt? Armer Wolfgang!

Diener tritt ein: Ein junger Herr fragt nach dem Herrn Vizekapellmeiſter Mozart.

Leopold: Das iſt mein Wolfgang.

Affliſio macht eine Bewegung mit der Hand, den Knaben eintreten zu laſſen.

Wolfgang tritt ein.

Leopold ihm entgegen: Mein Junge, Du ſiehſt bittere Tränen in den Augen deines Vaters. Die Herren haben unſere Hoffnungen zerſtört; deine Oper wurde nicht würdig gefunden, aufgeführt zu werden.

Wolfgang: Darüber wird ſich die Mutter am meiſten kränken und erſt das Nannerl. Ich habe geglaubt, ich hätte etwas Gutes geſchrieben.

Affliſio: Junger Mann, Ihr Werk entſpricht ſo gar nicht dem Geſchmacke des Publikums.

Wolfgang: Wie kann man das wiſſen, noch ehe es aufgeführt wurde?

Affliſio: Ich bin Direktor der kaiſerlichen Oper, dieſer Herr iſt Opernkapellmeiſter, als Fachleute können wir das beurteilen.

Leopold: Über ſein erſtes Singſpiel „Baſtien und Baſtienne“ hat ein Fachmann ebenfalls abſprechend geurteilt. Vor zwei Wochen iſt der Ein-

akter im Hause Meßmers gespielt worden. Der Herr Regisseur war anwesend. Er soll Ihnen über den Erfolg berichten.

Affliſio: Was für eine Privataufführung taugt, taugt noch lange nicht für die kaiserliche Oper.

Leopold: Ich habe vor drei Tagen in der kaiserlichen Oper ein Werk gehört, schämen würde ich mich, wenn ich's geschrieben hätte.

Affliſio: Sie kommen von Salzburg. Ich staune nur darüber, wo Sie die tüchtige Portion Selbstbewußtsein hernehmen.

Wolfgang: Schmähen Sie meinen Vater nicht. Ich kann es auch nicht glauben, daß meine Musik so schlecht wäre, um nicht wert zu sein, gespielt zu werden. Aber ich will deshalb nicht verzagen, Vater. Ich werde eine neue Oper komponieren, denn wohin ich höre, tönen mir Melodien entgegen und es singt und klingt in meiner Brust und ich freue mich, denn die Welt ist so schön und groß.

Leopold: Jawohl, Wolfgang, und für einen Künstler bleibt sie auch groß und schön, wenn sich die lieben Menschen auch alle Möglichkeit geben, sie zu verschandeln.

Wolfgang: Es wird schon auch Menschen geben, denen meine Musik gefällt und die mir dafür danken.

Leopold: Halte fest an diesem Glauben, mein guter Junge, wenn man dir auch jetzt noch mit Undank begegnet, wo du mit vollen Händen Gaben spendest. Ich aber habe es mir zur Aufgabe gestellt, deine Bahn zu ebnen. Ich werde nicht ruhig zusehen, wie man dich verkennt, ich fordere die Anerkennung, welche dir gebührt. Diesen Herren scheint es nicht zu passen, daß dir der liebe Herrgott mehr Talent gegeben hat, als in ihren Kreisen anzutreffen ist.

Affliſio: Ich werde diesen Spott nicht ruhig hinnehmen, ich werde die Oper Ihres Knaben zur Aufführung bringen, aber ich werde auch dafür Sorge tragen, daß sie ausgepfiffen wird trotz des eminenten Talentes.

Leopold: Sparen Sie sich diese Pathetik, Herr Direktor. Wir verzichten auf Ihre Gunst und Liebenswürdigkeit. Der Kaiser aber soll es wissen, daß es an der kaiserlichen Oper Leute gibt, die es als ein Verbrechen betrachten, wenn einer mit zwölf Jahren schon ein Künstler ist. (Er nimmt Wolfgang in seinen Arm.) Verzage nicht, mein Wolfgang, solange ein Tropfen Blut in meinen Adern rinnt, will ich dich gegen Neid und Mißgunst schirmen, so gut ich immer kann. Für uns scheint eine neue Zeit zu beginnen. Weniger Sonne als bisher und dafür mehr Wetterwolken. Tut nichts. So müssen wir uns eben in der Welt durchraufen, denn es ist nun einmal so. Hat der Mensch kein Talent, so ist er unglücklich genug! Hat er aber Talent, so verfolgt ihn der Neid nach dem Maße seiner Geschicklichkeit. Gott befohlen, meine Herren! (Geht mit Wolfgang ab.)

Affliſio: Glauben Sie, daß dieser Knabe die musikalische Welt aus den Angeln heben wird?

Alle lachen recht höhniſch.

Affliſio: Ich gehe zum zweiten Punkte der Tagesordnung über.

Vorhang fällt.

Aus schweren Tagen.

Der zweite Koalitionskrieg der Jahre 1799/1800 nahte seinem Ende. Am 3. Dezember 1800 waren die Österreicher bei Hohenlinden vom General Moreau unter großem Verluste geschlagen worden und ihrem Rückzuge folgten in unheimlicher Eile die französischen Heeresmassen.

Aus dieser bewegten Zeit erzählt uns nun ein Zeitgenosse auf den vergilbten Blättern eines Kalenders aus dem Jahre 1803 folgendes.

„Der unglückliche Ausgang der Schlacht bei Hohenlinden muß in Laufen schon bekannt gewesen sein, darum wohl diese Niedergeschlagenheit. Kein Verdienst, der Winter und die Franzosen vor der Tür. „Dreimal sind sie in Wasserburg Sturm g'laufen," sagen die Leut', „und sind wieder z'ruckg'schlag'n worden; aber sie werden bald wieder kommen, zu uns auch. Gott sei uns gnädig!" Die Franzosen erschienen bald. Schon am 13. Dezember 1800 kamen sie die Straße von Waging und Tittmoning herein. Bei Froschham traten die dunklen Massen aus dem Wald aufs Feld heraus. Die Schöffleute waren viel oben auf dem Totenberg, wo die kaiserlichen Kanonen standen und schauten hinüber. Jetzt konnte man sehen, wie die Artillerie auffuhr, und ehe man sich's versah, blitzte es auf. Ein tiefer, dumpfer Schlag hinunter und wieder herauf an den stillen Wänden der Salzach. Die Kaiserlichen blieben die Antwort nicht schuldig; ein Knall, daß man glaubte, der Totenberg stürze ein, und ein französisches Geschütz war unbrauchbar gemacht. Die Franzosen waren sehr im Nachteil, denn sie mußten aufwärts schießen. Die Kaiserlichen waren gut verschanzt und die Brücke über die Salzach war abgetragen. Haben die Franzosen wirklich so viel zu tief geschossen oder war es Absicht? Kurz, die Häuschen von Oberndorf bekamen genug Vier- und Sechspfünder zu verspeisen. Zum Glück waren es keine gefüllten oder Sprenggeschosse und so ging's ohne Brennen ab. Beim ersten Kanonenschuß liefen alle Leute heim und Weib und Kind flohen mit dem Nötigsten in den nahen Hackenwald bei Maria Bühel, um sich dort zu verstecken. Der alte Egyd Standl, wohl schon 80 Jahre alt, blieb im Häuschen zurück und betete den Rosenkranz. Immer näher und

näher hörte man die Trommeln der französischen Infanterie und ihre Trompetensignale. In langen, dunklen Linien kamen sie zur Salzach herunter und eröffneten gegen die österreichischen Schützen ein heftiges Kleingewehrfeuer.

Die alte Großmutter, welche den Großvater nicht allein lassen wollte, kniete in der Mitte ihrer Stube vor dem Hausaltar und betete. Plötzlich ein fürchterlicher Schlag! Das Häuschen scheint einzustürzen.

„Jesus, Maria! Der Ahnl ist tot!“ Mühsam erhebt sich die Frau und wankt die Treppe hinab. „Ahnl! Ahnl!“ ruft sie in Todesangst und öffnet die Tür im Erdgeschoß. Starr vor Entsetzen sieht sie das große Loch im Häuschen; die Küchenmauer auch durchschlagen und eine Grube im Felsen, dann abgeprellt und mitten ins kleine Zimmerchen zurückgerollt war sie, eine französische Kanonenkugel, ein Sechspfünder, und der Ahnl saß im Lehnstuhl und betete, als wäre nichts geschehen.

Die kaiserliche Artillerie hatte plötzlich aufgehört zu schießen, hatte aufgeprotzt und war über Maria Bühel abgefahren; auch Infanterie war keine mehr zu sehen. Es war nämlich die Kunde gekommen, daß die Franzosen bei Schärding den Inn überschritten hätten, somit mußten die österreichischen Truppen wohl schnell ihre günstige Stellung aufgeben, um nicht abgeschnitten und gefangen zu werden.

Mit Kolbenstößen sah man jetzt Schöffleute aus dem Stadttore zur Salzach bringen, wo schnell eine Schiffbrücke aus ein paar dahängenden Hollaschplätten[1]) zusammengemacht wurde. Mit Fußtritten und Gewehrkolben zwangen die Franzosen die armen Schiffer zur Arbeit. Bei jedem Schiffer drei Mann mit Gewehr im Anschlag und aufgezogenem Hahn, so wurde die Schiffbrücke errichtet.

Die ersten Abteilungen marschierten unter großem Geschrei auf der Braunauer Straße den Österreichern nach.

Die massenhaft Nachkommenden plünderten in den Häusern. An die Haustür wurde gestoßen, daß der Schließhaken davon sprang, und unter Schimpfen und Lachen stampften schwere Tritte ins Zimmer herein. Kasten und Schubladen wurden aufgerissen und alles durchsucht. Die Betten wurden mit dem Säbel bearbeitet, ob nicht irgend ein Gegenstand oder gar Geld darin versteckt sei. Dann ging's an die Strohsäcke, ohne sich um die bittende und weinende Frau zu kümmern, welche sie beständig beschimpften und verlachten.

[1]) Salzschiffe mittlerer Größe von 15 Meter Länge und 2—3 Meter Breite.

Drei Franzosen und ein Elsässer plünderten das kleine Stübchen des alten Ahnl. „Geld her, alter Hund!“ Immer wieder hörte die Großmutter diese Worte hinauf. Die zwei Franzosen, welche bei der Großmutter waren, riefen den dreien etwas zu und gingen dann lachend hinaus. Stöhnend hörte sie vom Ahnl die Worte: „Herr, Herr, wir ham gar nix.“ Dann unter Lachen und Fluchen ein leises Wimmern, ein unterdrückter Aufschrei und ein dumpfer Fall. Hierauf stürmten die rohen Gesellen zur Tür hinaus. Dann war alles still. Die Großmutter faßte sich, nahm ihre ganze Kraft zusammen und ging die Treppe hinunter. Die Tür war offen. Der Ahnl lag blutend samt seinem Lehnstuhl am Boden. Blut trat aus dem Munde, ganze Stücke Bart hatten sie dem alten Manne samt der Haut abgerissen und die Stiefel abgezogen. Das Wasserschaff in der Küche hatten sie zerschlagen und das Wasser rann in der Stube herum. Die Großmutter bemühte sich nun, den Alten hin zum zerrissenen Strohsack zu ziehen. Inzwischen war es finstere Nacht geworden. Mit ein paar Sprüngen kam ein junger Mann zur Tür herein. Im Finstern faßte die arme Frau den Eintretenden und ließ ihn nicht weiter: „Wastl, sei stad!“ „Der Ahnl?“ schrie er. „Sei stad, mach Licht!“ Und hinauf eilte der Mann in die Küche. Wo eine Kerze? Wo der Zünder? Feuerstein und Feuereisen trug er bei sich, wie jeder Schiffmann, aber heute wollte weder Zünder noch Schwefel fangen. Die starke Hand, die so viele Menschen vom Tode des Ertrinkens gerettet, diese Hand brauchte heute so lange, um Licht zu machen. Die Unschlittkerze brennt, jetzt vorsichtig hinab, damit der Dezemberwind das Licht nicht auslösche. Hoch hebt er das Licht und übersieht die grause Stätte. Die Frau nimmt ihm schnell das Licht ab, sie weiß warum und der wetterfeste, rauhe Mann weint wie ein Kind, wie er seinen alten Großvater sieht. Statt jeden Wortes bringt die Großmutter die Kugel. Man trug hernach den Ahnl ins obere Stübchen und langsam kam er wieder zu sich. Im Flüstertone erzählt der alte Großvater, was ihm alles begegnet sei.“

Aus dem Tagebuche eines Zeitgenossen.
Mtt. d. G. f. S. Ldkd.

Das Abdankungs-Patent des letztregierenden Erzbischofs Hieronymus Grafen von Colloredo.

(1772—1803.)

Wir Hieronymus, von Gottes Gnaden des heil. röm. Reichs Fürst und Erzbischof zu Salzburg, des heil. apostol. Stuhls zu Rom geborner Legat und Primas von Deutschland, entbieten Unserm ehrwürdigen Domkapitel, getreuen Ständen-, Dienst- und Lehensleuten sowie sämtlichen Untertanen und Einwohnern Unsers Erzstifts Unsern gnädigen Gruß im geneigten Willen und alles Gute.

Der wichtige Augenblick ist gekommen, der das künftige Los Unsers Erzstifts entscheidet. Dem auf Einwirkung der vermittelnden Mächte am 23. No-

Erzbischof Hieronymus Graf Colloredo (1772—1803).

vember vorigen Jahrs zu Regensburg zu Stande gebrachten Hauptdeputationsschlusse zufolge soll Salzburg den vorzüglichsten Teil der Entschädigung ausmachen, welche dem Herrn Erzherzoge, Großherzoge von Toskana in dem Frieden zu Luneville völkerrechtlich ist zugesichert worden und unter pflichtmäßigem Vorbehalte der von Sr. kaiserlichen Majestät und dem Reiche noch zu erfolgenden Begenehmigung dieses Hauptschlusses stehen Wir im Begriffe, die Regierung des Erzstiftes nunmehr in die Hände Unsers Nachfolgers zu übergeben.

Seit länger als einem ganzen Menschenalter berufen, für das religiöse und politische Wohl der Bewohner dieses Erzstifts als Erzbischof und Fürst zu wachen, kannten Wir bisher keine befriedigendere Bestimmung, als durch rastloses Streben nach diesem großen Ziele unausgesetzt an dem Glücke eines Landes zu arbeiten, dem Wir — von Unserem Eintritte in das Domkapitel zu Salzburg an gerechnet — nun überhaupt fünfzig volle Jahre angehören und stets innige Zuneigung zu widmen gewöhnt waren.

Die Empfindungen, welche Uns daher in dieser feierlichen Stunde der Trennung bewegen, bedürfen gewiß keiner Schilderung. Wir fügen Uns jedoch willig der Anordnung einer höheren Macht und alle Unsere Gefühle drängen sich nun einzig in den warmen Dank zusammen, den Wir hier noch einmal Unsern lieben, getreuen Untertanen laut für den edlen Wetteifer ausdrücken, womit jeder Stand, jede Klasse derselben während Unserer 30 Regierungsjahre seinen Pflichten so redlich nachzukommen und Unsere nun vollbrachte schwere Arbeit zu erleichtern bemüht war.

Nichts aber vermag Uns beim Scheiden kräftigern Trost zu gewähren als die Gewißheit, diese geliebten Untertanen künftig einem Fürsten anvertraut zu wissen, Dessen große Eigenschaften zum voraus das Heil seines Volkes verbürgen, der als Abkömmling des erhabenen Erzhauses ererbte Regenten-Weisheit und Tugenden auf dem Fürstenstuhle zu Salzburg dauerhaft gründen, Seiner neuen Untertanen Wohlstand befestigen und selbst ihr Trachten nach Glück jenseits des Grabes durch Sorgfalt für Aufrechthaltung der Religion ihrer Väter Seiner auf eigenes persönliches Beispiel gestützten Aufmerksamkeit nicht entrücken lassen wird.

Indem Wir nun einem solchen Nachfolger weichen, glauben Wir Unserm ehrwürdigen Domkapitel, getreuen Ständen, Lehensleuten, Staats- und Hofdienern geistlichen und weltlichen Standes, sämtlichen Militärpersonen Unsers Erzstifts, den Magistraten der Städte, der Bürgerschaft und allen übrigen getreuen Untertanen den letzten Beweis Unserer väterlichen Zuneigung dadurch zu geben, daß Wir sie nunmehr — jedoch unter Erneuerung des im Eingange erwähnten Vorbehaltes — samt und sonders nicht nur der gegen Uns beschwornen Pflichten förmlich entlassen, sondern sie auch wohlmeinend ermahnen, dem neuen Herrn mit der den guten Salzburgern eigenen Offenheit eben die Treue und Anhänglichkeit künftig fort zu bewahren, die Wir bis zu diesem Augenblicke als das schönste Pfand der Liebe Unserer teuern Untertanen ansahen und durch keinen Wechsel der Dinge je aus Unserm dankbaren Andenken verlieren können.

Glück und Wohl werden dann aus dem neugeschlossenen Bunde aufblühen und Wir durch fortgesetzte Teilnahme auch in der Entfernung die Reinheit Unserer Gefühle bekräftigen.

Gegeben unter Unserer eigenen Handschrift und Beidrückung Unsers größern geheimen Insiegels.

Wien, den 11. Februar 1803.

Hieronymus.

Freiherr v. Bleul, Hofkanzler.

Im Engpasse Lueg 1809.

Wer von Golling auf der einstmals so verkehrsreichen Reichsstraße durch die Pforte des Passes Lueg Werfen zuwandert, wird unmittelbar vor der Paßkapelle Maria Brunneck das Denkmal gewahr, das hier Salzburgs dankbare Söhne den heldenmütigen Verteidigern des Pongaus im Kriegsjahre 1809 und ihrem kampfbewährten Führer Josef Struber errichtet haben.

Der Kommandant der Salzburger Kampfschar im Passe Lueg, Josef Struber, war Besitzer der inmitten himmelhoch emporragender Felsen am südlichen Ausgang des Passes gelegenen Gastwirtschaft Stegenwald.

In schier ununterbrochener Reihe befuhren damals diese wildromantische Bergstraße die Post- und Botenfuhrwerke, die Gasteiner Kaleschen, die Ochsenspanne der Katschtaler, die Wein, Südfrüchte und Öle nach Salzburg und weiter an die Donau verfrachteten. Beim Struber kehrten sie gerne zu, denn sein Haus galt noch als eine jener gastlichen Herbergen, wo ein guter Labetrunk und verständiger Rat in Landes- und Wirtschaftsangelegenheiten zu holen war.

Weit und breit in der Runde war der biedere Struber angesehen und geachtet, auch geschätzt wegen seiner Zuverlässigkeit im Holz- und Pferdehandel und bekannt als ehrenfester Patriot und Vertrauensmann seiner Landsleute.

Man schrieb den 20. August 1809. Da trat in der Dunkelheit ein Mann in die Wirtsstube zu Stegenwald. Es war Peter Sieberer, Deisingbauer zu Buchberg bei Pfarrwerfen. Dieser brachte die Nachricht, daß Kaiser Franz aus Komorn geschrieben habe, die Salzburger mögen standhaft sein und sich tapfer wehren; zugleich übergab er Struber ein Schreiben des Aichbergerwirtes Anton Wallner, des Oberkommandanten der Pinzgauer. Darin forderte Wallner seinen Freund und Landsmann Struber auf, sich zuverlässig am 30. August im Kapuzinerkloster zu Radstadt einzufinden. Dort sollte mit den Vertretern der Nachbarländer und der drei salzburgischen Gebirgsgaue vereinbart werden, wie man dem drohenden Einbruch der Franzosen be-

gegnen könne. Anfangs war Struber nicht recht geneigt mitzutun, als aber Sieberer mit der Mitteilung herausrückte, im Bauernrate werde auch von der Vereinigung des Pinzgaues und des Zillertals mit Tirol die Rede sein, regte sich in ihm der echte, selbsteigene Salzburger. Er

Der Paß Lueg um 1800. Nach einem alten Stich.

gab dem Sieberer die Hand und sagte entschlossen: „Peter, Sonntag früh fahren wir nach Radstadt."

In aller Stille traten die Bauern zur Beratung zusammen, der auch der junge, ungestüme Pater Joachim Haspinger anwohnte. Wenn auch die Salzburger von dem Angebot der Vereinigung unseres Ge-

birgslandes mit Tirol nichts wissen wollten und Struber erklärte, es könne nie und nimmer davon die Rede sein, daß das alte, hochberühmte, über tausend Jahre alte Erzstift in Tirol aufgehen sollte, so einigte man sich doch dahin, daß man sagte, Tiroler und Salzburger helfen treu und brüderlich zusammen; dem Feinde zum Trutz, dem Erzhaus zum Schutz.

Damit war die Unterredung zu Ende und die abermalige Volkserhebung beschlossen.

Einzeln und schweigsam entfernten sich die kampfbereiten Männer aus der friedsamen Klosterstätte zu Radstadt.

Am 12. September beim Morgengrauen wurde es in und um Bischofshofen lebendig. Das Weichbild der alten Hofmark glich einem Heerlager. Dreizehn salzburgische Gerichte hatten sich der Bewegung angeschlossen, die sturmgleich durch die Täler ging. Pater Joachim war abermals die Seele der Volksbewegung. Struber war zum Hauptmann der I. Werfener Schützen-Kompagnie gewählt worden, Sieberer zum Hauptmann der II. Kompagnie, Werfen, das nur eine schwache Besatzung hatte, wurde durch einen Handstreich besetzt und damit der Schlüssel zum Paß Lueg genommen.

Schon im Jahre 1316 wurde die Paßenge befestigt, 1646 mit einem Blockhause bewehrt. Eine Umfassungsmauer zog sich von demselben an und über die Straße bis zur Salzach hinab. Ein eisengepanzertes Tor in dieser Mauer sperrte den Durchgang ab. Mit der Verteidigung des Passes hatte Haspinger den Schützenhauptmann Struber betraut, da dieser der beste Kenner des dortigen Gebirges war und unter den Hirten und Jägern großen Anhang besaß.

Von den französischen Vorposten unbemerkt, erklomm er am 20. September mit seinen Leuten auf nur ihm bekannten Steigen die zackigen Grate des Tennengebirges, um den Anmarsch des Feindes zu beobachten und an den Felsvorsprüngen das furchtbarste Verteidigungsmittel des Gebirgskrieges anzulegen, die alles zermalmenden Steinlawinen. Dann stieg er mit den treffsichersten Schützen zu Tal, vertrieb die französische Wache an der Aschauer Brücke, legte dort einen starken Verhau an, bei dem er einige Mannschaft zurückließ, während er mit den übrigen zu den Steinbatterien auf der Höhe zurückkehrte. Von Peter Sieberer mit militärischer Umsicht und Ausdauer auf das wirksamste unterstützt, hielt Struber mit ein paar hundert Leuten durch dreizehn Tage den Paß Lueg gegen eine weitaus überlegene Zahl der anstürmenden Feinde, angeblich 11.000 Mann Bayern und Franzosen.

Haspinger hatte für den 25. September, dem Tage nach dem Feste des hl. Rupert, den Generalsturm angeordnet. Punkt 6 Uhr früh gaben die Schützen beim Verhau die verabredeten zwölf Schüsse ab.

Daraufhin war es, als seien die Felswände des Tennengebirges lebendig geworden. Längs des ganzen Straßenzuges rasten von den Berghängen Felsentrümmer und Baumstämme nieder, mitten hinein in die Reihen und Pulverkarren der feindlichen Truppen. Den Vorstürmenden warf sich Haspinger an der Klause mit seinen Tirolern entgegen; die rückwärts Ausbrechenden wurden von den Schützen Strubers niedergemacht und versprengt. Nicht allzu vielen gelang es, nach Golling zu entkommen.

Josef Struber wurde durch Haspinger im Namen des Andrä Hofer noch auf dem Kampfplatz zum Schützenmajor ernannt und ihm der Befehl über den Landsturm des Pongaues übergeben.

Kaiser Franz verlieh im Jahre 1817 dem Josef Struber und Peter Sieberer für ihre heldenmütigen, patriotischen Anstrengungen, insbesondere in der Verteidigung des Passes Lueg, ersterem die mittlere, letzterem die kleine goldene Ehrenmedaille. Nachdem sich später die wirtschaftliche Lage der beiden immer ungünstiger gestaltete, bewilligte Kaiser Franz dem ersteren eine jährliche Pension von 300, dem Peter Sieberer eine solche von 150 Gulden.

Struber erreichte das hohe Alter von 75 Jahren. In seinen Erwerbsverhältnissen war allmählich ein Umschwung zum Besseren eingetreten. So oft der Kaiser oder ein Mitglied des kaiserlichen Hauses durch den Paß Lueg fuhren, gab der alte Herr zu Pferde, in Uniform, geschmückt mit dem Ehrenzeichen, den blanken Säbel in der Rechten, den Hofwagen das Geleite.

Struber verschied am 19. Juli 1845 und ist im Friedhofe zu Werfen, links vom Haupteingang der Kirche, begraben.

Dr. Ferd. v. Lentner.

Der Kampf an der Halbstundenbrücke bei Taxenbach.

Als Wallner, der salzburgische Schützenmajor, durch den Stegenwalderwirt Josef Struber am 26. Juli 1809 die traurige Kunde von der Übergabe des Passes Lueg erhielt, forderte er sofort den Landsturm im Pinzgau auf, ihm zu Hilfe zu eilen. Er selbst zog, von Panzl und Rottmayr begleitet, mit den zwei Schützenkompagnien von Mittersill und Saalfelden dem durch den Pongau heranziehenden Feind entgegen. Auf seinem nächtlichen Eilmarsche verschaffte er sich noch Pulver und Blei für seine Schützen und forderte die waffenfähige Mannschaft auf, sich ihm anzuschließen.

Seine Schar betrug nicht viel mehr als 400 Mann. Mit diesem todesmutigen Häuflein wollte der kühne Held den 7000—8000 Mann Bayern unter dem bayrischen General Deroy die Stirne bieten.

Mit seinem Scharfblick erkannte der Aichbergerwirt, so wurde Wallner auch genannt, daß die sogenannte „Halbstundenbrücke" unterhalb Taxenbach der günstigste Punkt wäre, um durch kräftigen Widerstand den Feind in seinem Vorrücken aufhalten zu können.

Die Stellung Wallners war sehr vorteilhaft, weil seine Schützen an dem steilen, teilweise mit Bäumen und Gesträuch bewachsenen linken Ufer hinreichend Deckung fanden.

Eilends ließ er die Brücke zum Teil abtragen, am linken Ufer noch eine feste Brustwehr und einige Verhaue anlegen und gegen den Brückenausgang die hölzernen mit gehacktem Eisen geladenen Geschütze auffahren.

Kaum hatte Wallner das Nötigste angeordnet, da tauchten jenseits auf der Straße die Schützen der bayrischen Vortruppen auf. Es war $^1/_2$10 Uhr vormittags. Vorsichtig näherten sie sich der Brücke. Ruhig und gefaßt erwartete Wallner den Feind. Als derselbe sich beinahe auf Schußweite genähert hatte, rief er seinen Schützen zu:

„Auf, Kameraden, jetzt wird es Zeit, spart weder Pulver noch Blei, nur zielt gut, daß jeder Schuß seinen Mann treffe. Gott wird mit uns sein, dessen Segen wir nochmals anrufen."

Mit dem Rufe: „Es lebe Kaiser Franz!“ eröffnet Wallner das Feuer. Plötzlich blitzt es aus Hunderten von Schützenstutzen und das wohlgezielte Feuer streckt sofort eine Menge der Feinde zu Boden. Doch diese bekommen Verstärkung und nun beginnt ein hitziges Gefecht, in welches schließlich auch die feindliche Artillerie eingreift. Bald rollte der Donner der Geschütze an den Wänden der Berge entlang.

Jetzt versuchten feindliche Truppen, teils auf schnell zubereiteten Flößen über die Salzach zu setzen, teils trachteten sie, die nur halb abgetragene Brücke wieder herzustellen.

Der Kampf an der Halbstundenbrücke. Nach einem Stiche aus der Zeit.

Da schlichen sich drei Kernschützen Wallners, mit äußerster Todesgefahr sich zwischen den Felsen vorschiebend, trotz des Feuers der Feinde auf eine Stelle des linken Ufers, welche das jenseitige überragte. Durch Felsen und Bäume gedeckt, schossen diese drei Braven die Bedienungsmannschaft der Geschütze zusammen und brachten so beide Kanonen zum Schweigen. Inzwischen wollten die Bayern die Brücke im Sturme nehmen. Fünfmal stürmten die feindlichen Massen der Brücke zu, aber ebenso oft mußten sie, stark gelichtet durch die sicheren Kugeln der mutigen Pinzgauer Schützen und durch das verderbenbringende Feuer

aus den hölzernen Kanonen mörderisch begrüßt, mit bedeutenden Verlusten zurückweichen.

So war es ungefähr 2 Uhr nachmittags geworden und die 7000 Bayern waren, von 400 Bauern aufgehalten, noch keinen Schritt vorwärts gekommen. Nachdem der feindliche General schließlich einsah, daß ein Angriff in der Talenge vergeblich sei, wählte er das letzte Mittel, den ausdauernden Gegner zu bezwingen. Er versuchte, ihn zu umgehen und den Verteidigern der Brücke in den Rücken zu fallen.

Deroy glaubte, daß die Umgehung des Feindes in ungefähr anderthalb Stunden gelingen könnte, und suchte durch ein heftiges Feuer die Aufmerksamkeit Wallners von der ihm drohenden Gefahr abzulenken.

Doch die braven Pinzgauer verteidigten ihre Stellung ebenso hartnäckig wie zuvor. Schon dauerte der erneute Kampf wieder einige Stunden. Da erhielt Wallner nach 6 Uhr abends die Meldung, daß eine starke feindliche Abteilung hart in seinem Rücken heranziehe. Aber auch in diesem schwierigen Augenblicke behielt der tapfere Schützenkommandant Geistesgegenwart und Mut. Er befahl den Seinen, sich allmählich zurückzuziehen, während er mit Panzl und den verwegensten Schützen die Brücke noch verteidigte und so den Rückzug der übrigen deckte.

Das immer schwächer werdende Feuer der Pinzgauer brachte unterdessen Deroy zur Überzeugung, daß die Umgehung gelungen sei, und er ordnete darum den letzten Angriff gegen die Brücke an. Ein heftiges Feuer empfing die Stürmenden, das sie einen Augenblick stutzen machte. Diesen Augenblick benützte Wallner mit seinen Schützen, um sich rasch zurückzuziehen.

Indessen brüllten die bayrischen Kanonen nochmals ihr furchtbares Schlachtlied, während die Infanterie, obwohl „nur auf den Enzbäumen einzeln vorgegangen werden konnte", die Brücke rasch nimmt.

Doch siehe da, als man die Schanze erstürmt hatte, war das Nest leer. Wallner mit seiner Schar verschwunden. Aus den Wäldern des Gschwandtnerberges aber, wohin sich der Aichberger zurückzog, schickte er noch manch heißen Gruß den Bayern herab.

M. Ringlschwendtner. (Mtt. d. G. f. S. Ldkd.)

Im Frühling 1816.

Das Erzstift Salzburg war in der Zeit von 1800 bis 1816 gar oft von schwerer Kriegesnot heimgesucht worden und seine einstige Wohlhabenheit verschwunden. Es ging tatsächlich von Hand zu Hand, denn innerhalb 13 Jahren, von 1803 bis 1816, wechselte es fünfmal seinen Herrn.

Am 4. April 1797 erschienen zum erstenmal französische Truppen auf salzburgischem Boden, und zwar drangen sie von Steiermark aus in den Lungau ein. Am 10. Dezember 1800 verließ der letzte regierende Landesfürst Hieronymus Colloredo das Land. Eine Regentschaft besorgte einstweilen die Regierungsgeschäfte. Nachdem Hieronymus 1803 abgedankt hatte, nahm Großherzog Ferdinand von Toskana als Kurfürst vom Lande Besitz. Salzburg blieb nun Kurfürstentum bis zum 25. Dezember 1805, wo es infolge des Preßburger Friedens in die Hände Österreichs überging, während es durch den Wiener Frieden vom 14. Oktober 1809 an Bayern kam; in Wirklichkeit aber erst im September 1810, denn in der Zwischenzeit stand ein französischer Landesgouverneur an der Spitze der Landesverwaltung. Endlich wurde es im Jahre 1816 für immer mit Österreich vereinigt.

Der 1. Mai des Jahres 1816 war ein herrlicher Frühlingstag. In den sonst so stillen Straßen der Stadt herrschte ein ungewohntes Treiben, denn heute sollte der Münchener Vertrag vom 14. April desselben Jahres zur Ausführung kommen und Salzburg wieder, mit Ausnahme der Pfleggerichte Waging, Tittmoning, Teisendorf, Laufen und Staufeneck, an Österreich abgetreten werden.

Bereits um 8 Uhr früh öffnete das bayrische Militär die Stadttore. Von Guigl her zogen ein Bataillon des österreichischen Infanterie-Regimentes von Froon, ein leichtes Jägerbataillon, eine Division

Hessen-Homburg-Husaren und eine Abteilung Artillerie mit vier Kanonen und zwei Haubitzen. Beim Linzertor wurden die Truppen von bayrischen Kürassieren und Jägern empfangen und unter klingendem Spiel auf den Residenzplatz geleitet. Dort stand in Parade das königlich bayrische Infanterie-Regiment Kronprinz. Die Truppen leisteten hierauf gegenseitig die Ehrenbezeigungen. Während die Hauptwache, das Festungskommando und alle übrigen Wachen von den Bayern an die Kaiserlichen übergeben wurden, nahm man an der Residenz unter lautem Jubel des Volkes das königlich bayrische Wappen herab und zog den kaiserlichen Doppelaar dafür auf.

Sobald die Bayern alle ihre Mannschaft an sich gezogen hatten, marschierten sie durch die Gstätten und das Klausentor der Grenze zu ab.

Im Markus Sittikus-Saale der Residenz verkündete der bayrische Generalkommissär des Salzachkreises Graf Preising die Abtretung des Fürstentums an Österreich und entband alle Staatsdiener vom Eide der Treue für das Königreich Bayern. Der österreichische Hofkommissär Freiherr von Hingenau vollzog dann die Besitzergreifung. Nachdem die Abtretungsurkunde und das Besitznahmepatent auch dem harrenden Volke öffentlich mitgeteilt worden war, zog man unter dem Geläute aller Glocken in die Domkirche. Dort hielt der Domdechant Graf Spaur ein feierliches Hochamt mit Tedeum. Während der kirchlichen Feier wurden von dem Bataillon Froon fünf Salven abgegeben, welche die Geschütze auf dem Mönchsberg erwiderten. Nach dem Gottesdienste begab sich der feierliche Zug zurück in die Residenz, wo die Vorstände der verschiedenen Ämter den Eid der Treue ablegten. Als abends der bevollmächtigte Hofkommissär im Theater erschien, wurde er mit Trompeten- und Paukenschall empfangen und nach dem Vortrag eines schwungvollen Prologes ertönte das Lied: „Gott erhalte Franz den Kaiser".

Noch herrlichere Tage aber sollte das alte Salzburg im Juni erleben, denn da hatte es das Glück, Kaiser Franz in seinen Mauern zu sehen, der gekommen war, die Erbhuldigung des Landes entgegen zu nehmen.

Am 7. Juni um $^3/_4$11 Uhr kam der Kaiser, begrüßt vom Glockengeläute und dem Donner der Geschütze, hier an. Er wollte seine Wohnung im Schlosse Mirabell nehmen. Dort erwarteten ihn die Kavaliere, die Staatsbeamten und Räte. Auf dem Mirabellplatze stand

eine Kompagnie des Infanterie-Regiments von Froon, während die bürgerliche Infanterie und die Jäger auf den Straßen Spalier bildeten. Die Bauern der Umgebung mit ihren Hausgewehren, Bauernmädchen mit Fahnen als Prangerinnen, Schulknaben ebenfalls mit Fahnen, Kränzen und Sträußen, ferner die Landschützen waren auf verschiedenen Plätzen aufgestellt.

Dem Wagen des Kaisers ritt eine Abteilung Husaren voraus, während eine Truppe der bürgerlichen Kavallerie demselben folgte. Am Neutor überreichte der Stadtrat Zezi die Schlüssel der Stadt. Überaus groß war der Jubel der zahlreich versammelten Volksmenge; unter steten Vivatrufen und Aufwerfen der Hüte drängten sich die Leute bis an die Stiegen der Residenz.

Der eigentliche Festtag jedoch war der 12. Juni. Festliches Geläute und 101 Kanonenschüsse verkündeten den Beginn der Feier. Vom Rathausturme wehten je zwei große schwarzgelbe und rotweiße Fahnen. Nach 7 Uhr stellte sich das Militär sowie verschiedene Abteilungen des Bürgerkorps auf dem Residenzplatze auf. Etwas vor 9 Uhr bewegte sich der festliche Zug auf der mit Brettern belegten Gasse in die Domkirche. Nach Beendigung der kirchlichen Feier kehrte der Zug in gleicher Ordnung in die Residenz zurück. Der Karabinersaal war aufs prächtigste geschmückt. Nachdem Seine Majestät auf dem unter einem Baldachin errichteten Throne Platz genommen, richtete der Kanzler Graf Lazanzky an die Anwesenden eine die Huldigungsfeier betreffende Ansprache, ebenso geruhte der Herrscher, in huldvollen Worten seiner neu erworbenen Besitzungen zu gedenken. Im Namen des Inn- und Hausruckviertels empfahl Feldmarschall-Leutnant Hochenfeld, in jenem Salzburgs Graf Firmian die Bewohner der allerhöchsten Huld und Gnade. Nun wurde vom Hofrate Baron Metzburg der Huldigungseid verlesen und von den Vertretern des Landes, während man die Hände zum Schwur erhob, wörtlich nachgesprochen. Ein freudiges Vivat ertönte im ganzen Saale und 50 Kanonenschüsse von der Festung verkündeten die Vollendung dieser feierlichen Handlung.

Abends war die Stadt und die Umgebung aufs herrlichste beleuchtet. In den Straßen der Stadt fand sich eine so große Menge Menschen ein, wie sie Salzburg früher nie gesehen; besonders auf dem Rathausplatze und der Brücke staute sich der Verkehr, daß es dem einzelnen schwer wurde, sich durchzudrängen. Die schönsten Ansichten boten der Glockenspielturm, das Rathaus, die Festung, die Brunnen und das

Kapuzinerkloster. Beim Kaufmann Hefter auf dem Marktplatze[1]) leuchteten die Worte: Friede — Freude — Liebe — Treue; bei Zezi in der Getreidegasse las man:

Gott erhalte unsern Kaiser,
Unsern liebsten Vater Franz!
Wer liebt noch mehr, wer liebt heißer
Seiner Länder Wohl und Glanz.

Ein kleines Fensterchen im Bürgerspital zierte der Spruch:

Brennende Herzen statt der Kerzen
Müssen diesem Fensterlein eine Sonne sein.

Besonders schön war das Transparent an der Schranne; es stellte dar, wie die drei Monarchen nach der Schlacht bei Leipzig auf der Erde knien, um Gott für den Sieg zu danken.

Nach Tagebüchern aus dieser Zeit.

[1]) Jetzt Ludwig-Viktor-Platz.

Als der Großvater die Großmutter nahm.

Es sind jetzt wohl mehr als 80 Jahre her. Salzburg war damals noch Festungsstadt und durch Tore, Schanzen, Wälle und Gräben vor feindlichem Überfall gesichert. Durch 11 Tore fand man Einlaß in das Innere der Stadt und kam der Reisende in der gelben Postkutsche bei einem solchen an, so trat der wachhabende Korporal heraus und prüfte genau Paß und Geleitschein der Polizei. Minder streng nahm er es bei den Salzburgern selbst. Er kannte sie ja alle, denn die Stadt zählte damals 16.000 Einwohner, ohne fremden Einschlag waren sie fast alle Erbeingesessene. Die Tore blieben im Sommer von 5 Uhr früh bis 9 Uhr abends, im Winter von 6 Uhr bis 8 Uhr geöffnet; zu jeder anderen Stunde mußte man durch kräftigen Zug an der Glocke Eintritt heischen, wobei gerade nicht immer ein freundlicher Willkommgruß geboten wurde.

Das Bild der Altstadt mit der Festung im Hintergrund, den zahlreichen Türmen und Kuppeln ist sich im ganzen gleich geblieben; vielfach anders aber sah es im Innern aus. Ein Blick von der hölzernen Stadtbrücke zeigte in geschlossener Linie die geschwärzten Häuserreihen, die sich an der Krümmung des linken Salzachufers hinzogen. Die Salzach floß in mächtiger Breite uneingedämmt dahin. Nirgends war eine Baumreihe oder eine grüne Anlage wie heute sichtbar. Ihre Wellen schlugen an die Rückseite der Häuser oder es führte nur ein schmaler Straßenstreif zwischen der Häuserzeile und der Stützmauer des Gestades dahin. Mit der Beschaffenheit der Straßen und Gassen stand es nicht am besten. Der Fahrweg war mit großen Kieselsteinen, „Katzenköpfen", gepflastert, die Fußwege entbehrten überhaupt eines Pflasters, so daß man bei andauerndem Regenwetter infolge des Schmutzes oft nicht wußte, wohin man den Fuß setzen sollte, um ihm

eine sichere Unterlage zu geben. Für die Reinigung geschah fast gar nichts, da nur zwei Personen mit diesem Geschäfte betraut waren und alles übrige dem guten Willen der Hausbesitzer überlassen blieb. Kein Wunder, wenn dem Besucher in den engen Gassen, Höfen und Winkeln ein dumpfer, muffiger Geruch entgegenströmte. Während die großen Plätze vereinsamt daliegen und sich in ihren Ecken ein grüner Rasenteppich ausbreitet, sind die kleineren überfüllt von Wagen und Pferden der Landleute; dabei bleiben die Gefährte oft stundenlang unbeaufsichtigt stehen. Im Gries reiht sich Fleischbank an Fleischbank, in dieser wird zugleich geschlachtet und dort harren die Rinder, an das Fenstergitter gebunden, dumpf brüllend ihres Geschickes.

Ungleich besser ist es mit der Beschaffung des Trinkwassers bestellt. Die meisten Häuser haben laufende Brunnen; aus der Quelle des Stadtbrunnhauses werden allein 11 öffentliche und 112 Privatbrunnen gespeist. Wenn die Nacht ihre Schatten über die Straßen und Plätze senkt, dann erhellen 280 Laternen die Dunkelheit. Zu ihrem Unterhalt verwendete man Mitte der Vierzigerjahre nicht mehr Unschlitt, sondern Brennöl.

Die Häuser sind fast alle mit Schindeln gedeckt. Sie enthalten im Erdgeschosse kleine Verkaufsläden mit Marmortischen unter dem Fensterbogen zum Auflegen der Ware. Durch ein dunkles Vorhaus, in dem ein mächtiger, holzgeschnitzter Christus hängt, gelangt man in einen kleinen Hof; eine Stiege von grobgehauenen Steinen führt in das obere Stockwerk. An jedem Hause bemerkt der Besucher 6—8 Glockenzüge; weil die Zahl der Bettler eine sehr große ist, so bleiben die Haustüren fast immer gesperrt und daher sind Glocken zu allen Parteien des Hauses sehr notwendig.

Der Betrieb eines Handwerkes unterliegt dem strengen Zunftzwange; die Zahl der Gewerbe ist deshalb zum Teil eine beschränkte; man zählte Ende der Dreißigerjahre des vorigen Jahrhunderts 20 Bäcker, 20 Müller, 36 Fleischhauer, 13 Brauer, 52 Wirte, 46 Schneider und Schuster, 10 Tischler, 12 Krapfenbäcker und 33 Leinweber. Der Handelsstand war vertreten durch 3 Buchhändler, 15 Spezerei-, 4 Galanterie- und 13 Tuch-, Seiden- und Leinwandhandlungen.

Besonders ein Gewerbe ist noch im regen Betrieb, das ist die Salzach-Schiffahrt. Stromauf und -ab beleben den Spiegel des Flusses zahlreiche Plätten, Hallaschen und Zillen, die hauptsächlich Salz, Holz und Werksteine verfrachten. Manchmal dienen die Schiffe wohl auch

dem Reiseverkehr; so kündigt der Schiffmeister Braunsperger von Hallein an, daß er am 20. Juli 1836 mit zwei gedeckten Schiffen nach Linz und Wien fahre, dafür hätte die Person unter Dach nach Linz 1 fl., nach Wien 1 fl. 40 kr. Conv.-Münze zu zahlen.

Die Preise der Lebensmittel waren, im Vergleiche zu heute, wohl sehr bescheidene, nur darf man dabei nicht vergessen, daß damals die Kaufkraft des Geldes bedeutend höher war. So kostete im Jahre 1836 der Laib Brot zu 4 Pfund 6 Kreuzer 1 Pfennig, das Pfund Rindfleisch 7, Schweinfleisch 10, Kalbfleisch 7 Kreuzer 2 Pfennige, eine Lunge kaufte man um 2 Kreuzer 2 Pfennige, für eine alte Henne zahlte man $11^1/_2$ Kreuzer, für junge Hühner $10^3/_4$, für ein Paar Tauben $12^1/_2$ Kreuzer; Eier erhielt man für $3^1/_4$ Kreuzer 4 Stück, das Pfund Schmalz kostete $18^1/_4$, Butter 15 Kreuzer; der Preis der Fische betrug das Pfund Forellen $26^1/_2$, Karpfen 20 Kreuzer.

Der gesellige Verkehr war ziemlich einfach, er bestand im Besuche der Gast- und Kaffeehäuser, des Theaters und ein oder des anderen Balles. Die Gasthöfe Salzburgs erfreuten sich eines guten Rufes; die vornehmsten waren „Erzherzog Karl", „Goldenes Schiff" und „Zu den drei Alliierten"; unter den Kaffeehäusern nahm das Staigersche[1]) am alten Marktplatz den ersten Rang ein. Dort saßen abends Offiziere und Beamte an runden Marmortischchen, in das Lesen der Zeitungen vertieft. Vor ihnen stand der Fidibusbecher, aus dem sie von Zeit zu Zeit einen Span zogen, um ihn an der Flamme des Armleuchters zu entzünden und die Meerschaumpfeife damit in Brand zu setzen. Ein Kellner legte einen Pack Zeitungen auf, darunter die Grätzer-, Prager- und Linzer-Zeitung, letztere mit der Beilage „Volksblatt für Verstand, Herz und gute Laune", ferner „die Elegante", den „Humorist", das Österreichische Morgenblatt, die Münchener Allgemeine, die Gazetta di Venezia — da ein Großteil Ober-Italiens damals noch im Besitze Österreichs war, ist dies wohl erklärlich — und endlich das Salzburger Amts- und Intelligenzblatt.

Die Erwartung, daß letzteres uns über das Leben und die Verhältnisse in der Stadt des näheren unterrichten werde, bringt eine Enttäuschung, denn außer Geschäfts- und Theateranzeigen enthält das Blatt wohl Nachrichten aus aller Herren Länder, doch über Salzburg herzlich wenig. Für das Theater schien das meiste Interesse zu bestehen; der Spielplan enthält Opern wie Norma, Maurer und

[1]) Heute Café Tomaselli am Ludwig-Viktor-Platze.

Schlosser, die weiße Dame, ferner Dramen, so die Ahnfrau, die Räuber, Griseldis und Volksstücke, wie Raimunds Verschwender, der Bauer als Millionär; eine besondere Vorliebe hatte man für das Ritterschauspiel, wie die gruseligen Titel: „Die Drachenhöhle bei Rötelstein oder der Hammer um Mitternacht", „Wendelin von Höllenstein oder die Totenglocke um Mitternacht" beweisen. Kam ein berühmter Gast, wie einst Madame Birch-Pfeiffer, so teilte das der Direktor den Freunden der dramatischen Kunst ergebenst mit und machte hiezu mit unbegrenzter Hochachtung seine gehorsamste Einladung.

Ein Ball war in jener Zeit ein besonderes Ereignis, deshalb zeigt der Gastwirt Thaddä Koller für Sonntag, den 14. Februar, im Saal zur Schießstätte einen Ball an, bei dem die neuesten Walzer von Strauß, Lanner und Morelly von einem gut besetzten Orchester vorgetragen werden. Eintritt für die Mannsperson 30 kr., Frauenzimmer sind frei.

Die kleinen Sorgen des Lebens verkünden kurze Anzeigen: wir lesen von einem „neu angehenden Mannskleidermacher", es empfiehlt sich ein „neu etablierter Uhrgehäusemacher", eine Marchande de Mode, „ein in jeder Beziehung mit hinlänglichen Zeugnissen versehenes und hier eingebürgertes Individuum wünscht eine Stelle"; anderseits wird von einem Porträts- und Historienmaler dem „verehrungswürdigen Publikum gründlicher Unterricht in allen Zweigen der Kunstmalerei — nämlich Figuren, Blumen und Landschaften — erteilt, täglich eine Stunde für monatlich einen Gulden Reichswährung". Im weiteren erfahren wir, daß täglich um 8 Uhr früh der Halleiner Stellwagen vom Gasthof „Erzherzog Karl" wegfahre, während in der Reisezeit auch eine Post-Stellwagenfahrt Salzburg—Innsbruck mit gewechselten Pferden und elegant gebauten Stellwagen eingerichtet sei. Der Preis für die Person beträgt 5 fl. 47 kr. Conventions-Münze, die Abfahrt erfolgt um 5 Uhr früh vom Gasthof „Zur goldenen Traube".

Der alte Salzburger befand sich nicht selten mit Amsterdam und London, mit Portugal und Sinigaglia in Handelsverbindung und unterhielt regen Verkehr mit Augsburg und Nürnberg. In seinem Wirken und Schaffen zeichnete er sich durch Fleiß, Geschäftskenntnis und gute Wirtschaft aus. Der Bürger stand schon früh auf, ging in die „Sechsö-" oder „Simi-Messe", arbeitete fleißig den ganzen Vormittag und aß um 11 Uhr Mittag. Sein gewöhnlicher Spaziergang war „ums

Tor", d. h. bei einem Stadtor hinaus, beim anderen herein. Bei einbrechender Dämmerung wurden die Läden geschlossen, und sobald es vollkommen dunkel wurde, war kein Geschäft mehr offen, nicht einmal eine Apotheke oder ein Laden für Eßwaren. Ging der Geschäftsmann ins Gasthaus, so geschah es nach 6 Uhr, um 8 Uhr war er zu Hause, wer länger blieb, galt für einen Schwärmer. Wollte die Familie ins Theater gehen, so speiste sie vor 6 Uhr, da der Beginn der Vorstellung auf $6^1/_2$ Uhr festgesetzt war. Im ganzen suchten die einzelnen Familien ihren gesellschaftlichen Kreis möglichst zu beschränken. Führten schon die langen Winterabende die Leute nicht zusammen, so trennte sie vollends die schöne Jahreszeit. Die reicheren Bürgerfamilien begaben sich dann auf ihre Landsitze, Höfe genannt; noch heute erinnert der Name Schillinghof, Lanserhof u. dgl. daran. Manche machten an sehr schönen Tagen Ausflüge, oft vertrat deren Stelle eine Wallfahrt am frühesten Morgen nach Maria Plain oder Dürrnberg.

Das gewöhnliche Volk lebte in sehr dürftigen Verhältnissen und kennzeichnete sich durch seine besondere Sprechweise.

Belauschen wir nur noch die Rede zweier Holzabschneider, die an der Ecke des Heuwagplatzes[1]) bemüht sind, die Abfälle ihrer Arbeit fein säuberlich zusammenzukehren. „Hommas ge?" meint der eine; „Ja, gömma ge!" erwidert der Angesprochene und verläßt mit Axt und Säge über der Schulter den Platz.

Nach verschiedenen Quellen.

[1]) Heute Siegmundsplatz.

Unser tapferes Artillerie-Regiment.

Heiß brannte die Augustsonne des Jahres 1914 auf die Straßen der Stadt hernieder, als unsere Artillerie, Geschütze wie Munitions- und Trainkolonnen blumengeschmückt, in unabsehbarer Reihe zum Bahnhof zog, um auf den Kriegsschauplatz abzugehen. Brausende Heilrufe und lebhaftes Tücherschwenken begleiteten die abziehende Truppe auf dem ganzen Wege. Vereinzelt kam bald Kunde von heldenhaften Kämpfen und Taten mutvoller Tapferkeit; insbesondere schildert uns nachstehender Feldpostbrief, den der Oberst des Regimentes an den Bürgermeister der Landeshauptstadt gerichtet hat, das wackere Verhalten der Söhne unseres Landes. Darin heißt es:

„Schon längst wollte ich Ihnen, hochverehrter Herr Bürgermeister, und unserer lieben Stadt Salzburg Nachricht vom Salzburger Artillerie-Regiment geben, doch im Drange der Ereignisse, während der fortdauernden Märsche und Kämpfe, mußte ich mein Vorhaben immer wieder verschieben. Unser schönes Artillerie-Regiment hat sich wacker gehalten; die Salzburger und Oberösterreicher haben in tapferster Weise an vielen Kämpfen und Schlachten mitgewirkt. Wiederholt waren wir im heftigsten Artillerie-, Maschinengewehr- und Gewehrfeuer und stets haben die braven Leute mit bewunderungswürdiger Ruhe und Sicherheit die Geschütze bedient, Munition vorgeholt und Stellungswechsel vollzogen.

Wir standen wiederholt in vorderster Linie, selbst vor den Linien der eigenen Infanterie. Offiziere und Mannschaft haben selbst in den kritischesten Lagen ausgeharrt und zahllose Beweise hervorragender Tapferkeit gegeben. Die Verluste, die das Regiment hiebei erlitten hat, sind gottlob verhältnismäßig gering, dank der Umsicht beim Beziehen der Stellungen und der guten Deckungen, die wir nach russischem Muster nun vortrefflich auszuheben verstehen.

Wir haben vom Feinde manches gelernt, denn in Finten und Listen, Verbergen ihrer Stellungen, Ausheben von Deckungen, Wechseln der Aufstellungen und überfallartigem Feuer sind die Russen wirklich sehr geschickt. Trotz der wirklich gut ausgebildeten russischen Artillerie

ist es uns aber oft gelungen, ihre Batterien zu zerstören oder wenigstens zum Schweigen und Verlassen der Stellung zu zwingen.

Sehr gelitten haben leider unsere so schönen, schweren Salzburger Pferde, für diese waren die elenden Wege, das zu geringe Futter und das Lagern bei Sturm und Regen im Freien recht ungünstig; viele von ihnen haben wir eingebüßt. Die Lücken sind wohl zum größten Teile ausgefüllt, doch tut es uns allen leid um die braven, bis zum letzten Moment wacker ziehenden Tiere, welche nun in polnischer Erde verscharrt liegen.

Sonst ist das Regiment guten Mutes, wir sind seit Wochen wieder dicht am Feind mit täglichen Kämpfen und wir vertrauen alle auf Gott, daß er unserer gerechten Sache sicher zum Siege verhelfen wird. Oft und gerne denken wir dabei alle an unser liebes Salzburg, dem wir durch Herrn Bürgermeister herzliche Grüße von der russischen Grenze senden."

Mein Kaiser.

Mein Haus stand voll Wonne, voll Linnen der Spind,
Das Weib war mir Sonne, ihr Leuchten das Kind,
So schufen wir friedlich für Heim und Herd,
Da rief über Nacht mich der Kaiser zum Schwert.
Unser Kaiser!

Wenn der Kaiser des Friedens im Silberhaar
Über Nacht in den Kampf ruft die Männerschar,
Dann muß es ein Großes, ein Heiliges sein,
Sonst ruft er uns nicht in den Krieg hinein.
Unser Kaiser!

So schied ich vom Herd, und heiß war die Schlacht,
An sich hat nicht Einer von uns gedacht.
Wir sahen nur Eins: Ob die Fahnen weh'n!
O hätte uns heute der Kaiser geseh'n.
Unser Kaiser!

Nun lieg' ich verlassen in fremdem Land,
Mich streckte die blaue Bohne in den Sand.
Seh' nimmer die Heimat und die, die mir wert,
Und doch bin ich selig, zog für dich das Schwert.
Mein Kaiser!

Was ist mir? . . Dort kommt er . . der Kaiser . . zu mir!
Rief denn meine Sehnsucht so laut nach dir?
Du kommst mir zu danken . . jetzt schaust du mich an . . .
Ich hab' für dich meine Pflicht nur getan.
Mein Kaiser!

Es sickert mein Blut, mein Auge bricht,
Bald werd' ich stehen vor Gottes Gericht.
Er schenk' mir sein Reich! Darf dort ich steh'n,
Mein erstes soll sein, für dich zu fleh'n.
Mein Kaiser!

Anton Pichler.

walles. Sie wird zur Westgrenze gegen Tirol, berührt die Salzachquelle und begrüßt stillschlummernde Helden, die in harter Franzosenzeit an heißumstrittenen Pässen ihr Blut vergossen. Hernach klettert sie auf den Rand des bayerischen Berchtesgadnerlandes, auf jene Kalkgebirgsstöcke, die plötzlich aus der Erde emporsteigen und sich ebenso rasch wieder in die Tiefen hinunterwerfen — auf das Steinerne Meer, das Hagengebirge, den Göll und den höhlenreichen Untersberg. Der weiten und gefahrvollen Gebirgsreise müde, senkt sich die Grenzlinie nun hinab ins flache Land und ist bei ihrem Ausgangspunkte, dem Walserfeld, wieder angelangt.

Minder beschwerlich als eine Grenzwanderung, aber darum nicht weniger schön ist eine Reise in das Innere des Landes, in die Gaue, wie die altüberkommene Bezeichnung der einzelnen Landschaften lautet.

Wer sich von der Stadt Salzburg aus, die mit ihrer Festung und dem Glockenspiel, mit ihren Kirchen, Palästen und großen, stillen Plätzen an beiden Ufern der rauschenden Salzach liegt, nach Süden wendet, den führt die Bahn, mühsam die vielen Steigungen überwindend, durchs schmale, anbaufähige Tal der Salzach. Quer auf das Salzachtal stellen sich noch engere Täler, durch welche die ungebärdigen Achen brausen und schäumen. Diese Achen sind die Abflußwässer von Gletschern und Bergesriesen der Hohen Tauern. In jenen Schluchten, wie im Salzachtale, wohnen einfache, schlichte Leute, die unter unsäglichen Mühen dem kargen Boden des Lebens Unterhalt abringen. Wohl liegen stattliche Marktflecken und Dörfer in den Talsohlen. Kirche und Schule sind dort und das heimische Werkleben steht auf hoher Stufe. In behaglichen Gasthöfen läßt sich's der fremde Wanderer wohl sein, wenn er von kühner Bergbesteigung zurückkehrt, zu neuer Bergfahrt ausruht. Die bäuerliche Bevölkerung Salzburgs lebt aber zumeist hoch über den geschlossenen Ortschaften in einzeln stehenden Gehöften, die sich inmitten großen Grundbesitzes an der Sonnenseite hinziehen. Freilich, nicht alle haben es so gut. Viele der Bergbauern müssen schattenhalb hausen. Diese sehen die Sonne nur im Hochsommer zur Mittagszeit einige Stunden — im Winter überhaupt nicht. Immer verbirgt ihnen eine riesige Felswand oder ein dichter Waldbestand den Anblick des leuchtenden und wärmenden Gestirns.

Ist es daher zu verwundern, wenn die Bewohner dieser engen Täler dem Sonnenstrahl nachziehen, ihn auf Bergeshöhen aufsuchen?

Schon die Buben können es kaum erwarten, als Hirten auf die warmüberfluteten, smaragdgrünen Halden zu kommen, um dort den Reichtum des Landes, stattliche Rinderherden, zu hüten. Nicht minder ungeduldig harren rüstige Männer der Almzeit, in der sie als Sennen um die trauliche Hütte schaffen oder als Bergmähder, mit starken, scharfen Steigeisen versehen, auf den steilsten Hängen das kurze, aber kräftige und duftende Alpengras mähen. Der Sennerin obliegt das Melken der Kühe und das Bereiten von Butter und Käse. Abends, nach getaner Arbeit, tritt sie in die Hüttentür und sendet hochtönende Jodler zu Tal, die der Fels zum Felsen weiterklingt.

Horch! Aus dem Bergwald schallen Axtschläge. Nun verstummen sie. Nun ist es lautlos still. Jetzt dringt das Krachen eines stürzenden Baumstammes an das Ohr. Die Holzschläger sind an der Arbeit. Auch sie sind vom Tal zur Höhe gezogen, hinauf zum Bergforst und erwerben durch harte und gefahrvolle Arbeit kaum mehr als das Anrecht, an der schmalzigen Kost teilnehmen zu dürfen, die ihnen in der Holzstube bereitet wird.

Die Wälder bieten außer Gehölz auch noch edles Wild in Scharen dar. Daher muß auch der Jäger zu ihnen emporsteigen. Doch er begnügt sich nicht mit diesen Höhen, er dringt auf steilen Pfaden über das Wald- und Almgebiet hinaus, überspringt jähe Abgründe, klettert über schlüpfrige Steinplatten, zwängt sich durch enge Kamine und erklimmt auf schmalen Grasbändern fast senkrechte Felsabstürze, um jene Hochmatten zu erreichen, die Weideplätze der Gemsen sind. Nicht selten schleicht im Dämmergrau des Morgens der rußgeschwärzte Wildschütz dieselben gefahrvollen Pfade, mit pochendem Herzen nach allen Seiten spähend — Jäger und Wild zugleich.

Im Salzburgerland strebt alles in die Höhe. Diese bietet, was das enge Tal versagt. Am höchsten hinauf von allen gelangt der Bergführer, dessen Beruf es ist, fremde Wanderer sicher und ungefährdet auf die Bergriesen zu geleiten, von denen man eine unermeßliche Aussicht über eisumhüllte Gipfel und steil emporstrebende Zinnen bis weit ins ebene Land hinein genießt.

In Salzburg muß sogar der Bergmann, der den finstern Schacht befährt, erst hohe Berge hinansteigen, ehe er in die Tiefe gleitet, aus der er Salz, Kupfer und Gold zutage fördert.

Das Salz war seit alters das wichtigste Ergebnis des Bergbaues. Es gab dem Lande den Namen und bestimmte seine Geschicke.

Natur- und Landschaftsbilder.

Kaisergruß[1]).

Du lieber, guter Kaiser, schau:
Die Blumen hier aus Feld und Au,
Wir haben sie für dich gepflückt;
Nimmst Du sie an, sind wir beglückt.

Orakelblumen sind es meist;
Zupft man die Blätter, wie Du weißt,
Und spricht dazu ein Sprüchlein klein,
Soll's dem, der fragt, verheißend sein.

Auch wir, die Kleinen frisch und rund,
Sind ein Orakelblumenbund;
Wie wir Dich lieben? frage doch:
Von Herzen! — Hoch, der Kaiser, hoch!

R. v. Strele.

[1]) Dieses sinnige Gedicht wurde in den herrlichen Kaisertagen des Juli 1901 bei der Anwesenheit Sr. Majestät in der Schule S. Andrä von einer Schülerin vorgetragen.

Das Land Salzburg.

Salzburg ist ein Gebirgsland von so wundervoller Schönheit, daß alljährlich Tausende von Menschen hinreisen, um die herrliche Gotteswelt zu schauen.

Der Berge sind fast allzuviele im Land. Nur der Norden ist hügelig und weist auch eine Ebene auf.

Wer, der Grenze folgend, das Land umwandern wollte, könnte sich über Mangel an Abwechslung nicht beklagen. Die Grenzlinie gegen Bayern läuft vom sagenreichen Walserfelde aus der Saalach entlang und mit dieser hinein in die Salzach. Sie folgt ein beträchtliches Stück deren Flußbett, wendet sich aber dann vom Flusse ab und wird zur trockenen Nordgrenze gegen Oberösterreich. Sie spannt sich über schöne Wiesen, dunkle Wälder, anmutige Seen und hügeliges Gelände. Als Ostgrenze steigt sie schon auf Bergeshöhen, fällt jedoch mit der schroffen Drachenwand jäh hinab zu den dunkelgrünen Fluten des Mondsees. Sie zieht sodann mit dessen Ausfluß zum Attersee. Hier ersteigt sie den aussichtsreichen Schafberg, um sodann gleich wieder zum Aber- oder St. Wolfgangsee hinabzueilen, den sie an der schmalsten Stelle übersetzt. Nun klettert sie über Geklüft und emporragende Kalkklippen hinauf zur Spitze des Dachsteines, verabschiedet sich dort von der Grenzlinie Oberösterreichs, begrüßt jene der grünen Steiermark und zieht mit dieser zu Tal. Sie überschreitet die Enns und umspannt sodann den Lungau. Zur Südgrenze gegen Kärnten geworden, schwingt sie sich über Täler und Schründe auf bis zum Scheitel des Ankogels, schwebt sodann über den Bergkämmen, Felsenrücken und Gletscherfeldern der Hohen Tauern, wie die Kugel wälzt und das Wasser rinnt, bis zum Gebiete des Riesen der Ostalpen, dem Großglockner. Sie vereinigt sich auf sturmumtosten Eisgipfeln mit der Tirolergrenze, erklimmt gemeinsam mit ihr den Venediger, steigt dann über endlose Firnfelder und tückische Gletscherspalten, an einsamen Tauernkreuzen vorbei, in tiefer gelegene Landschaften ab. Nun verläßt sie die Hauptrichtung des riesigen Gebirgs-

öffnen und beobachtete die Wirkung. Es dauerte nicht lange und alle Ziele waren verschwunden, kein Russe steckte den Kopf mehr heraus. Trotzdem aber hielten sie mit ihrem Feuer nicht inne. Nun bemerkte ich, daß auch der rechte Flügel der Eigenen bereits auf gleicher Höhe mit mir war, was mich zum sprungweisen Vorwärtsgehen veranlaßte. Nach ungefähr einer Stunde hatte ich bereits 400 Schritte zurückgelegt. Hier wurde es nun unheimlich. Die feindliche Artillerie hatte uns bereits bemerkt, Schrapnell auf Schrapnell fiel ein, zuerst zu kurz, dann immer näher. Noch eine Weile — ein furchtbarer Knall und ich lag zwischen zwei Toten. Es war dies mein Abstandschätzer und ein Scharfschütze. Der Augenblick war nervenlähmend. Wir waren also im Treffen! Kein Zögern . . also rasch vorwärts, und schon war der gefährlichste Punkt überschritten. Gleich darauf setzte auch schon das Feuer unserer eigenen Artillerie ein. Mir fiel ein Stein vom Herzen, denn die Wirkung war glänzend. Jetzt hieß es, keine Zeit verlieren, rasch der Allee zu! Noch 150 Schritte, meine Leute warfen bereits die Tornister ab, ein brausendes Hurra und im schnellsten Laufschritt war die Straße erreicht. Was dort nicht an unseren Bajonetten hing, bekam noch im Rückzug den Pelz voll.

Wir nahmen noch eine Zeitlang die Verfolgung auf und sammelten uns erst gegen 8 Uhr abends in der vorhin erwähnten Allee. Das Bild wird mir unvergeßlich sein, mir fehlt es an Worten, um Ihnen das nur annähernd zu schildern. Ringsum brennende Scheunen; diese wurden von den Russen als Munitionslager benützt und von unserer Artillerie in Brand geschossen, teilweise auch von uns angezündet. Der Himmel blutrot; im Straßengraben die gefallenen Russen in Haufen; Blutlachen, in denen sich der Feuerschein spiegelte. Dazu die Hilferufe von Verwundeten. Wir marschierten zurück in die Zuckerfabrik, wo wir alle in guten, schweren Schlaf verfielen. Unsere Sanität arbeitete die ganze Nacht und schlug auch dort ihre Hilfsplätze auf. Bei diesem Gefecht erbeutete meine Kompagnie sieben Geschütze, außerdem machten wir viele Gefangene. Zu meinem Eigenlob darf ich bemerken, daß ich am anderen Tage für die Tapferkeitsmedaille eingegeben wurde. Diese Allee behielten alle meine Kameraden als die „Totenallee" in Erinnerung.

So ging es fort, Tag für Tag, stärker und schwächer. Zur Ruhe kamen wir nicht mehr — mit dem Feind fortwährend in Fühlung. Die Nacht vom 7. auf den 8. September brachte uns in eine neue Lage.

Ein „Nachtangriff", so hieß es, was unsere Landler nur begrüßten, denn das wußten sie, daß sie bei einer solchen Gelegenheit von Bajonett und Kolben ausgiebig Gebrauch machen und auf ihre Rechnung kommen würden. Das Regiment im Verein mit anderen durchstreifte also ein Waldgebiet, wie ich es in solcher Ausdehnung noch nie gesehen habe. Ungefähr $^1/_2$12 Uhr waren wir an unserem Ziel. Vor uns auf rund 1000 Schritte lagerte eine russische Brigade samt Train usw. Wir näherten uns lautlos auf nahezu 200 Schritte, bis wir von den Feldwachen angeschossen wurden. Dies war auch zugleich das Signal für uns zum Sturm. Ein tausendstimmiges Hurra, das den ganzen Wald erfüllte, und vorwärts ging's über Sumpf, Stock und Stein. Was vom Feinde nicht gleich flüchtete, krümmte sich an unseren Bajonetten oder war gefangen. Zehn Geschütze, ein Auto und massenhaft Train fielen in unsere Hände, abgesehen von den vielen Gefangenen."

Wie sehr die Tapferkeit unserer Truppen gewürdigt wird, beweist auch ein Ausspruch des Feldmarschall-Leutnants Erzherzog Peter Ferdinand in einem Telegramme an den Bürgermeister der Stadt Salzburg, worin es heißt: „Ich hatte Gelegenheit, vor kurzem das Regiment Nr. 59 angeschlossen neben meinen Truppen im Gefechte zu sehen. Die braven Rainer kämpfen mit unbeschreiblicher Tollkühnheit und Todesverachtung. Unsere Soldaten sind alle Helden."

Und das Zeugnis des Feindes bildet dazu eine ehrenvolle Bestätigung, wenn das Kriegspressequartier meldet:

„In den Kämpfen der letzten Tage wurde ein russischer Stabshauptmann gefangen; nach der Einbringung war seine erste Frage, welche Gardetruppen einen von ihm näher bezeichneten mit unvergleichlicher Tapferkeit und Geschicklichkeit geführten Angriff unternommen hätten. Die Antwort, es seien dies die aus Oberösterreich und Salzburg sich ergänzenden Infanterie-Regimenter Nr. 14 und 59 gewesen, versetzte ihn in höchstes Erstaunen. Der Hauptmann, der den russisch-japanischen Krieg mitgemacht hat, erklärte, noch nie einen so schönen Angriff gesehen zu haben."

Die Allee der Toten.

In den Tagen der Mobilisierung ergriff unser ganzes Volk eine tiefgehende, mächtige Erregung. Von allen Seiten strömten die Wehrpflichtigen herzu, um dem Rufe ihres geliebten Kaisers zu folgen. Auf allen Straßen und Plätzen der Landeshauptstadt wimmelte es von unseren Feldgrauen und bis tief in die Nacht hinein erscholl in hoher Begeisterung das erhabene „Gott erhalte", das kriegsfrohe „Prinz Eugenius, der edle Ritter", wie das stürmische „Es braust ein Ruf wie Donnerhall" und all diese Lieder fanden jubelnde Aufnahme.

Ein feierlicher Augenblick war es, als unser Hausregiment, die „Rainer", seinen letzten Feldgottesdienst in der Heimat abhielt, als von Tausenden von Männerlippen in hohem Ernste die Worte schollen: „Wir schwören zu Gott, dem Allmächtigen".

Dann kam die Stunde des Abschieds; in unabsehbaren Reihen zogen unsere Tapferen zum Bahnhof, begrüßt von tosenden Hoch- und Heilrufen, während aus allen Fenstern mit weißen Tüchern den blumengeschmückten Kriegern der Abschiedsgruß zugewinkt wurde.

Sie zogen einem ungewissen Geschicke entgegen, aber das eine Bewußtsein erfüllte alle Zurückbleibenden, daß unsere wackeren Landsleute den Kampf stets mit Ehren bestehen werden. Diese Zuversicht fand ihre glänzende Bestätigung in den Nachrichten, wie sie bald von den blutgetränkten Gefilden des nördlichen Kriegsschauplatzes eintrafen. So schreibt ein Offizier des Regimentes in einem Feldpostbrief, der der Mittagsausgabe des „Salzburger Volksblattes" vom 29. September 1914 entnommen ist, folgendes.

„Wir waren schon nahe der Grenze. Nach anstrengendem, 22stündigem Marsche (ganze Nacht ohne Rast) stießen wir am 28. August, 3 Uhr nachmittags, auf den Feind. Wir begaben uns sofort in Gefechtsstellung und eröffneten den Angriff. Unsere Mannschaft war trotz des überstandenen langen Marsches nicht zu halten, alles stürzte vorwärts, dem Feinde entgegen. Unser Gegner war gut vergraben. Abends gegen $^1/_2$8 Uhr stürmten wir bereits auf der ganzen Linie, die

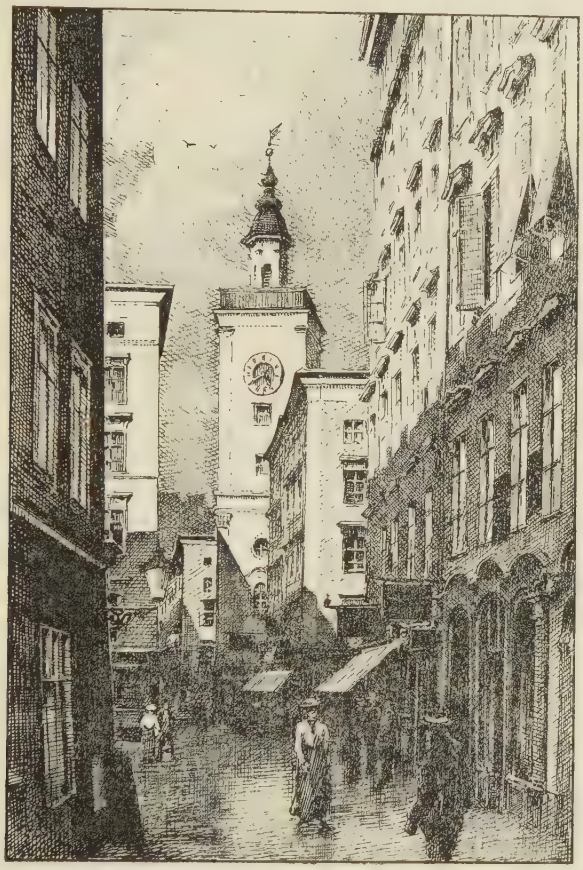
Russen mußten ihre Stellungen aufgeben und ergriffen die Flucht. Die Feuertaufe war überstanden, unsere Verluste waren gering. Nachts gegen 1 Uhr fanden wir dann endlich Schlaf auf trockenem Stroh. Am 29. August, 6 Uhr früh, setzten wir den Vormarsch fort und überschritten um 10 Uhr vormittags die Grenze mit einem weithin schallenden Hurra! Der Tag und die Nacht verliefen ruhig, da sich der Gegner sehr weit zurückgezogen hatte. Am 30., Sonntag, bezogen wir eine gesicherte Stellung und erhielten ungefähr 12 Uhr mittags Befehl zum Vormarsch. Um 2 Uhr nachmittags langten wir bei einem Meierhofe an, wo wir Halt machten. Ruhe sollte uns jedoch nicht lange gegönnt sein.

Kavalleriepatrouillen, die eintrafen, meldeten den Feind in nördlicher Richtung und Befehl zum Angriff wurde erteilt. Meine Kompagnie am äußersten linken Flügel mußte eine Ortschaft durchbrechen. Ich hatte das Kommando über eine Halbkompagnie, da ein Kamerad von mir zum Meldedienst herangezogen wurde. Eins, zwei, drei waren die Verzäunungen niedergelegt. Wir kamen an einen gut angelegten Obstpark, dann an eine Ortschaft, die, mit einer größeren Zuckerfabrik in ihrer Mitte, einen ganz netten Eindruck machte. Dann nahmen wir rasch eine Brücke, die uns an die dem Feinde zu gelegene Ortsgrenze führte. Hier begann nun die harte Arbeit. Wir hatten kaum Zeit, wieder in Schwarmlinie überzugehen, als uns schon ein mörderisches Infanteriefeuer begrüßte, das jedoch für uns ohne Wirkung war, da wir uns noch in der Talsenke befanden. Plötzlich aber fiel auch Feuer von rückwärts ein und zwar von Zivil, das außerdem von der vorhin erwähnten Zuckerfabrik aus dem Feinde unser Herannahen ankündigte. Der Befehl lautete: Vorwärts! Macht also hinter uns, was ihr wollt! Wir erreichten denn auch schon die Höhe, wo ich meinen Leuten eine Atempause gönnte. Auf meiner Uhr zeigte es die dritte Nachmittagsstunde. Noch einige Sekunden, dann vorwärts und wir lagen bereits gut gedeckt in einem Zuckerrübenfeld.

Ein Hagel von Geschossen brauste um unsere Köpfe — aber alles zu hoch. Ich kniete mich auf, zog meinen Feldstecher, und in zwei Minuten war mir die Lage klar. Vor mir eine beinahe ganz grad verlaufende, ungefähr drei Kilometer lange Allee, links und rechts mit schweren Eichen besetzt. Im Graben dieser Allee, tausend Schritt vor uns, lag also der Gegner! Hiebei bemerkte ich, daß die Straßen in Rußland alle für Kriegszwecke ausgebaut sind. Ich ließ sofort Feuer er-

mündet auf den Rathausplatz und von dort erreicht man bald den Ludwig-Viktor-Platz, dessen Mitte der prächtige Florianibrunnen ziert.

Ehe wir vom linksseitigen Stadtteil scheiden, müssen wir auch des Mönchsberges gedenken. Ein Gang über diesen Berg zwischen



Aus Alt-Salzburg: Blick auf das Rathaus.

grünen Matten und im kühlen Buchenwald, an alten Bauwerken und Türmen vorüber, bietet die reizvollsten Aussichtspunkte in das salzburgische Paradies.

Am rechten Ufer der Salzach zieht sich vom Platzl weg die Linzergasse in gerader Linie ostwärts. Aus ihr geht man durch einen Torbogen hinan zum Kapuzinerberg. An den Stationen vorüber erreicht

man durch die Felixpforte das schön gelegene Kapuzinerkloster. Durch ein großes, rotweißgestrichenes Tor betreten wir den schattigen Buchenwald, der uns nun bis zur Spitze begleitet. Zunächst erblicken wir das unscheinbare Mozart-Häuschen, vor dem auf einem Marmorsockel die Büste Mozarts steht, auf der Vorderseite des Sockels liest der Beschauer die Worte: „Jung groß — Spät erkannt — Nie erreicht.“ In diesem Häuschen hatte Mozart seine unvergleichlich schöne Oper „Die Zauberflöte“ geschaffen.

Auch der Kapuzinerberg hat zwei prächtige Aussichtspunkte, die Stadtaussicht und jene nach Bayern; seine Spitze krönt das wehrhafte Franziskischlößchen.

Nahezu am Ende der Linzergasse erhebt sich die St. Sebastianskirche, die das Grabmal des berühmten Arztes Theophrastus Paracelsus (gest. 1541) in sich birgt. Hinter der Kirche breitet sich der Friedhof aus. Seine hohen und breiten Arkaden umgeben im regelmäßigen Viereck das offene Gräberfeld und enthalten die Denkmäler vieler angesehener Salzburger Familien und geschichtlich bekannter Personen, so jenes von Mozarts Vater, von des Künstlers Witwe, des Geschichtschreibers Zauner, des Malers Hubert Sattler u. a.

Die Mitte des freien Teiles schmückt die Gabrielskapelle, die Begräbnisstätte Wolf Dietrichs. Sie ist im Innern ausgekleidet mit Salzburger Majolika und bildet in ihrer edlen, stilvollen Ausführung ein kunstvolles Baudenkmal.

Von der Staatsbrücke in der Richtung gegen den Bahnhof gehend, überquert man meist den regelmäßigen Makartplatz, dessen Rückseite durch die im Barockstil nach den Entwürfen Fischers von Erlach erbaute Dreifaltigkeitskirche gebildet wird. An die Dreifaltigkeitsgasse schließt sich unmittelbar der Mirabellplatz. Das Schloß Mirabell war die Sommerresidenz der regierenden Erzbischöfe und wurde von diesen mit fürstlicher Pracht ausgestattet. Leider hat man es nach dem Brande 1818 ziemlich nüchtern wieder erneuert. Von seiner früheren Schönheit zeugen nur noch das prunkvolle, mit den reizenden Kinderfiguren von Rafael Donner geschmückte Stiegenhaus und der Marmorsaal. Das Schloß wird auf zwei Seiten vom Mirabellgarten umgrenzt, dieser ist ein treffliches Beispiel für die Gartenbaukunst des 18. Jahrhunderts. Marmorgeländer, verzierte Vasen, Götterstandbilder und Statuengruppen, die Szenen aus dem trojanischen Krieg und der römischen Göttersage darstellen, das geflügelte Dichter-

Literatur des Mittelalters geachtet ist. Als prachtvolles Monument fällt insbesonders jenes des Reiteroberſten Hans Werner von Raitenau (geſt. 1593), des Vaters Wolf Dietrichs, auf. Im rechten Seitenſchiff wird der Muſikfreund vor dem Grabmal Michael Haydns verweilen und den Gläubigen wird das Grab des hl. Rupertus mit frommer Ehrfurcht erfüllen. Unmittelbar an die Kirche ſchließt ſich der St. Petersfriedhof an, der bekannt iſt durch ſeine ergreifende Schönheit. Inmitten des Friedhofes ſteht das Margaretenkirchlein, ein Juwel der Spätgotik. An den Wänden des Mönchsberges erblicken wir die in den Felſen gehauene Zelle des hl. Maximus, der an dieſer Stelle nach der Legende mit ſeinen Gefährten den Märtyrertod fand.

Ein ſchmaler Fahrweg führt unterhalb der Feſtung Hohenſalzburg hinauf zum Stifte Nonnberg. Die Kirche, ein ſtimmungsvoller, ſpätgotiſcher Bau, ſtammt aus den Jahren 1464—1475. In dem um viele Stufen erhöhten Chor befindet ſich ein prächtiger ſpätgotiſcher Hochaltar, dahinter ein herrliches Glasfenſter aus dem Jahre 1480. Unter dem Choraltar iſt die geräumige, ſäulenreiche Krypta mit dem Grabmal der heiligen Ehrentraud. Der älteſte Teil der Kirche, eine dunkle Halle unter dem Nonnenchor, enthält Wandgemälde, deren Entſtehung in die Zeit Karls des Großen zurückreichen dürfte.

Verfolgen wir den Weg von St. Peter aus in nördlicher Richtung, ſo trifft man bald auf die Hofſtallkaſerne, den einſtigen fürſtlichen Marſtall, der mehr als 120 Pferden Raum bot. In Verbindung damit ſteht die Winterreitſchule mit einer Marmorgalerie für die Zuſchauer und einem rieſigen Deckengemälde von der Hand des berühmten ſalzburgiſchen Hofmalers Rottmayer. Daran ſchließt ſich die Sommerreitſchule, die Johann Ernſt Thun als eine Art Turnierhof mit in den Felſen gehauenen Lauben anlegen ließ.

An der Nordſeite des Marſtalles liegt die Pferdeſchwemme. In ihrer Mitte lenkt die Gruppe des Pferdebändigers den Blick auf ſich. Die Wand im Hintergrunde der Schwemme iſt mit Bildern geſchmückt, die aber, ſchwer beſchädigt, der Wiedererneuerung harren. Zwiſchen Schwemme und Marſtall öffnet ſich die Zufahrt zum Neutor. Dieſen Tunnel hat Erzbiſchof Sigismund von Schrattenbach in den Jahren 1765—1767 durchbrechen laſſen, um eine Verbindung mit der Riedenburg herzuſtellen. Das Tor hat eine Länge von 131 Meter, eine Breite von 7 und eine Höhe von 12 Meter; der Verkehr hindurch iſt zu allen Tageszeiten ein außerordentlich reger. Über der Stadtſeite prangt das

Bildnis Sigismund Schrattenbachs und die Inschrift: Te saxa loquuntur (Dich preisen die Felsen), an der Außenseite steht in einer Blende die Riesenstatue des hl. Sigismund, von Siegestrophäen umgeben.

Auf dem nahen Universitätsplatz erhebt sich der mächtige Kuppelbau der Kollegienkirche, die nach den Plänen Johann Bernard Fischers von Erlach 1696—1707 unter Johann Ernst erbaut wurde. Die ausgedehnten Raumverhältnisse, die von gewaltigen Pfeilern getragene 57 Meter hohe Kuppel, die edlen architektonischen Formen lassen die Meisterhand des Erbauers erkennen. Im anstoßenden Studiengebäude war die unter Paris Lodron 1622 gegründete und unter der bayrischen Regierung 1810 aufgehobene Universität untergebracht.

Ehe wir in die alte Gstättengasse einbiegen, statten wir noch dem malerischen Arkadenhof des Bürgerspitales einen Besuch ab. Wo sich der erste Teil der Gstättengasse öffnet, erblicken wir gegenüber dem Marienbrunnen den elektrischen Aufzug. Dort ladet uns auch das städtische Museum zum Besuche ein, das in seinen Sammlungen reiche Schätze für die Kenntnis der heimatlichen Geschichte und Kunst, wie nicht minder des Volkslebens von einst und jetzt, aufgespeichert hat.

Am Ursulinenkloster vorüber führt die Straße in die Vorstadt Mülln mit der auf einem Vorsprung des Mönchsberges reizend gelegenen Kirche. In Mülln befindet sich das St. Johannsspital, an dieses reiht sich eine Anzahl Anstalten, die alle dem Wohle der leidenden Menschheit gewidmet sind.

Auf dem Rückwege zur Stadt bietet sich vom Franz-Josef-Kai ein herrlicher Blick. Im Hintergrunde steigt die Festung Hohensalzburg, die mächtigste deutsche Ritterburg, empor und zu deren Füßen ragen die zahlreichen Türme und Kuppeln auf. Wohl lohnt es sich auch, die älteste und belebteste Verkehrsstraße, die Getreidegasse, zu durchwandern. Prächtige Schilder, Meisterwerke der Schlosserkunst aus dem 18. Jahrhundert, ragen weit in die Straße hinein. Viele stattliche alte Bürgers- und Handelshäuser sind mit Steinportalen und schönen Oberlichtgittern geschmückt, manche schließen auch malerische Höfe in sich mit den Salzburg eigentümlichen gewölbten Arkadengängen, die alle Stockwerke umgeben. An einer Stelle ist die enge, daher schattig-kühle Gasse unterbrochen und hier befindet sich eine der teuersten Erinnerungsstätten Salzburgs: Mozarts Geburtshaus. Die Getreidegasse

Die Stadt Salzburg.

Allbekannt ist der Ausspruch Alexanders von Humboldt: „Die Gegenden von Salzburg, Neapel und Konstantinopel halte ich für die schönsten der Erde.“ Seiner eigenartigen Bauweise, seinen bedeutsamen Baudenkmälern und endlich seiner ungemein schönen Lage verdankt Salzburg, daß es zu den besuchtesten Städten des Kontinents gehört. Drei Haupt- und mehrere Nebenbahnen bringen alljährlich einen Strom von Fremden in die Stadt, so daß sich in den Monaten Juli und August auf Straßen und Plätzen ein lebhaftes Treiben entwickelt.

Die Stadt ist in schönem Bogen von der Salzach durchflossen, deren beide Ufer durch sieben Brücken und Stege miteinander verbunden sind. Am rechten Ufer tritt der waldige Kapuzinerberg hart an den Fluß heran, am linken Ufer lagern, in senkrechten Wänden abstürzend, der Festungs- und Mönchsberg. Vor allem erfreuen uns in Salzburg die großen Plätze. Den Residenzplatz umschließen nordwestlich die Residenz, südwestlich der Dom und südöstlich das Regierungsgebäude. Die Residenz bildete früher den Wintersitz der Erzbischöfe und ist jetzt Eigentum des Kaisers. Den Grundstein zu diesem ausgedehnten Gebäude legte 1592 Erzbischof Wolf Dietrich und erst Erzbischof Franz Anton Graf Harrach vollendete den Bau 1724. Die Mitte des Platzes schmückt der Hofbrunnen, eines der schönsten Brunnendenkmäler auf deutschem Boden. Dieses Meisterwerk wurde im Auftrage des Erzbischofs Guidobald Thun 1664 durch Antonio Dario geschaffen, aber freilich erst 1680 unter Max Gandolf, Graf von Kuenburg, vollendet. Zur Fremdenzeit sammeln sich auf dem Platze die Besucher der Stadt und horchen eifrigst den Melodien des Glockenspieles, dann eilt alles dem nahen Kapitelplatz zu, um den Klängen des Hornwerkes von der Festung zu lauschen.

Im Osten reiht sich an den Residenzplatz der Mozartplatz, so genannt, weil auf ihm sich das in Erz gegossene Denkmal Mozarts, des größten Sohnes unserer Stadt, erhebt.

Durch den Dombogen führt uns der Weg auf den Domplatz, in dessen Mitte die Marienſäule mit einem in Blei gegossenen Standbild

der Gottesmutter steht. Sigismund von Schrattenbach ließ das schöne Kunstwerk 1771 durch zwei Salzburger Künstler, die Brüder Johann und Wolfgang Hagenauer, herstellen.

Die frühere vom heiligen Virgil erbaute Domkirche wurde mehrmals vom Feuer beschädigt und brannte 1598 gänzlich nieder. Erzbischof Wolf Dietrich hegte den Plan, den neuen Dom im größten Maßstabe ausführen zu lassen, doch ließ es sein Geschick nicht dazu kommen. Unter seinem Nachfolger Markus Sittikus, Graf von Hohenems, wurde der Bau in etwas vereinfachter Form dem Baumeister Santino Solari übertragen, der ihn unter Erzbischof Paris Lodron 1628 vollendete. Im edelsten italienischen Spätrenaissancestile ausgeführt, gehört die Kathedrale zu den größten Gotteshäusern. Sie besitzt eine Länge von 99 Meter, die des Querschiffes beträgt 68 Meter, der Flächenraum 4500 Quadratmeter, so daß darin 10.000 Menschen Platz finden. Nicht Gold noch Silber stören die wunderbare Einfachheit des Inneren, das sein Licht aus acht Fenstern und einer prachtvollen 64 Meter hohen Kuppel erhält. Die Altäre sind von rotem Marmor und deren Bilder größtenteils von italienischen Malern, insbesondere von Mascagni. Unter dem Altartisch des Hochaltars werden in einem silbernen Sarg die Gebeine der Heiligen Rupert und Virgil aufbewahrt.

Durch den Bogen zwischen Dom und St. Peter kommt man auf den Kapitelplatz, den die Kapitelschwemme, eine Nachahmung der Fontana trevi in Rom, schmückt.

Durch den Schwibbogen gegenüber dem Dom führt der Ausgang zur Franziskanerkirche, der alten Pfarrkirche der Stadt. Sie zeigt zwar verschiedene Baustile, so den romanischen und gotischen; während der Kapellenkranz um den Hochaltar uns die Formen der Renaissance, des Barock und Rokoko vorführt; das Innere dieses Gotteshauses ist von eigentümlicher Schönheit. Ein Kunstwerk ist die Madonna auf dem Hochaltar von Michael Pacher (1480), von dem auch der herrliche Flügelaltar in St. Wolfgang stammt.

Wenige Schritte in der Richtung gegen den Mönchsberg bringen uns von der Franziskanerkirche zum Eingang von St. Peter, dessen Kirche sich im ganzen den Stil der romanischen Basilika bewahrt hat. Berühmt ist das Prachtportal aus weißem und rotem Marmor. Rings an den Pfeilern und in den Seitenschiffen erinnern Monumente an Salzburgs Vergangenheit. Ein Denkstein ist dem Abt Johann II. (gest 1375) gewidmet, der als der „Mönch von Salzburg" in der

Der Kupferbau ist heute erträgnisreicher denn je, und seit man gelernt hat, mit neuen Maschinen dort weiterzuarbeiten, wo die alten Goldgräber mit ihren einfachen Werkzeugen aufhören mußten, blüht auch der Goldbau wieder auf.

So bringen die Berge nicht nur durch ihre Schönheit, die jährlich Tausende von Naturbewunderern anzieht, Gold ins Land, sondern sie spenden es den Menschen auch aus ihren Tiefen. Sie geben aber noch Kostbareres: Gesundheit! Zunächst Gesundheit jenen, die aus dem Staub und Ruß der Städte, aus dem geschäftigen Durcheinander und dem Straßenlärm zur reinen Hochgebirgsluft aufsteigen und dort im Frieden der Natur auch seelische Erholung finden. Gesundheit aber auch jenen, die ihren kranken Leib in den heißen Quellen baden, welche im Gasteinertal aus dunklen Felsenritzen hervorbrechen. Ein Naturwunder, dessen segensvolle Wirkung auf dem Radiumgehalt des heilkräftigen Wassers beruht.

Zaubergaben gütiger Feen der Märchenwelt zeigen und verleihen die Berge in Wirklichkeit: Schönheit, Wohlstand, Gesundheit. Und, als könnten sie sich nicht genug tun, auch noch Kraft.

Wolken sammeln sich um die Gipfel der Berge, Regen und Schnee fällt auf sie herab. Fließendes Wasser strömt jahraus, jahrein — im Hochsommer von den Gletschern gespeist — an den Hängen zu Tal. Oft stürzt es sich in Wasserfällen senkrecht von Felsen auf Felsen, wirft sich dann mit Donnergebrüll in tiefe Kessel, zerstößt sich und stäubt auf wie Pulverdampf. Bei jedem Sturze fahren die Wasserdünste wie dünnes Wolkengewebe in die Höhe, zeigen der Sonne gegenüber alle Farben des Regenbogens und werden schließlich vom aufgeregten Wirbelwind, der aus der Schlucht dringt, im Sturm davongerissen. Die ungeheuren Kräfte, die sich beim Herabstürzen des Wassers aus der Höhe entwickeln, setzen die Menschen vielfach in Elektrizität um und leiten diese weithin ins Land. Diese Kräfte treiben Maschinen in den Fabriken, leuchten nachts in unzähligen Glühlampen und ziehen vollbesetzte Eisenbahnwagen durch grüne Täler. Immer unabhängiger wird Salzburg von der Kohle und in nicht zu ferner Zeit wird es Kraftströme sogar in jene Länder senden, in denen heute noch Bergleute in dumpfen Stollen das Innere der Berge nach Brennstoffen durchwühlen.

Doch in einem Gebiete Salzburgs werden die Sturzbäche niemals auf Turbinen geleitet werden: im Naturschutzparke des

Landes. Dieses Gebiet wird nachfolgenden Geschlechtern die Pracht der Alpen unangetastet überliefern. Dort werden noch in fernen Zeiten die Gewässer fischreich sein, an den Hängen wird die schöne Zirbelkiefer inmitten herrlicher Alpenblumen stehen, hoch oben der seltene Steinbock äsen und über den Firnfeldern, die von Gipfel zu Gipfel gespannt sind, der königliche Adler seine Kreise ziehen.

Salzburgs schöne aber schwer zugängliche Täler waren vor Eröffnung der Gebirgsbahnen von der großen Welt abgeschlossen. Daher haben sich auch altertümliche Lebensformen bewahrt, die bei den Bewohnern offener Landschaften längst durch andere Sitten und Gebräuche verdrängt worden sind.

Mögen die Salzburger auch weiterhin an ihrer althergebrachten Art festhalten, mögen sie in Kleidung, Bauweise und Lebensführung stets mit ihren Bergen zusammenstimmen und nicht durch Nachäffung von Fremdartigem Mißtöne in ihre herrliche Heimat bringen!

Wessen Wiege in diesem reizvollen Lande stand oder wer es bewundernd aufsucht, der präge sich die Worte ein: Heimatschutz! Naturschutz!

Konrad Lindenthaler.

roß „der Pegasus" wechseln mit plätschernden Springbrunnen, lauschigen Laubgängen, einem schattigen Park und einem ganz eigenartigen Naturtheater. All dies und dazu der in herrlichen Farben prangende Blumenschmuck laden zum längeren Verweilen ein. Verlassen wir den Mirabellgarten in der Richtung gegen Südosten, so kommen wir an dem schmucken Stadttheater vorüber, von dort führt uns rechts der Weg in die vornehme Schwarzstraße, in der sich eine der Kunst geweihte Stätte, das prächtige Mozarthaus, erhebt.

Damit ist nun wohl das Bedeutendste an Sehenswürdigkeiten, die Salzburg, zum weitaus größten Teil aus vergangener Zeit, besitzt, erwähnt, aber deren Zahl noch lange nicht erschöpft. Sehen wir ab von zahlreichen Marmortafeln, die die Erinnerung an Salzburgs verdienstvolle Männer wacherhalten, so zieren Straßen und Anlagen auch Denkmäler von bedeutungsvollen Persönlichkeiten. Am Bahnhofvorplatze steht die schöne Statue unserer verewigten Kaiserin, andere Denkmäler sind: jenes des Barons Schwarz, weiter des Erbauers der Tauernbahn Karl Wurmb, des Dr. Alexander Petter, Prof. Eduard Richter und Fried. Ludw. Fahn, endlich das Graf Siegmund Thun-Denkmal vor dem Café Corso.

Die Stadt gleicht mit der Menge ihrer alten Bauwerke einem steinernen Bilderbuch zu den letzten Jahrhunderten ihrer Geschichte. Besonders zwei Fürsten waren es, die ihr das eigentümliche Gepräge verliehen hatten. Der eine ist der tatkräftige Leonhard von Keutschach, der Hohensalzburg mit den letzten Blüten der Spätgotik schmückte, der andere Wolf Dietrich von Raitenau, der seine Residenz nach italienischen Vorbildern umzugestalten begann, während seine prachtliebenden Nachfolger dieses Bestreben in der großartigen Bauweise der Barockzeit fortsetzen.

Nach verschiedenen Quellen.

Die Schönheit der Stadt Salzburg.

Unsere alte Stadt Salzburg ist weit und breit wegen ihrer Schönheit berühmt. Mancher, der viele Länder kennt und durch die halbe Welt gewandert ist, sagt, daß er doch nichts gefunden hat, was sich mit unserer Stadt an Schönheit messen kann. Fragt man ihn aber dann, was denn eigentlich Salzburg so schön macht, da weiß er keine Antwort. Er wiederholt nur, daß es ihm doch noch ganz anders schön scheint als die allerschönsten Orte der Welt. Dem Menschen ist aber eingeboren, daß er, wenn er ein recht lebendiges Gefühl hat, doch auch gerne wissen möchte, warum. Er möchte, wenn er reich ist, auch aufzählen können, worin sein Reichtum besteht, und ihn Stück für Stück vorrechnen.

Wenn man vom Kapuzinerberg oder von der Judenbergalpe die Stadt Salzburg vor sich liegen sieht, kann man sie sich gar nicht wegdenken. Man kann sich die ganze Landschaft ohne die Stadt gar nicht vorstellen. Als der liebe Gott diese Gegend schuf, muß er schon den Plan gehabt haben, daß hier diese Stadt entstehen soll; er hat alles darauf angelegt. Andere Städte scheinen bloß so zufällig hingestreut; sie könnten gerade so gut auch etwas weiter oben oder auch ein Stück weiter unten sein. Salzburg aber nicht; sondern da scheint es, als hätte die Natur selbst eigens einen Platz für eine Stadt gelassen. Der Fluß stürzt aus den Bergen, fühlt sich frei, kann sich ausbreiten, da stellen sich ihm plötzlich unerwartet wieder zwei Felsen entgegen, der Mönchsberg und der Kapuzinerberg, wirklich wie vom Himmel gefallen. Zwischen diesen muß er nun durch, und indem er sich schlängelt, bleibt an den Seiten ein kleiner eingehegter, gutbeschützter Raum, wo sich schon in wilden Zeiten Menschen niederlassen und vor bösen Feinden sicher fühlen konnten. Die Berge ließen sich befestigen, von dort konnten Wachen ins Land ausblicken, und wenn sie fremde Haufen heranziehen sahen, den Ort verteidigen. Der aber lag geborgen, und wer da wohnte, mochte friedlich arbeiten. Dies erkannten schon die Römer und setzten sich her. Als aber ihre Macht gebrochen und ihre Spur vernichtet war, kamen fromme Mönche und führten die Stadt auf, die sich der liebe Gott von Anbeginn hier gedacht haben muß.

Salzburg ist also keine zufällige Stadt, sondern notwendig, nicht fürwitzig hingestellt, sondern aus der Gegend selbst emporgewachsen. Wie man aber einem Menschen anfühlt, ob er sich in seinen Beruf nur sozusagen verirrt hat oder ob er im Leben dort steht, wohin er nach seiner ganzen Natur gehört, so sieht man das auch einer Stadt gleich an. Auch zufällige Städte können sich gefällig aufputzen, doch niemals haben sie den schönen Ernst und die herzbezwingende Macht von Städten, die sein müssen. Salzburg hat sich nicht erst schön gemacht, es ist sozusagen wohlgeboren.

Aber wie ein Mensch, wenn er von guten Eltern ist, sich damit nicht zufrieden geben darf, sondern nun selbst daran gehen muß, um aus eigener Kraft etwas Tüchtiges zu werden, so muß auch eine Stadt das Glück, das sie von der Natur mitbekommen hat, sich dann erst selber noch verdienen durch den hohen Sinn ihrer Obrigkeit und die treue Kraft ihrer Bürger. Wie Menschen gibt es auch Städte, die sich gehen lassen; aus ihnen wird nichts. Nur der Mensch, der sich selbst erkennt, der weiß, was eigentlich mit ihm gemeint ist, und der die guten Gaben, die die Natur in ihn gelegt hat, alle selbst aus sich hervorhebt, durchbildet und wirken läßt, wird alles, wozu er bestimmt ist. Ebenso muß sich auch eine Stadt bewußt werden, was sie kann und was sie soll. Sie darf nicht glauben, daß die Natur schon alles für sie getan hat. Sie muß nun ebensoviel erst noch auch selber für sich tun. Und gar eine Stadt, die das große Glück hat, von der Natur entworfen zu sein, die muß sich sehr zusammennehmen, um der Natur nichts schuldig zu bleiben, sondern jenen Entwurf nun auch selber auszuführen. Es gibt Städte, die ganz freundlich aussehen, aber sie hängen nicht recht zusammen; man merkt, daß einmal etwas angefangen worden, dann aber liegen geblieben und auf einmal wieder anderes versucht worden ist, die Söhne haben nicht fortgesetzt, was die Väter begonnen, jedes neue Geschlecht will wieder klüger sein als das alte und darüber wird das eingeborne Wesen der Stadt ganz vergessen, sie kennt sich schließlich selber mit sich nicht mehr aus. Glück und Verdienst der Salzburger war es, daß sie sich in allen Zeiten ein entschiedenes Gefühl für das Wesen ihrer Stadt bewahrt haben. Was Urväter schon erkannten, blieb noch im Sinne der Urenkel lebendig. Jedes Geschlecht setzte ganz seine neue Kraft ein, doch immer der alten Art eingedenk. Das macht die wahre Schönheit Salzburgs aus, die, wie Fachmänner das auszudrücken pflegen, ganz durchkomponiert ist. Der Ausdruck kommt von der Musik

her und in der Tat wirkt Salzburg, im ganzen von irgend einer Höhe betrachtet, durchaus wie ein Musikstück, das auch, so sehr es abwechseln mag, doch immer von demselben starken inneren Flusse durchzogen wird. Wenn man aus einem richtigen Musikstück irgend einen Teil herausnimmt, hat man an diesem einen Teile schon das ganze Stück, jeder Teil enthält eigentlich das Ganze, und doch, wenn man einen Teil wegnimmt, fehlt er dem Ganzen, das ganze Stück braucht jeden einzelnen Teil. So kann man jedem Teile Salzburgs, nämlich der alten Stadt, wie sie unter den Erzbischöfen aufgewachsen ist, gleich den Sinn des Ganzen anfühlen, man hört in jedem Teile das Herz Salzburgs schlagen, aber wenn man sich auch nur irgend einen Teil davon wegdenkt, fehlt er dem Ganzen, gleich würde das Herz schwächer schlagen.

Was aber schlägt es? Wie schlägt es? Das sind heikle Fragen; die Antwort darauf ist dem Salzburger meistens nicht recht. Es wird sich aber ja zeigen, daß er sich ihrer nicht zu schämen hat. Zunächst ist sie freilich verblüffend: das deutsche Herz Salzburgs schlägt italienisch. Der Salzburger wird das nicht zugeben wollen, aber er kann ja schließlich nicht leugnen, was jeder Stein seiner Stadt ausspricht.

Wer, aus Bayern kommend, über die Eisenbahnbrücke in Salzburg einfährt und von ihr aus zum erstenmale den Fluß entlang die Kirchen und Häuser der Stadt vor der Festung lagern sieht, hat das Gefühl, plötzlich über alle Berge zu sein, in Italien. Es überwältigt jeden Deutschen, der unsere Stadt noch nicht kennt. Plötzlich sieht er sich aus Deutschland fort und die uralte Sehnsucht der Deutschen erfüllt, dem Nebelland ist er mit einem Schlag entrückt, der helle Süden tut sich auf. Den Fußwanderer freilich trifft dieses Wunder nicht unvorbereitet, es hat sich ihm schon angekündigt, denn Salzburg ist nur die schönste in einem ganzen Kranze gleichsam symbolischer Städte von der Salzach zum Inn hin. Dies ist vielleicht der merkwürdigste Winkel auf der deutschen Erde. Nordisches Wesen und südliches geraten da so heftig aneinander, daß jedes, um sich zu behaupten, viel stärker auftritt als daheim, wo es allein ist und sich sicher weiß. In diesen Orten, Mühldorf, Tittmoning, Burghausen, glaubt man oft auf einmal in Padua, ja gar in Toledo zu sein, aber um die nächste Ecke wieder in Hildesheim. Gassen, so phantastisch, als könnten hier nur Seeräuber hausen, öffnen sich auf einen behäbig stillen Markt und vom traulich bebuschten Berge grüßt die alte deutsche Burg, als müßte gleich auf

dem Söller Elsa von Brabant erscheinen. Man meint, Lorbeer zu riechen, aber es sind deutsche Fichten! Wenn hier die Sonne glänzt, lächelt Apoll, aber wenn sich dann der Wind wendet, wettert Wotan. Doch über beide schlagen die Menschen das Kreuz.

Von allen diesen Städten, wo deutscher Ernst, vom Südwind angehaucht, gleichsam zu tanzen beginnt, wo zur Schwere sich Anmut, Glanz zum Trotze gesellt, wo aus wogendem Chaos reingezogene Gestalten treten, ist Salzburg die schönste, keine stellt deutsche Kraft so zur romanischen Form durchgedrungen dar, hier hat der germanische Geist Hochzeit mit der lateinischen Freude gemacht. Seit tausend Jahren immer wieder. Darin besteht die ganze Baugeschichte Salzburgs. Seit uralter Zeit glaubte ja der Deutsche, Erlösung nur in Italien zu finden. Jeder Deutsche hat diesen Trieb, Goethe ist nur das sichtbarste Beispiel. Aber gerade Goethe zeigt auch am besten, wie der Deutsche in Italien erlöst wird, nämlich erst recht zu sich selbst: er glaubt, lateinische Form anzunehmen, und findet indessen unversehens eine eigene.

Wenn der deutsche Gast, der unsere Stadt betritt, sich plötzlich in Italien glaubt, so weiß er gar nicht, wie recht er damit hat. Er meint es ja zunächst bloß auf den ersten Anblick hin. Er wird staunend gewahr, daß unseren Häusern das steile Dach fehlt, das jedem deutschen Hause erst recht seine Persönlichkeit gibt. Unsere Häuser wirken überhaupt unpersönlich, sie haben fast etwas Anonymes. Noch das einfachste deutsche Haus macht sich mit seiner besonderen Art breit, man soll ihm anmerken, wer darin wohnt und welchen Sinnes der ist. Denn in seinem Hause lebt der Deutsche, der Lateiner versteckt sich bloß darin, dem Lateiner ist das Haus eine Wand, hinter der er schläft, unbemerkt bleiben und sich vom Leben erholen will; hat er sich ausgeschlafen und erholt, dann ist er gleich wieder auf der Gasse, da lebt er. Selbst ein lateinischer Palast sagt uns nicht mehr, als daß er einem fürstlichen und hochmögenden Manne gehört, nichts aber von dessen Wesen. Selbst ein deutsches Bauernhaus steckt zum Fenster die Seele seines Bauern heraus. Aber nicht bloß durch seine Häuser mit den flachen Dächern und den wesenlosen Fronten, die nichts von den Bewohnern verraten, wirkt Salzburg italienisch. Es hat von italienischen Städten auch den entscheidenden Zug der weiten Öffentlichkeit. In deutschen Städten ist der Eigensinn der Einzelnen so stark und kündigt sich so laut an, daß man überall immer nur einzelne Stimmen hört, jedes Haus singt sich da sein eigenes Lied, jede Gasse wieder ihres. In Italien

dringt der gemeinsame Wille so mächtig überall durch, daß man immer nur den Chorgesang der ganzen Stadt vernimmt. In deutschen Städten tut das Haus wichtiger als die Gasse, die Gasse wichtiger als der Platz. In deutschen Städten dient der Platz immer irgend einem Zwecke, er ist Markt oder Einlaß zur Kirche, zum Rathaus. In italienischen Städten wird der Platz ja schließlich auch für irgend einen Zweck benützt, er ist aber nicht dazu da, er hat sich selbst zum Zweck, er ist da, um da zu sein, um Platz zu sein, Ausdruck des hohen gemeinsamen Willens. Und darum nennt man Salzburg gern das deutsche Rom, weil auch hier der einzelne nichts ist, er verschwindet mit seinem Eigensinn in der mächtigeren Öffentlichkeit. Das alte Salzburg ist ein einziger Platz, mit Anbauten von Nebenräumen. Der Ludwig Viktor-Platz, auf einmal sich in den Residenz-Platz öffnend, an dem sich hier der Dom-Platz, dort der Mozart-Platz anschließt, an jenen wieder der Kapitel-Platz, an den anderen wieder der Waag-Platz — es ist, als ob der Begriff Platz einmal gründlich dekliniert werden sollte. Ja, wer mit Worten zu spielen liebt, könnte mit guter Bedeutung sagen: Die ganze Stadt Salzburg ist so sehr durchaus nur Platz, daß für den einzelnen darin gar kein Platz mehr ist, denn er verschwindet, er belebt nur allenfalls den Platz, der bloß sich selbst erfüllt mit der ganzen Herrlichkeit eines ungeheuren, aus uralter Zeit nachwirkenden, in alle Zukunft fortwirkenden Stadtwillens.

Hermann Bahr.

Der Friedhof von St. Peter.

O schöner Ort, den Toten auserkoren
Zur Ruhestätte für die müden Glieder!
Hier singt der Frühling Auferstehungslieder,
Vom treuen Sonnenblick zurückbeschworen.

Wenn alle Schmerzen auch ein Herz durchbohren,
Dem man sein Liebstes senkt zur Erde nieder,
Doch glaubt es leichter hier: wir seh'n uns wieder,
Es sind die Toten uns nicht ganz verloren.

Der fremde Wand'rer kommend aus der Ferne,
Dem hier kein Glück vermodert, weilt doch gerne
Hier, wo die Schönheit Hüterin der Toten.

Sie schlafen tief und sanft in ihren Armen,
Worin zu neuem Leben sie erwarmen;
Die Blumen winken's ihre stillen Boten.

Nikolaus Lenau.

Hohensalzburg.

Das Wahrzeichen der Stadt Salzburg ist seine Festung Hohensalzburg. Die Festung, wie kurzweg der Salzburger sie nennt, stellt die innige Verbindung zwischen der Jetztzeit und der großen salzburgischen Vergangenheit dar. Ihre Quadern, die allen Stürmen des Krieges und allen Wettern Trotz geboten, bilden die versteinerte Geschichte eines altehrwürdigen Hochstiftes. Zieht der Stadtbewohner in die Ferne, entbietet ihm seine Festung den letzten Abschiedsgruß, und kehrt er wieder, so grüßt ihn als erstes die zinnengekrönte Hochstadt.

Durch Torwege, an Bastionen vorbei, durch den Zwinger und Vorhof gelangt man aufwärts in den eigentlichen Hof des Schlosses. Dieser übt mit der mächtigen Schloßlinde, dem alten Brunnen und der St. Georgskirche auf den Beschauer einen tiefen, stimmungsvollen Eindruck aus. Die Fürsten Salzburgs erbauten das Schloß als Stützpunkt ihrer Herrschaft, als Hauptwaffenplatz und Schutzwehr für Stadt und Land; darum waren sie fortwährend auf seine Erweiterung, Verstärkung und Verschönerung bedacht.

In die schweren Zeiten des Investiturstreites fällt die Entstehung dieses wehrhaften Schlosses. Damals bedrohten die Grafen von Plain die Stadt mit ihren räuberischen Überfällen. Erzbischof Gebhard (1060—1088) errichtete auf Hohensalzburg Befestigungswerke, die bestimmt waren, nach Preisgabe der Stadt den erzbischöflichen Hof aufzunehmen. Erzbischof Pilgrim II. (1365—1396) hatte einen „Puggsenmaister" auf der Feste; die Erzbischöfe Eberhard III. und Johann II. setzten den Ausbau der Feste fort, besonders aber Burkhard von Weißbriach, der 1465 vier alte viereckige Türme in runde umwandelte. Johann III. (1482—1487) suchte den Palas wohnlicher zu gestalten, setzte die schon von Bernhard von Rohr begonnene Ausschmückung der Gemächer fort und baute 1484 den Getreidekasten, das erste jener Gebäude, die sich allmählich an die Süd- und Westmauer anlehnten. Leonhard von Keutschach (1495—1519) endlich „hat an dem fürtrefflichen herrlichen Schloß Salzburg, so ein tapfer streitbar Schloß und vest Haus teutsch Lants ist, viel herrlich und lustige Gebäu

verbracht", wie sich der Chronist ausdrückt. Allenthalben tritt uns daher auf der Feste sein Wappen, die Rübe, entgegen. Er ließ vor dem Palas einen Graben aus dem Felsen hauen, errichtet darum eine Ringmauer mit einem „scheibleten" (runden) Turm, eine Pfisterei (Bäckerei) und Räucherkammer; am inneren Eingang der „Roßpforte" einen Torturm. An diesem befindet sich zu Zwecken der Verteidigung ein mit sieben Schußspalten versehener Wurferker, aus dessen Gußlöchern der Feind mit siedendem Wasser, Pech, Öl oder Schwefel übergossen werden konnte. In die von Johann von Gran hergestellten Zimmer

Hohensalzburg. In alter Manier dargestellt.

des zweiten Stockes im Palas ließ er eine Kapelle einbauen, die, erkerartig vorspringend, dem malerisch schönen inneren Schloßhof zum besonderen Schmucke gereicht. Im dritten Stockwerk schuf er einen großen Saal, der an der Fensterseite vier mächtige gewundene Säulen aus Adneter Marmor zeigt, von welchen eine angeblich durch einen Schuß während des Bauernkrieges 1525 beschädigt wurde. Ferner verdanken das Schlafzimmer und die daran stoßende „goldene Stube" Leonhard ihre Entstehung. Wohin das Auge in den Räumen blickt, trifft es auf die denkbar kunstvollsten Schnitzarbeiten. Eine Sehenswürdigkeit aller-

ersten Ranges aber ist jedenfalls der herrliche bunt glasierte Kachelofen, der die Jahreszahl 1501 und das Wappen Leonhards von Keutschach trägt. Dieses Meisterwerk mittelalterlicher Töpferkunst dürfte aus der Werkstätte eines Halleiner Meisters hervorgegangen sein.

Die Schloßkirche, 1502 zu Ehren des heiligen Georg erbaut, zeichnet sich durch den Reichtum an Bildwerken aus. Die Innenwände schmücken die lebensgroßen Marmorgestalten der zwölf Apostel. An den Außenwänden ist eine Kreuzigungsgruppe und ein heiliger Christophorus ebenfalls aus rotem Marmor angebracht. Das größte Relief zeigt die Figur des Erzbischofes Leonhard im vollen bischöflichen Ornate, die rechte Hand zum Segen erhoben. Das Ganze ist eine Schöpfung spätgotischer Steinmetzkunst.

Durchwandert man von den Fürstenzimmern aus den langen Wehrgang, um zum Reckturm zu gelangen, so kommt man am Hornwerk, dem „Stier", vorüber. Dieses Orgelwerk, das seine Weisen im Sommer täglich dreimal erklingen läßt, beginnt und schließt mit dem „Orgelgeschrei". Es spielt Chorale von Augustin Ebler und Paul Hofhaymer, im Mai hören wir das liebliche Liedchen W. A. Mozarts „Komm lieber Mai und mache die Bäume wieder grün", während an des Kaisers Geburtsfest die Volkshymne ertönt. Auch das Hornwerk ist eine Schöpfung Leonhards von Keutschach.

Den weiteren Ausbau des Schlosses setzte insbesondere Paris Lodron fort, der Hohensalzburg zu einer fast uneinnehmbaren Festung umgestaltete. Er schuf auch das gegen die Stadt kühn vorspringende Vorwerk, die „Hohe Katze" genannt. Seine Nachfolger haben nur mehr wenige bauliche Veränderung vorgenommen; die bedeutendste ist die Errichtung der hohen Schanze, der sogenannten Feuerbastei, unter Max Gandolf von Khuenburg 1681. Auf dieser Bastion stehen die Alarmkanonen, die bekanntlich bei Ausbruch eines Brandes in der Stadt abgefeuert werden.

Das Herrlichste auf Hohensalzburg bleiben jedoch seine Aussichtsbilder, die sich auf den verschiedenen Punkten abwechselnd, aber stets überraschend schön gestalten, bis sich endlich auf dem Reckturm das ganze berauschende Landschaftsgemälde aufrollt.

Mit Benützung von H. Widmann, „Geschichte Salzburgs", II. Bd.
(Verlag Perthes, Gotha.)

Rund um die Stadt.

Die Stadt Salzburg ist in einem weiten Umkreise von blühenden Ortschaften, von Landhäusern und Schlössern umgeben, rings um sie bieten sich landschaftliche Schönheiten und entzückende Aussichtspunkte dar. Es würde zu weit führen, wollten wir aus dieser reichen Auswahl anderes als nur das Schönste hervorheben.

In Nordwesten der Stadt nahe der Saalach treffen wir Kleßheim, ein im italienischen Stil in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts erbautes Jagdschloß mit einem großen englischen Garten und Wildpark. Das Schloß ist die Residenz des Bruders unseres Kaisers, des Erzherzogs Ludwig Viktor.

Nahe der Stadt und von ihr fast südlich liegt Schloß Leopoldskron reizend an seinem Weiher. Von Leopoldskron nach Süden bis an den Untersberg breitet sich das Torfmoor aus. An dessen südlichem Ende blickt von einem Hügel am Fuße des Untersberges das schon im 10. Jahrhundert erbaute Schloß Glaneck herab.

Der Untersberg gipfelt im Berchtesgadner Hochthron (1975 m). Von Salzburg besteigt man zumeist das der Stadt nähere Geiereck (1801 m) und den Salzburger Hochthron (1851 m). Einen Besuch verdienen ferner am Untersberg der Fürstenbrunnen, aus dem das köstlichste Wasser in zahlreichen Kaskaden zu Tal eilt, dann die Brüche des berühmten roten und weißen Untersberger Marmors und endlich die Kugelmühlen, in denen die bekannten kleinen Marmorkügelchen erzeugt werden.

Gleichfalls in südlicher Richtung von Salzburg ist das Lustschloß Hellbrunn gelegen. Ein schattiger Baumweg verbindet es mit der Stadt. Es verdankt sein Entstehen dem Erzbischof Markus Sittikus, der das Schloß und den Park im Jahre 1613 geschaffen hat. Die

Hellbrunner Wasserkünste erfreuen immer wieder jung und alt. Besondere Anziehungskraft üben das mechanische Theater mit seinen 120 beweglichen und 143 unbeweglichen Figuren, die kleinen Grotten, in denen der Hafner, Müller und Schleifer eifrig in ihrem Handwerk beschäftigt sind, während Perseus unermüdlich den vorüberschwimmenden Drachen tötet, besonders die Regengrotte, in der durch 5000 verborgene Spritzröhrchen täuschend ein Platzregen vorgezaubert wird, zu dem das Gähnmaul seine Grimassen schneidet. Zur Rechten dieser Grotte gelangt man in die Vogelsanggrotte, in der reizendes Vogelgezwitscher den Besucher erfreut. Kaum hat man die Regengrotte verlassen, so öffnen sich vom Boden die Wasserstrahlen, die kreuzweise emporspritzen. Ist man diesen entronnen, so entladen zu beiden Seiten zwei Hirschgeweihe ihre Strahlen, die weithin den Fliehenden ereilen. Ebenso verderblich kann der am Nordende des Gartens sich befindliche steinerne Tisch werden. Im ausgedehnten Park bieten sich dem Blicke herrliche Bilder, zwei Reihen mächtiger, uralter Wetterfichten, deren weit ausladende Äste bis zum Boden reichen, begrüßen den Eintretenden, am Ende des Parkes führt der Weg aufwärts zum Steinernen oder Felsentheater und über den Höhenrücken zurück, kommt man zum malerisch gelegenen Schlößchen Waldems, im Volksmunde Monatschlößchen genannt.

Südlich von Hellbrunn steht das im gotischen Stil erneuerte Schloß Anif inmitten eines Teiches.

Auf dem rechten Salzachufer nennen wir Maria Plain. Die im Norden der Stadt von ihrer Höhe herabblickende Wallfahrtskirche ist im Jahre 1674 eingeweiht worden. Von ihr genießt man eine der fesselndsten Ansichten der Stadt und des sich im Kreise aufbauenden Hochgebirges.

Von der Karolinenbrücke gelangt man in das Aignertal und nach Aigen. Östlich vom Schlosse dehnt sich ein herrlicher Naturpark aus, belebt durch ein schäumendes, plätscherndes Bächlein, das aus der Waldschlucht über das Felsgelände braust. Überall findet das Auge kräftigen Baumwuchs und erfreuen es die malerischen Ausblicke auf das Salzachtal mit seinem Bergeskranze, in dem hier noch die Schönfeldspitze auf dem Steinernen Meer und der Watzmann eingefügt sind.

Von Aigen läßt sich der berühmteste Aussichtspunkt um Salzburg, der 1286 m hohe Gaisberg, leicht ersteigen. Die Aussicht von diesem Berge umspannt in der nördlichen Hälfte das Flach- und Hügel-

land Bayerns und Oberösterreichs bis hinunter zum Böhmerwald und mehrere Seen vom Chiemsee bis zum Mondsee. In der südlichen Hälfte schauen die Nordalpen vom Traunstein und Priel bis zum Kaisergebirge in Tirol herüber, über deren Einsenkungen noch einzelne Riesenhäupter aus der Kette der Hohen Tauern, so der Ankogel, das Wiesbachhorn und der Großglockner, grüßen. Am Fuße des Berges aber breitet sich das Salzachtal mit dem hellschimmernden Flusse aus, überall belebt durch die Wohnstätten der Menschen, und glänzt im Sonnenlicht die bis in ihren letzten Winkel aufgeschlossene unvergleichliche Stadt Salzburg.

Im Nordosten ist dem Gaisberg das kecke Horn des Rockstein vorgelagert, durch seine auffallende Gestalt ein Wahrzeichen der Salzburger Gegend.

Auch der Kühberg bildet einen Ausläufer des Gaisberges. Seinen vorspringenden Sporn am Westfuße krönt in beneidenswerter, weitherum das Land beherrschender Lage das vom Erzbischof Eberhart von Neuhaus im Jahre 1414 erbaute Schloß Neuhaus, das die alten Salzburger recht bezeichnend das „Fürwitzel" geheißen haben. Vom Dorfe Gnigl leitet dann die Straße einerseits bergan dem lieblichen Guggental, anderseits über das ausgedehnte Neuhauser-Feld der Stadt zu.

Dr. A. Ruthner, „Das Herzogtum Salzburg".
(Verlag Perles, Wien.)

Im Leopoldskroner Moor.

Wenden wir von der Richterhöhe auf dem Mönchsberg den Blick gegen Südwesten so sehen wir, wie die ausgedehnte Ebene zu unseren Füßen von der schnurgeraden Moosstraße durchschnitten wird. Diese Straße hat wegen ihrer Endlosigkeit manchem Untersbergwanderer einen Seufzer des Unwillens erpreßt und oft hört man: „O je, die langweilige Moosstraße!“ Und doch tut man ihr Unrecht. Eine Wanderung von der Stadt bis zum Fuße des Untersberges, besonders in angenehmer Morgenkühle, bietet einen eigenartigen Reiz. Im weiten Bogen umschließt ein herrlicher Kranz von Bergen die Landschaft; wogende Saaten, üppig grüne Wiesen und braune Torfstiche begleiten die Straße. Vereinzelt erblickt man stattliche Bauernhöfe, aber weit mehr unscheinbare Häuschen, deren Dachfirst bedenkliche Krümmungen aufweist, während die Mauern breitspurig aus dem Gefüge zu gehen drohen, ein Beweis, auf welch trügerischem Grunde sie stehen. Neben dem Hause befindet sich häufig der langarmige Ziehbrunnen, aus dem das gelbliche, fadschmeckende Wasser emporgezogen wird.

Einst war diese Fläche von der Riedenburg bis zum Fuße des Untersberg eine unbebaute, menschenleere Ebene, das „Wildmoos“ genannt; der Name stammt wahrscheinlich von „Vilzmoos“, das ein mit Latschen bewachsenes Moor bedeutet.

Im Jahre 1598 wurde mit der Entwässerung des Moores begonnen, jedoch erst unter Erzbischof Johann Ernst von Thun (1687 bis 1709) nahm die Urbarmachung dieses Gebietes einen besonderen Aufschwung. Jeder Untertan, welcher um einen Moorgrund ansuchte, erhielt von den Mösern einen angemessenen Anteil als Eigentum, und zwar gegen eine jährliche Abgabe, von der er aber auch zunächst noch 10 Jahre befreit war. Im Jahre 1740 wurden die Hauptgräben vollendet und zugleich ein bei schlechtem Wetter kaum befahrbarer Moorweg angelegt. Die gegenwärtige Fahrstraße entstand unter Robotleistung von zwölf Gemeinden in den Jahren 1805—1807.

Zweigen wir von der Straße auf einem der vielen Seitenwege ab, um auf den eigentlichen Moorgrund zu gelangen, so fesselt auf dem

Wege dahin der bunte Blumenschmuck unseren Blick. Den Moorgraben zieren die weißen Dolden der Spierstaude und die violettroten Ähren des Weiderichs. Ein Thymianpolster, auf dem sich Hunderte von roten und schwarzen Ameisen tummeln, verrät sich durch seinen würzigen Geruch. Fernhin leuchtet die prächtige Ähre der Königskerze, so daß die schönen Blüten des Gilbweiderichs und des Johanniskrautes neben ihr fast verschwinden. Den schwankenden Moorboden selbst überzieht die Besenheide mit ihren blaßroten Blüten; einzeln und in Gruppen schimmert der weiße Stamm der Birke, erhebt sich die knorrige Gestalt der Waldföhre oder fristet eine verkrüppelte, hellgrüne Fichte ein kümmerliches Dasein. In feuchten Vertiefungen verträumt das zart-

Im Torfstich.

weiße Sumpfherzblatt seine Tage, lugt der merkwürdige Sonnentau und die zierliche Moosbeere mit ihren weinroten Blüten empor.

Vor uns liegt der mit schwarzem Moorwasser gefüllte Graben. An seinen Wänden künden deutlich abgegrenzte Lagen die Geschichte des Moores. Die oberste Schichte, welche von Wurzeln lebender Pflanzen gebildet wird, heißt der Abraum. Dieser wird mit breiter Stichschaufel abgehackt und schollenweis in den Torfgraben geworfen. Darauf folgt der jüngere Moostorf in einer mächtigen Schichte von $^1/_2$ bis $1^1/_2$ Meter. Je unverwitterter er ist, desto heller erscheint er; in tieferen Lagen wird er braun. Als Brenntorf zwar minderwertig, liefert dieser Torf jedoch die beste Streu. Darunter befindet sich der

ältere Moostorf, der sich wegen seiner Dichte, seines Kohlenstoffreichtums und geringen Aschengehaltes als vorzüglicher Brennstoff eignet. Ist diese Schichte abgehoben, so stößt der Torfstecher endlich auf einen blaugrauen Ton und der Torf ist erschöpft.

In der Tiefe des Torfschachtes steht auf einem quergelegten Brette der Torfstecher. Nur mit Hemd und Hose bekleidet, das Gesicht vom breitrandigen Strohhut beschattet, sieht er aus, wie aus Erz gegossen, denn die Sonnenhitze hat ihn tief gebräunt.

Seine Arbeit ist aber auch eine gar schwere. Im heißen Sonnenbrand muß er sich oft bücken, um 2500 Ziegel im Tage zu stechen, deren Zahl sich auf 3000, 4000, ja selbst 5000 erhöht, wenn er einen Wegführer zur Seite hat. Der Arbeiter sticht erst mit einem breiten Stichmesser die Torfwand an, hebt darauf mit einem Torfmesser die Ziegel ab und legt sie auf die obere Kante des Stiches. Von dort schafft sie der Gehilfe auf dem „Radelbock" auf das Trockenfeld.

Zunächst werden die Soden oder Torfziegel am Torfplatz reihenweis ausgelegt. Hierauf erfolgt das Häufeln, wobei bis zu 10 Stück, je zwei Ziegel gekreuzt, übereinander gelegt werden. Eine solche Torfsäule heißt Kastel. Die Kastel werden einigemale umgesetzt, so daß die trockenen Ziegel immer wieder zu unterst kommen. Endlich wird der Torf aufgestockt, d. h. um einen eingeschlagenen Pflock zu Paaren kreuzweis aufgetürmt, was man „hiefeln" nennt.

Die Zeit der Torfgewinnung dauert von April bis Mitte Juli, denn der später gestochene Torf wird nicht mehr trocken. Nur auf Streutorf wird auch im Spätherbst noch gearbeitet, damit er sich durch die vorausgegangene Überwinterung leichter zerreißen lasse.

Wenn dann die schweren Novembernebel über der Gegend lagern, fährt, gezogen von einem Paar mageren Öchslein, eine Torffuhre nach der anderen der Stadt zu. „Der Wasenbauer ist da!" hallt es vom Hausflur herein. „So laßt halt tausend hier!" entgegnet die geschäftige Hausfrau und damit hat sie unbewußt die alte Torfklafter bezeichnet.

In diesem braunen Grunde wohnt aber auch eine heilende Kraft, die schon vielen Kranken Genesung oder doch Linderung ihres Leidens gebracht hat. Daher entstanden vor fast 100 Jahren mehrere Moorbäder, die sich bis heute eines ansehnlichen Besuches erfreuen.

F. Schreiber, „Die Moore Salzburgs".

Eine Blütenschau im Frühling.

Von Tal und Höhen schallt es: „Der Lenz ist angekommen!" Und auch die Kinder des Frühlings, die Blumen, sind wieder erwacht, zuerst vereinzelt und dann immer mehr und mehr. Schon rötet in reichen Polstern das Heidekraut, der „Sendl", die Felsabstürze des Kapuzinerberges und gleichzeitig entfaltet an den Gehängen des Untersberges die Nieswurz, vom Volke auch Schneerosen oder Schneekaterln genannt, ihre großen, weißen Blüten. Der Saum des Buchenhains ist besät mit den blauen Sternen des lieblichen Leberblümchens, während der Boden der Obstgärten bläulich schimmert von den zarten Himmelssternchen, daneben nicken die Blütentrauben des Lerchensporнes und wagt sich ein duftendes Veilchen ans Licht. Die silbergrauen Kätzchen der Salweide und die rote Ähre des wohlriechenden Seidelbastes sind Kinder der Auen, dort läuten auch unzählige Schneeglöckchen, eigentlich die Frühlingsknotenblume, den holden Frühling ein, ihre Stelle vertritt bei Mauntigl und bei Weitwört das kleine, echte Schneeglöckchen. Das borstige Lungenkraut, der Gilbstern und Tausende von weißen und gelben Blütenaugen des Busch- und hahnenfußartigen Windröschens zieren den Untergrund, stellenweise finden sich die kleinen weißen und violetten Lilien des Frühlingssafrans, der nach dem Wegschmelzen des Schnees auch die Spitze des Gaisberges schmückt. Diesen folgen dann Herden von Himmelsschlüsseln und Stanzelblumen oder des Aronstabes und ein scharfer Geruch verrät die Anwesenheit des Bärenlauches.

Die Sterne des Maßliebs blicken überall aus dem jungen, fetten Grase. Das holde Marienröslein, die Taglichtnelke webt einen reichen,

roten Blütenteppich über die Wiesen, deren Rand am sumpfigen Graben mit den orangefarbenen Blüten der Dotterblume gesäumt ist.

Wie sonst nirgends schmücken sich die Triften mit unzähligen gelben Sternen des kriechenden und scharfen Hahnenfußes, mit der blauen Glockenblume, der weißen Gold- oder Wucherblume und der goldigen Scheibe des Bocksbartes, bescheiden treten dagegen Günsel, Schaumkraut und Ehrenpreis zurück.

Am Fuße der alten Buchen des Mönchsberges wuchert eine Kolonie der Haselwurz mit den glänzenden, lederartigen Blättern und daraus guckt das schmächtige, blaßgrüne Moschusblümchen hervor.

Auf den feuchten, moorigen Wiesen wechseln die brennend blauen Blüten des Frühlingsenzians mit dem sanften Rot der mehligen Schlüsselblume, dazwischen leuchtet die dunkelrote Ähre des Knabenkrautes oder die blaßgelbe Kugel der Trollblume. Die Moorwiesen bei Grödig und Glanegg sind voll der tiefblauen Glocken des stengellosen Enzians.

In den Obstgärten ist es weiß von den Dolden des wilden Körbels und des Kälberkropfes und auf den Bergwiesen lacht uns das dreifarbige Veilchen oder Stiefmütterchen in unendlich bunter Fülle entgegen, auch Ritter Salbei schließt sich diesem an.

Die Hügel und Waldsäume zieren im Frühling die prächtigen Ähren des streitbaren Knabenkrautes, die blasse Rapunzel, das nickende Salomonssiegel, die mattgrüne Nestwurz und der rote und weiße Kopfstendel.

Im lichten Buchenwald schmückt den Moosgrund der Waldmeister, während am Rande Maiglöckchen und Türkenbund ihre Heimat haben. Auf den trockenen Rainen glänzt der Berghahnenfuß, blühen die buchsbaumblättrige Kreuzblume, der wollige Wundklee und das weißfilzige Himmelfahrtsblümchen.

Hohe Kirschbäume, pyramidenförmige Birnbäume und ausgebreitete Apfelbäume sind ganz mit weißen und rosafarbenen Blüten überschneit; die wilde Kastanie prangt in den Alleen mit den zahllosen, herrlichen Blütensträußen.

Diese Blütenpracht dauert bis gegen Ende Mai; von da an schmücken die weißen Sterne der Wucherblume, die blutroten Ähren des großen Sauerampfers, die weißen Dolden des Bärenklau und die hellgelben Blüten der Grundfeste oder des Pipau die Wiesen bis in den Herbst hinein.

Auf feuchtem Grunde überzieht die braune Nelkenwurz und die geschlitzte Kuckuckslichtnelke den Boden; während den unteren Saum der Kalkhügel die schneeweißen Blüten des Sternliebs, die hellblauen Blütenkörbe der Bergflockenblume, die braunvioletten Köpfchen des Akelei und der zarte Flaum der Wiesenraute zieren.

Den Wiesen an der Glan gereichen die schöne Siegwurz, die bleiche Kuckusblume und später, wenn die Sonne schon sehr hoch im Zenith steht, das prächtige Karls-Zepter zur besonderen Zierde, indes der nahe Glanegger Hügel den herrlichen Frauenschuh in seinem Gebüsch verbirgt.

Die Moorgründe um Salzburg feiern erst gegen Ende Mai ihre Auferstehung in den großen Rasen des schönen, kugeligen Wollgrases, dessen Samenwolle ganze Flächen mit einem zarten, weißen Nebel überzieht. Die holde Andromeda rötet, mit Sonnentau vermischt, die Grabenränder, die zierliche Moosbeere überkleidet die Moorrasen, vorzüglich unter Krummholz, mit einem zarten, roten Blütenhauch.

Noch viele hundert Kinder des Frühlings wären zu nennen, die am murmelnden Bächlein, in schattiger Waldeskühle oder auf sonnigem Anger ihre Blütenaugen entfalten und ihre bunten Farben im Lichte spielen lassen. Denn Salzburgs Blumenschmuck zeichnet sich durch eine Fülle und Abwechslung aus, wie sie wenigen Gegenden beschieden sein dürfte, und gewiß soll es niemand verwehrt sein, einen Strauß zum Schmucke seines Heims mit nach Hause zu tragen. Aber mächtige Sträuße zu pflücken, um sie dann wegzuwerfen, ist ein Frevel an unserer herrlichen Natur. Geradeso ist das gedankenlose Hineinlaufen in die in voller Blütenpracht stehende Wiese eine Mißachtung fremden Eigentums, was nicht streng genug getadelt werden kann. Durch maß- und zwecklosses Pflücken der Blumen, besonders einzelner Arten, droht unserer Pflanzenwelt die Gefahr, daß manche Gattungen bald ganz aussterben werden, eine deutliche Verminderung ist oft schon erkennbar. Daher beherzigt die Worte Rückerts:

„Nur eines unterlaß ich nicht, dir einzuschärfen,
Daß du nichts pflücken sollst, nur um es wegzuwerfen.
Bedenk', der schönste Strauß des Frühlings blüht für dich;
Doch wenn du ihn nicht brauchst, so laß ihn blüh'n für sich."

Mit Benützung von Sauters „Flora der Gefäßpflanzen Salzburgs".

Was uns der Salzachschotter erzählt.

Einem Menschen, der Zerstreuung sucht, bietet ein Besuch des Salzburger Bahnhofes zur Zeit des regsten Fremdenverkehrs reichliche Gelegenheit hiezu. Jeder ankommende Zug bringt neue Menschenmengen, die an uns vorüberfluten. Die Mehrzahl der Reisenden sind Fremde, welche die einzig schöne Lage der Stadt und ihre vielen Sehenswürdigkeiten angezogen haben. So wogt durch Salzburg ein ununterbrochener Strom von eintreffenden und wieder abreisenden Wanderern. Ist nun unser Bahnhof der Durchgangspunkt von Leuten aller Nationen und Erdteile, so findet sich im Weichbilde der Stadt sowie auch ober- und unterhalb derselben eine Menge von Haltestellen, die nur Wanderer aus dem Salzburger Lande und allenfalls noch solche aus dem Berchtesgadener Gebiete aufnehmen. Freilich ist die Wanderstraße nicht der Bahnkörper, sondern das Flußbett der Salzach, zudem nimmt sie nicht ein prächtiger Bahnhof auf, sondern eine lose zusammengefügte, unscheinbare Schotterbank, endlich sind die Reisenden nicht Menschen, sondern Gesteine und Mineralien.

Sobald der Fremde im Gasthof abgestiegen ist, wird er ersucht, den Meldeschein auszufüllen. In diesem hat er alles Wissenswerte über seine Person einzutragen. Auch unsere eigenartigen Fremdlinge, die auf irgend einer Schotterbank des Salzachbettes gastliche Aufnahme fanden, können wir von der Meldepflicht nicht befreien. Ja, wir sind noch viel neugieriger als das städtische Meldeamt und wünschen selbst noch Aufklärung über ihre bisherigen Erlebnisse und die von ihnen vollbrachten Leistungen. Suchen wir also vorerst ihren Namen und ihre Eigenart zu ergründen.

Jede Schotterbank setzt sich zusammen aus scheinbar bunt durcheinander gewürfelten größeren und kleineren, gerundeten Gesteinsstücken von ellipsenähnlicher Form (Gerölle und Kies), eingebettet in grauen Sand. Weitaus die Mehrzahl sind weiße, gelbliche, graue, fleischrote oder rotbraune, dichte und körnige Kalksteine. Diese besitzen keine große Härte, lassen sich also mit der Messerspitze leicht ritzen und brausen, mit Salzsäure betupft, lebhaft auf. Schon viel seltener stoßen

wir auf graue Mergel, die an ihrem muscheligen Bruche und dem eigentümlichen Tongeruche leicht kenntlich sind; weiterhin auf Sandsteine und Konglomerate, deren abgerundete Elemente durch ein graues oder rotes Bindemittel verkittet sind. Außerdem begegnen wir Tonschiefern mit matt schimmernden oder schwarz glänzenden Schichtflächen, mitunter von Quarzlinsen durchsetzt. Wir finden ferner vereinzelt grüne Chlorit- und Epidotschiefer, dunkelgrüne Serpentine und schwarzgrüne Hornblendegesteine, endlich mit silberglänzenden Glimmerblättchen belegte Glimmerschiefer und Gneise.

Doch nicht nur dem Gesteinkundigen, sondern auch dem Liebhaber von Mineralien verschafft ein Besuch der Schotterbank reichliche Ausbeute. Schon nach ihrer oberflächlichen Musterung ist er im Besitze verschiedener Mineralien. So nennt er bald Kalzit und Dolomit, Hornstein und Jaspis, Eisenglanz und Brauneisenerz, Pignolit und Sidenit, gemeinen Quarz, Feldspat und Chlorit sein eigen; Zertrümmerung der Gesteine setzt ihn allenfalls in den Besitz von Schwefel- und Arsenkies, von Bleiglanz und Zinkblende, von Kupferkies und Fahlerz, von Azurit und Malachit, von Bergkristall und Rutil, von Magnetitkristallen und Aragonitnadeln, von Gips und Anhydrit, von Turmalin, Epidot und Granat, selbst auch von blauem Beryll und von Sphenkristallen.

Die genannten Gesteine beziehungsweise Mineralien sind in grauen Sand gebettet. Dieser setzt sich vorwiegend aus Kalk- und Dolomitkörnern zusammen. Vereinzelt finden sich darunter auch Körnchen und Blättchen von Gold. Der Goldgehalt des Salzachsandes gab in früherer Zeit den Bewohnern Veranlassung, den Sand zu schlemmen und dadurch den König der Metalle zu gewinnen.

Das Heimatland unserer Gesteine und Mineralien ist das Einzugsgebiet der Salzach, soweit es oberhalb der Stadt Salzburg liegt, nämlich der Ober- und Unterpinzgau, der Pongau, ausgenommen das obere Ennstal, der Tennengau und das Berchtesgadener Gebiet.

Doch um die engere Heimat, der sie entstammen, bestimmen zu können, müssen wir den Charakter der Gesteine zu Rate ziehen. Die dichten weißen, gelblichen, grauen, fleischroten und rotbraunen Kalksteine und Dolomite, die weißen, grauen und roten Sandsteine und Konglomerate, die grauen Mergel, ferner Hornsteine und Jaspis, Gips und Anhydrit entstammen dem Kalkgebirge. Bauen die Kalksteine und Dolomite die wildzerklüfteten Wetterwände des Kalkgebirges auf, so treten die Sandsteine an deren Ost- und Südfuße zutage, wo

sie die waldreichen, abgerundeten Berge um Pfarrwerfen zusammensetzen. Sie sind es auch, die das Brauneisenerzlager des Höhlgrabens bei Werfen bergen, dessen Erze in der Konkordiahütte verarbeitet werden. In ihnen finden sich die mit Gips und Anhydrit vergesellschafteten Steinsalzlager, die in Hallein und Berchtesgaden noch in abbauwürdiger Mächtigkeit vorkommen. Große Gipslager enthält auch der bunte Sandstein in Grubach bei Golling, wo gegenwärtig mit Erfolg ein Schürfbau auf Steinsalz unternommen wird. Graue Mergel bauen zum größten Teile die gerundeten Höhen des Roßfeldes und des Götschenberges bei Schellenberg auf. Dieses Vorkommen liefert das Material zur Herstellung des Gartenauer Zementes. Auch die Gebirge am rechten Ufer des unteren Salzachtales bergen Mergelschichten, sie werden dort von den jaspishaltigen Juraschichten und von dem Hornstein führenden Oberalmer Kalken überlagert.

Die Tonschiefer des Salzachtales entstammen dem Silur- und Quarzphyllitzuge, der den Streifen zwischen dem südlichen Steilabfalle des Kalkgebirges (Leoganger Steinberge, Steinernes Meer, Hochkönig) einerseits und dem Längstal der Salzach beziehungsweise den Hohen Tauern anderseits ausfüllt.

Dieser Tonschieferzug ist besonders reich an Erzen, wie Bleiglanz, Zinkblende, Arsen- und Kupferkies, Fahlerz, Malachit, Kupferlasur und Siderit, von welchen Erzen letzterer seinerzeit in Dienten, die Kupfererze aber im Mühlbachtale bei Mühlbach-Brenntal, am Klucken bei Piesendorf, am Limberg bei Zell am See und endlich bei Bürgstein und Mitterberg abgebaut wurden. Heute ist nur mehr der Kupferbergbau am Mitterberg im Betrieb, dessen Erze bei Außerfelden verhüttet werden.

Außer den genannten Erzen schließen die Silurschichten von Goldegg und Mitterberg noch ein wichtiges Mineral ein, nämlich den Pigmolit oder Pinolit, der wegen seines hohen Magnesiumgehaltes von Bedeutung ist.

Die übrigen Gesteine, wie der körnige Kalk, der Chlorit- und Epidotschiefer, der Serpentin und Glimmerschiefer, die Hornblendegesteine und Gneise haben ihre Heimat in den Hohen Tauern. Auch diese beherbergten seinerzeit blühende Bergbaue auf Kupferkies im Untersulzbach- und Großarltal, vor allem aber solche auf Gold und Silber im Fuscher-, Rauriser- und Gasteinertale, wo zahlreiche Gruben den Bergsegen zutage förderten. Außer den erwähnten Erzen bergen

die oben genannten Gesteine noch viele Mineralien, so den Rutil, Bergkristall, Magnetit, Turmalin, Epidot, Granat, Beryll, Sphen u. a.

Über ihre Zuständigkeit haben uns jetzt die Elemente des Salzachschotters Aufschluß gegeben, nun sollen sie uns auch einiges über ihr Lebensschicksal erzählen. Wenn dieselben heute als Schotter, Kies und Sand, losgetrennt vom Heimatfelsen, im Bette der Salzach am Aufbau der Schotterbank teilnehmen, so müssen sie auf irgend eine Weise von dem anstehenden Felsen losgesprengt und vom fließenden Wasser hieher befördert worden sein. Und was waren wohl die Vorgänge, die diese Schuttmassen vom Körper des Felsens loszusprengen imstande waren?

Einen Teil dieser Arbeit besorgten die Wurzeln der Holzpflanzen, in der Waldregion solche von Waldbäumen, in der alpinen Region hauptsächlich die Wurzeln der Latschen und Alpenrosen. Strandet ein Same dieser Pflanzen auf einem vorspringenden Felsen, so schiebt die junge Pflanze ihr Würzelchen in die Spalten des Gesteins. Mit dem zunehmenden Wachstum aber wird der gastlich gewährte Raum zu eng, immer ungestümer weitet die Wurzel die vorhandene Kluft aus, bis endlich der Zusammenhang des Gesteins mit dem Körper des Gebirges aufgehoben und der Fels seine Gastfreundschaft mit der teilweisen Zerstörung büßen muß.

Einträchtig mit der Pflanzenwelt arbeiten an der Zerstörung der Gebirge die bedeutenden Wärmeschwankungen, die in den Sommermonaten im Hochgebirge einzutreten pflegen. Schon bei Tage treten infolge der Erwärmung der oberflächlichen Teile des Gesteins gegenüber den tiefer liegenden Schichten Spannungen ein. Ist die Sonne untergegangen, so sinkt die Temperatur unter den Nullpunkt, die in die kalte Luft starrenden und rings von dieser umgebenen Felsenmauern und Gipfel geben die Wärme, die sie von der Sonne aufgenommen, sehr rasch wieder ab, die oberen Schichten ziehen sich daher schnell zusammen. Es entstehen neuerdings Spannungen zwischen den oberflächlichen und tiefer gelegenen Teilen des Felsens; diese wiederholt auftretende Erscheinung hat endlich eine Lockerung des Gesteins zur Folge und damit auch eine Zerspaltung desselben in Trümmer.

Die größte Rolle aber in der Zerstörung des Gesteins fällt dem beweglichen und geschäftigen Himmelsboten, dem Wasser zu. Ein jedes Gestein ist von feinen, unsichtbaren Spältchen durchsetzt, welche die Wege bilden, längs deren das Wasser, dem Gesetze der Schwere folgend, in die Tiefe sinkt. Gefriert nun das Wasser, das in die Spalten der Felsen

eingedrungen ist, so erweitern die so entstandenen Eispfropfen dieselben. Im Verlaufe des nächsten Tages schmilzt das Eis unter dem Einflusse der Sonnenstrahlen, neues Wasser sickert von oben in die Spalte nach, füllt diese aus und verwandelt sich während der folgenden Nacht in Eis, das die Spalte neuerdings ausweitet. Dieser Vorgang wiederholt sich in den höher gelegenen Teilen des Gebirges das ganze Jahr hindurch, und zwar mit solcher Gewalt, daß auch der härteste Fels dabei in Trümmer gehen muß. So sprengt das Wasser mit Hilfe des Frostes jahraus jahrein ansehnliche Massen größerer und kleinerer Gesteinstrümmer von den Gipfeln, den Graten und Gehängen ab.

Diese losgelösten, scharfkantigen Stücke gelangen durch Absturz, durch Vermittlung des fließenden Wassers, der Lawinen oder Gletscher in das Rinnsal eines Gebirgsbaches. Die kleineren von ihnen werden von den Fluten des Wildbaches ohne weiteres erfaßt und dahin geht's von Stufe zu Stufe abwärts dem Talboden zu. Sie bilden die Waffen, mittels deren das fließende Wasser das scheinbar unbezwingliche Felsenbett immer mehr vertieft; sie helfen auch mit an der Bezwingung der großen Felsblöcke, die, von den benachbarten Gehängen losgelöst, in das Bachbett stürzten. Zürnend und tosend brechen die Wasser ihre Kraft an den ungeschlachten Gesellen, die sich ihnen breit entgegenstemmen. Immer von neuem stürmen die Wellen dagegen an, schleudern Sand und kleinere Gesteinstrümmer gegen die ungebetenen Gäste in ihrer Mitte und feilen und hobeln solange, bis die scharfen Kanten verschwinden und die Blöcke immer kleiner und runder werden. Schwellt dann einmal ein plötzliches Schneeschmelzen oder ein Wolkenbruch den Bach zu einem Bergstrom an, dessen Wassermassen in wilder Jagd mit unwiderstehlicher Macht herniederbrausen, so wanken auch die großen Felsblöcke und kopfüber rollen sie, von den schäumenden Fluten gepeitscht, das Bachbett entlang, dem Talboden zu. Den kleineren Gesteinstrümmern und ihren großen, trotzigen Genossen hat der wildtobende Kampf arg mitgespielt. Ein Teil der ersteren zerschellte sich an der Felsenstirn des Bachbettes den Kopf und wurde zu Kies und Sand zermalmt. Auch die übrigen, die noch einigermaßen mit heiler Haut davon kamen, litten sehr durch die gegenseitige Reibung und die energische Abwetzung am Felsenbette des Baches und lagern nun im Talgrunde, teilweise in Sand und Kies eingebettet, in Form abgerundeter Geröllsteine.

So arbeitet das fließende Wasser bald langsam, bald rascher, wie eine gewaltige Säge, an der Austiefung der Täler, aber auch zugleich an der Zerstückelung und Zerkleinerung der Gesteinsmassen.

Nicht selten wechseln im Bachbette Abschnitte schwächerer Neigung mit senkrechten Abstürzen, über welche die Wassermassen schäumend und tosend in die Tiefe brausen. Baut sich die Absturzbahn aus Gesteinen annähernd gleicher Härte auf, so ist das fließende Wasser in den Stand gesetzt, mit Hilfe der mitbeförderten Gesteine die Abflußkante viel rascher in die Tiefe zu legen, als der Wirbel am Fuße des Gesteins zu unterhöhlen vermag, es bilden sich allmählich aus Wasserfällen Stromschnellen heraus, wie wir das sehr schön in den untersten Abschnitten des Großarl- (Liechtensteinklamm), Gasteiner- und Rauriser Tales beobachten können.

Stellt sich an den Ufern des Felsenbettes dem fließenden Wasser eine Kante entgegen, so entsteht vor ihr ein rücklaufender Wasserwirbel; während der Bach dem Stromstrich entlang größere Gesteinsstücke weiterrollt und mit deren Hilfe sein Bett immer mehr vertieft, wird der auf gleichem Wege verfrachtete Kies und Sand von den seitlichen Wirbeln erfaßt und von ihnen ununterbrochen im Kreise herumgeführt. Dadurch vertiefen sie den Grund des Wasserwirbels und schaffen die Strudellöcher oder Wirbelkolke, die sich eigenartig in den Flanken unserer Gewässer, z. B. in der Liechtensteinklamm, den Salzach- und Lammeröfen, zeigen.

Daß die bohrende Auswaschung der Flußwirbel der schleifenden des Flusses in die Hände arbeitet, leuchtet auf den ersten Blick ein. Indem die Wasserwirbel zwischen den senkrecht aufsteigenden Felsrippen reihenweise angeordnete Strudellöcher aus dem anstehenden Felsen herausgearbeitet haben, hat die scheuernde Tätigkeit des Wassers längs der Ufer nur mehr eine Teilarbeit zu verrichten. Diese besteht im Zurückfeilen der vorstehenden Felsrippen und dem Anschneiden der schmalen, der einzelnen, die Strudellöcher trennenden Wände. Das reicht aus, eine Tieferlegung der Sohle längs des Ufers und ein Zurücktreten der Uferseiten herbeizuführen. Sehr schön beobachtet man diese Erscheinung an den Lammeröfen, wo von den durch die Auswaschung angeschnittenen Begrenzungswänden der Strudellöcher nur noch die schief herabsteigenden, äußersten Reste erhalten sind.

Solange der Fluß das Gebirge durchströmt, liefert ihm der Schotter die Waffen, mittels deren er sein Bett vertieft und wohl auch

etwas ausweitet. In dem Augenblick, in dem er in den Talboden und damit in seinen Mittellauf eintritt, verwandelt er sich aus einem stürmischen, kraftbewußten Recken in einen ruhigen, behäbigen Bürger, der sich nur von Zeit zu Zeit, nämlich bei Hochwasser, seiner unbändigen Kraft erinnert. Für gewöhnlich zieht er durch das verminderte Gefälle in seiner Kraft geschwächt, friedliebend durch das Tal und läßt sich sogar durch die Schuttkegel von Bächen bald an die linke, bald an die rechte Flanke seines Bettes drängen. Während der Fluß im Hochgebirge in gerader Linie dem Tale zustrebt, pendelt er im Mittellaufe infolge des verringerten Gefälles von einer Seite zur andern, er beschreibt also eine schlangenförmig gewundene Krümmung. Dabei greift er in der gehöhlten Seite jedes Bogens, in deren Nähe der Stromstrich verläuft, die Ufer energisch an, während er an der gewölbten Seite der Kurve, wo seine Kraft erlahmt, die Sinkstoffe liegen läßt und so Schotterbänke aufbaut. Lagert er besonders an deren Stoß- oder Luvseite sein Material ab und schiebt so die Schotterbank immer weiter flußaufwärts vor, so gräbt er diese im gleichen Maße an der Leeseite ab und fördert die Schottermenge noch weiter flußabwärts, um sie endlich zerkleinert und zerrieben im Tiefland der Donau abzulagern.

Während der Fluß in seinem Oberlaufe auswäscht und damit die Sohle seines Bettes immer tiefer legt, erhöht er sein Bett, mit anderen Flüssen vereint, als Donau im Tiefland. Dadurch wird der Höhenunterschied zwischen Ober- und Unterlauf immer geringer und so eine allmählich gleichmäßige Steigung des Talweges herbeigeführt; stellt dieser endlich im Querschnitte eine sanft ansteigende, weit ausgreifende Krümmung dar, so ist damit eine weitere Beförderung von Sinkstoffen und so auch eine Auswaschung und Anschüttung unmöglich gemacht. Der Talweg ist als ein fertiger zu betrachten. Bis dieses Ziel erreicht ist, werden wohl noch viele, viele Milliarden Tonnen Wassers das Salzachbett durchfluten müssen.

P. Vital Jäger.

Im Banne des Untersberges.

Nicht allein in den Alpen, sondern im ganzen Gebiete deutschen Landes ist kein Platz, der reicher vom Goldgewebe der Sage umsponnen wäre, als der Untersberg. Der Kern der Untersbergsagen ist Kaiser Karl des Großen ehrwürdige Gestalt. Mit all seinen Helden und Paladinen denkt ihn das Volk in den Schoß des Berges entrückt und verwünscht. Große Hallen und schimmernde Landschaften tun sich im Innern des Berges auf. In einer solchen Halle sitzt der Kaiser am Marmortisch und schläft; und um ihn her schlafen seine Helden. Raben fliegen um den Berg; solange sie nicht aufhören zu fliegen, bleibt der Kaiser entrückt. Erst wenn der dürre Birnbaum, der auf dem Walserfelde am Fuße des Untersberges steht, wieder grünt, werden die Raben aufhören zu fliegen. Dann bricht der Kaiser mit seinen Helden aus dem Berge hervor, um die letzte gewaltige Schlacht zu schlagen wider den Erbfeind oder den Antichrist, der in jener Zeit die Welt verwüstet. Außer dem bergentrückten Kaiser kennt die Sage der Umgebung auch die „Untersberg-Mannln". Diese sind sogar noch weit volkstümlicher als der Kaiser selbst. Man denkt sie sich als zwerghafte Gestalten, die manchmal einzeln, nicht selten aber auch in langen Zügen erscheinen, gerecht und hilfreich in ihrem Wesen sind, aber auch sich rächen, wo sie beleidigt werden. Eine Menge solcher Zwergsagen klingen durch die Landschaft um den Untersberg. Fast in jedem der Bauernhöfe, die den Berg umlagern, ist solch ein Männlein entweder vor Zeiten eingekehrt; oder man erzählt sich, daß ein Bauer, ein Knecht oder eine Dirne beim Holzmachen im Walde, im Steinbruch, auf der Alm oder auf der

Landstraße einem solchen Männlein begegnet sei. Dazu enthält der Berg eiserne Türen an verborgenen Stellen, die man einmal sieht und dann nicht wieder findet. Ab und zu ist auch schon ein Sterblicher durch eine solche Tür in den Berg geführt und mit seinen Wundern bekannt gemacht worden.

Auch an Schatzsagen fehlt es dem Berge nicht. Goldsand, Goldzacken und Goldkohlen finden sich in seinen Schluchten. Fuhrleute und Hirten, die mit den Untersbergern zu tun hatten, erhielten mitunter goldenen Lohn.

Neben den zwerghaften Untersberger Mannln beherbergt das Geklüfte aber auch schöne Wildfrauen. Auch sie gehören zu den guten und hilfreichen Gestalten der Sage, obschon mitunter von ihnen erzählt wird, daß sie Kinder stehlen.

Zu diesen Bewohnern des Wunderberges kommen nun auch noch Riesen. Der Name des einen, Abfalter, ist uns sogar erhalten geblieben; ein ungeheurer Graben auf dem Berge soll ihm als Lager gedient haben. Ebenso darf nicht unerwähnt bleiben, daß das wilde Gejaid in der Nachbarschaft des Berges zeitweilig verspürt wird.

Im Geklüfte dieses Berges ließ der Volksglaube die alten Heidengötter, die draußen im Lande, in den Dörfern keine Stätte mehr haben durften, verschwinden. Der schlafende Held im Untersberge ist kein anderer als Wotan, der alte Asenfürst, und sein Gefolge, die Einherier von Walhall, liegt schlachtenmüd um ihn her. Die Raben, die um den Berg fliegen, sind die allwissenden Geleitvögel des bergentrückten Götterkönigs und die nächtlichen Züge der Untersberger sind nichts anderes als Wotans nächtliche Heerfahrten. In dem Baume aber, der an der Nordseite des Berges auf öder Heide steht, finden wir den heiligen Weltbaum, die Esche Ygdrasil, wieder.

Der Sagenreichtum des Untersberges mußte aber auch durch seine ganze landschaftliche Erscheinung wesentlich gehoben werden. Denn wie eine düstere Felsenburg erhebt er sich unvermittelt aus der grünen Ebene, mit seiner rötlich schimmernden Stirnwand weit ins Flachland vortretend. Dunkle, dichte Waldung umkleidet seine Flanken, aus der seine Hochgipfel aufsteigen, die, von Salzburg wie von Berchtesgaden gesehen, einen geradezu herrlichen Schwung zeigen.

Vollends aber muß man sich dem Zauber dieses Berges gefangen geben, wenn man ihn selber betritt. Wer durchs Rosittental oder über die Steinerne Stiege hinaufsteigt, den umfängt's wie eine fremde, schattenhafte Welt. Nach mehrstündiger Wanderung steht er vor den himmelanragenden Wänden und Felstürmen, an denen schwindlige Steige hinaufleiten zur öden, zerrissenen Hochfläche. Tiefe Grotten gähnen dem Wanderer entgegen, in deren finsterem Hintergrund Eisgebilde gespenstig schimmern; auf der Hochfläche findet er ein wunderliches Wirrsal von Gräben, Felstrichtern, Höckern und Kämmen: eine meilenweite, Sinn und Verstand verwirrende Wüste.

Max Haushofer, „Alpenlandschaft und Alpensage".
(C. Buchners Verlag, Bamberg.)

Die Sage vom Kaiser Karl,

wie sie gewöhnlich in Salzburg erzählt wird.

Im Untersberge herrscht Kaiser Karl mit seinen Helden und einer Menge hoher Herren. Sie sind sämtlich, sowie der Kaiser, dahin verzückt worden. Die Untersbergmännchen sind die Untergebenen und Vollstrecker der Befehle des Kaisers. Wenn in deutschen Landen große Bewegung herrscht oder Krieg ausbricht, so gibt der Kaiser Lebenszeichen von sich und man sieht die Untersberger bald dort, bald da. Wenn der Krieg bevorsteht, erscheinen sie in Rüstung und Waffen; in ihrer gewöhnlichen dunklen Tracht mit der Kapuze aber bei friedlichen Anlässen. Wenn dereinst der Erbfeind kommt und Deutschland in größter Not ist, wird auf dem Walserfelde eine Völkerschlacht geschlagen; dann ist des Kaisers Bart dreimal um den Tisch gewachsen, an dem er sitzt, und er rückt mit seinem ganzen Heere aus dem Untersberge heraus und es wird ein so großes Gemetzel sein, daß den Kriegern das Blut bei den Schuhen hineinrinnen wird. Der Kaiser aber geht siegreich hervor und hängt nach der Schlacht seinen Schild in der Nähe des „Himmelreichs" an den Birnbaum, der schon so oft umgehauen, stets wieder neu emporgewachsen ist. Dann bricht das Ende der Welt an.

Zillner, „Salzburger Volkssagen". Mtt. d. G. f. S. Ldkd.

Da Wåld.

Koa(n) Wassá, koa(n) Wies'n, koa(n) Berg und koa(n) Feld,
Koa(n) Wolk'n, koa(n) Wöda, — gar nix auf da Welt
Ka(nn) zuawi zun Wald und a Gleichnuß a(b)gebn,
Denn er selm is' a Welt volla Schö(n)heit und Löbn.

Wia schö(n), wann d'Frau Sunn ihr'n goidanan Schei(n)
In Wald ummá strát, dort dick und da fei(n)!
Wia b'sunda und rar is' nedda grad das,
Glanzt dá Himmi ob'n einá wia á blaugschliff'ns Glas.

Und nöt grad wann d'Sunn scheint, ah bei da Nacht,
Wann da Mon(d) duhri blitzt, ah da is' á Pracht;
Rührts Laub sih a wen'g, da kimmt's oan grad für,
Als fallát'n weiße Liachtln abá zu dir.

Und Leuchtkäferln san 'n Wald seine Stern,
Da moanst, iatzt und iatzt mußt án Englg'sang hern.
Wer dös alls so siacht, der denkt sichá dra(n),
Daß's án Herrgott geb'n muaß, weils koa(n) Andrá so ka(nn).

August Radnitzky[1]).

[1]) August Radnitzky, geb. 1810 in Salzburg, starb 1897 als Stiftsverwalter in Mattsee. Er hat unter dem Decknamen „Der Fink von Mattsee" zahlreiche mundartliche Dichtungen veröffentlicht.

Auf dem Kamme eines Vorlandberges.

„Weitwört!“ ruft die Stimme des Schaffners und wir verlassen den Zug, denn unser Ziel ist vorerst die Kaiserbuche, jener einzelstehende Baum, der mit seiner weithin sichtbaren Krone von dem Kamme des Haunsberges herabgrüßt. Anfänglich wandern wir auf der Landstraße und kommen an dem ehemaligen Jagdschlosse der Erzbischöfe, Weitwört, vorüber. Bald nimmt uns der Buchenwald auf und, von der Landstraße abzweigend, leitet uns ein schmaler Weg zum Teil über blumige Triften, vorbei an alten Bauernhäusern auf den Rücken des Haunsberges. Dieser ist ein sechs Stunden langer und drei Stunden breiter Bergzug, der von Südwest nach Norden verläuft.

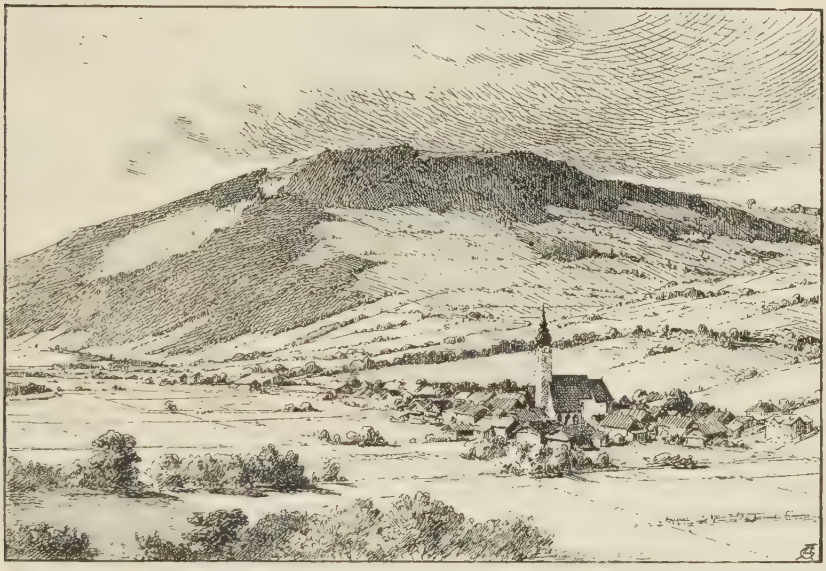
Unter dem schattigen Dach der Kaiserbuche halten wir Rast und Umschau. Neben dem Baum erhebt sich eine kleine Pyramide; auf der darin eingelassenen Marmortafel lesen wir, daß an dieser Stelle am 28. Oktober 1779 Kaiser Josef II. gestanden und das neuerworbene Innviertel überschaut habe. Auch eine kleine Kapelle ist ein weithin sichtbares Wahrzeichen dieses Punktes.

Die Rundsicht ist außerordentlich schön. Im Nordosten haben wir die sanftgewölbte, reich angebaute Abdachung des Berges, zu dessen Füßen sich der Ober-, Nieder-, Trumer- und Grabensee ausbreitet. Zwischen den beiden ersteren liegt das ehrwürdige Stift Mattsee.

Südlich von dem Orte erhebt sich der Kegel des Buchberges (796 m), während rechts die langgezogene Fläche des Wallersees schimmert. Dahinter zieht sich der gebogene Rücken der hohen Plaike (1032 m) und zwischendurch grüßen die Orte Henndorf, Hof, Seekirchen und das Schloß Sieghartstein herauf.

Auch die Berge des Salzkammergutes und östlichen Flachgaues fesseln unseren Blick; steil und schroff erhebt sich im Osten der 1691 m hohe Traunstein, ihm folgen das Höllengebirge zwischen Atter- und Traunsee, der Große Priel (2514 m), der Schafberg (1780 m), der Schober (1328 m) bei Talgau und andere. Ganz im Hintergrund, alle Berge majestätisch überragend, erblicken wir die vielgipflige Gruppe des Dachsteins (2996 m) mit ihren Eisfeldern. Davor lagert sich eine

anmutig grüne Bergwelt, aus welcher der Schmittenstein (1693 m), Schlenken (1647 m) und Gaisberg (1286 m) besonders hervortreten. Den Schluß bildet die lange Mauer des Tennengebirges mit dem in den Paß Lueg abstürzenden Tirolerkopf (2314 m). Gegen Westen läuft der Bergwald in eine unabsehbare Ebene aus, die sich, besät mit Ortschaften, Wäldern und Fluren, zu unseren Füßen ausbreitet. In Schlangenwindungen durcheilt die Salzach, die Grenze zwischen Österreich und Bayern bildend, die Gefilde.



Anthering mit dem Haunsberg.

Dort, wo sich das breite Silberband der Salzach unseren Blicken zu entwinden sucht, sehen wir Tittmoning, unmittelbar im Tal, halbinselartig vom Flusse umsäumt, Laufen und den gegenüberliegenden Markt Oberndorf. Südlich davon blitzt der kleine Spiegel des Abtsdorfer-Sees zu uns herauf und dahinter blinkt der Streifen des Waginger-Sees.

Auf dem rechten Ufer der Salzach bemerken wir unweit von Oberndorf die doppeltürmige Wallfahrtskirche Maria Bühel, das alte Arnsdorf und Lamprechtshausen, die Torfstiche von Bürmoos und auf einem Hügel die stattliche Abtei Michelbeuern. Darüber hinaus schweift

der Blick in das fruchtbare Innviertel, während aus blauer Ferne die Berge des Böhmerwaldes hereindämmern.

Das Flachland schließt gegen Süden der Gürtel der Salzburger, Tiroler und Traunsteiner Berge ab. Da erheben sich hinter einer Reihe von grünen Vorbergen der Teisenberg (1333 m), der Staufen (1771 m) und das Sonntagshorn (1965 m). In größerer Entfernung reihen sich daran der Hochfelln (1670 m), der Hochgern (1744 m), der Wilde Kaiser, die Kampenwand (1669 m) und endlich der Wendelstein (1837 m).

Von der Kaiserbuche brechen wir beim ersten Strahl der Abendröte auf, um auf der nahen Gabrielenruhe das schöne Schauspiel des Sonnenunterganges zu genießen. Der Weg dorthin führt durch einen herrlichen Buchenwald, dessen Boden mit den zarten Blütensternen des Waldmeisters durchstickt ist. Wir kommen dabei an einer etwas über einen Meter hohen Steinsäule vorüber, die, wie die Inschrift besagt, zum Zwecke der europäischen Gradmessung im Jahre 1874 errichtet wurde.

Am Gipfel angelangt, stürzt der Berg vor uns in eine breite, dichtbewaldete Schlucht ab. Vielarmig schlängelt sich die Salzach durch das Tal, begleitet vom weißen Faden der Straße, die sich durch die freundlichen Ortschaften Anthering und Bergheim am Fuße des Plainberges hinzieht.

Salzburg mit seinen Kirchen, mit dem Mönchs- und Kapuzinerberg und der zinnengekrönten Feste liegt in seiner ganzen Herrlichkeit ausgebreitet vor uns. Über die Stadt hinweg schweift unser Blick in das mit Landhäusern, Ortschaften und Kirchen besäte obere Salzachtal. Gegen Westen aber haben wir die endlose Fläche der bayrischen Hochebene mit ihren stattlichen Dörfern und glänzenden Seespiegeln vor uns.

Die ganze Rundschau, wie wir sie von der Kaiserbuche hatten, liegt vor uns, in geschlossener Kette und nur da und dort etwas verschoben, um uns freieren Durchblick auf manche Bergspitze zu lassen, die vorher verdeckt war.

Zur Linken des kahlen Felsenhauptes des Hundstod (2594 m) erhebt sich der riesige Nachbar des Großglockners, das Wiesbachhorn (3570 m). Hinter der zerklüfteten Wand des Lattengebirges steigt der Gipfel des Hochkalter (2607 m) mit dem Blaueis empor, zu seiner Rechten zieht sich der mächtige Gebirgsstock der Reiteralpe bis zur Pyramide des Staufen hin. Zwischen den Spitzen des Hohen Göll (2519 m) und dem Salzburger Hochthron (1851 m) glänzt der Schnee-

mantel der Übergossenen Alm und die tiefe Spalte des Passes Lueg füllen die Gasteiner Berge aus. Endlich erblicken wir von der gewaltigen Dachsteingruppe die gespaltene Bischofsmütze (2454 m). Unbeschreiblich anmutig ist die ganze Landschaft im wechselvollen Spiele der Abendbeleuchtung. Wer unser schönes Vorland mit all seinen mannigfaltigen Reizen kennen lernen will, greife zu Hut und Wanderstab und ziehe hinaus „wohl über die Berge, wohl durch das tiefe Tal", er wird, voll von freundlichen Bildern und Erinnerungen, freudig zurückkehren in sein trautes Heim.

Mit Benützung von Strauß' „Der Haunsberg".

Auf den Schafberg.

Eine Bootsfahrt auf den blauen Fluten des Abersees gehört wohl zu dem Schönsten, was uns unser Heimatland bieten kann. In Strobl besteigen wir das Boot und mit kräftigen Ruderschlägen geht es hinaus auf den See. Im Süden erblickt unser Auge üppig grüne Matten, hinter denen sich der Rettenkogel, der Sparber, der Pitschenberg und der Hochzinken erheben. Im Norden spiegelt der Schafberg seine Wände in drei Seen. Bald grüßt der freundliche Markt St. Wolfgang vom Nordufer herüber. Die Kirche dieses Ortes schließt einen Kunstschatz seltener Art ein, den herrlichen gotischen Flügelaltar des Meisters Michael Pacher, ein Meisterwerk des 15. Jahrhunderts.

Unser Kahn führt uns weiter zur Falkensteinwand, die steil in die Fluten abstürzt. Wir landen an deren Fuß, um die Stätten, welche fromme Sage geweiht, zu besuchen. Der Weg führt uns aufwärts an Kreuzwegkapellen vorüber zur Einsiedelei. Die Legende erzählt, der heilige Wolfgang, Bischof von Regensburg, habe sie erbaut. „Der Kaiserfehde und des Fürstenstreites müde", suchte er an den Gestaden des Abersees diese einsame Wildnis auf, um sich hier als Einsiedler niederzulassen. Er warf sein Beil in die Luft in der Absicht, dort eine Kirche zu bauen, wo er es wieder fände. Es flog eine halbe Stunde weit auf jene Stelle, wo heute die Kirche von St. Wolfgang sich erhebt.

Kehren wir wieder über den klaren Spiegel des Sees zurück, so kommen wir zum reizend gelegenen St. Gilgen, das mit seinen freundlichen Häusern und zahlreichen Villen den Vordergrund lieblich belebt.

Vor unseren Blicken ragt der „Rigi Österreichs", der 1786 m hohe Schafberg, in die Luft. Am bequemsten erreichen wir dessen Spitze wohl mittels der Zahnradbahn. Diese hat ihren Ausgangspunkt beim oberösterreichischen Markte St. Wolfgang, überschreitet jedoch schon nach $^1/_2$ Kilometer Fahrt die Grenze, wie ja auch der Berg selbst ganz auf salzburgischem Gebiete liegt.

Je höher der Schienenweg ansteigt, desto herrlicher gestaltet sich der Blick auf den Abersee und die ihn einschließenden Berge. Immer wechselvoller werden die Bilder, die sich dem Auge entrollen. Tiefer und

tiefer sinkt der blaugrüne See und höher und höher steigt der Berge unabsehbare Kette vor unseren Blicken auf. Haben wir die Station Schafbergalpe hinter uns, so wendet sich die Bahn gegen die Mondseer Seite. Tief unten glänzt der Wasserspiegel des Abersees, der von hier durch den Falkenstein in zwei Seen geteilt erscheint. Wir gewahren St. Gilgen und in der Richtung gegen Salzburg den schönen Fuschlsee, während zu unseren Füßen Schloß Hüttenstein mit dem Grottensee und bald auch der Mond- und der Zellersee sichtbar werden. Es nimmt uns

St. Gilgen mit dem Schafberg.

jetzt ein 100 m langer Tunnel auf, nach wenigen Augenblicken bietet sich uns durch ein 6 m langes, in der Tunnelwand ausgebrochenes Fenster ein überraschender Anblick. In der Tiefe zeigt sich die spiegelnde Fläche des Attersees mit seinen herrlichen Uferlandschaften und darüber steigt das machtvolle Höllengebirge empor. Beim Verlassen des Tunnels ist der Attersee verschwunden und wir sehen wieder den Abersee. In Kürze hat der Zug die Endstation erreicht. Ein gut angelegter Weg leitet uns zum Gasthof und zur Spitze des Berges empor. Die Rundschau von diesem Punkte ist von einer Eigenart, die kaum übertroffen werden

kann. Nicht weniger als 14 Seen sind von dieser Höhe aus sichtbar. Der Blick ins flache Land reicht weit über die Donau hinaus ins südliche Böhmen und die Hochgebirgsaussicht gleicht einem wogenden Felsenmeere, aus dem sich in unvergleichlicher Schönheit und Größe die Gruppen des Dachsteins und der Übergossenen Alm mit dem Hochkönig abheben. Außer den vorerwähnten Gruppen seien von den vielen Gipfeln und Kämmen, die im Gesichtskreis des Beschauers auftauchen, noch genannt das Höllengebirge, der Traunstein bei Gmunden, das Totengebirge mit dem Hohen Priel, im Süden die Hochgebirgslandschaft der Radstädter und Gasteiner Tauern, dann das Tennengebirge, neben dem Hochkönig die im ewigen Eise starrende Spitze des Hoch-Eiser. An das Steinerne Meer reihen sich der Hohe Göll, der Watzmann und Hochkalter, die Loferer Steinberge, der sagenreiche Untersberg, dahinter die Tiroler Berge, aus denen der zerklüftete Wilde Kaiser hervortritt; endlich die Chiemgauer Alpen mit dem Wendelstein, Hochfelln und Hohen Staufen. Im Westen dehnt sich die bayrische Ebene mit ihren Seen und vor dieser das Salzburger Flachland aus, an das gegen Norden die üppigen Fluren Oberösterreichs mit dem Böhmerwald im Hintergrunde grenzen.

Kerbers „Führer auf der Salzkammergut-Lokalbahn".

Am Abersee.

Aus felsumschlossenem Waldverstecke
Fürsichtig betret' ich der Seebucht Ecke,
Allwo an lauschig verborgener Lände
Ein Fahrzeug ruht, das Werk unsrer Hände,
Ein Einbaum.
Fürwahr auch der Strengste im Tadeln und Schmäh'n
Wird nimmer gesteh'n,
Daß er am Kahne, den wir hier erbaut,
Zu viel von Pracht,
Zu viel von Kunst und Verschwendung erschaut.
Ein Eichstamm, rauh wie das Beil ihn gefällt,
Freihändig geschnitzt und ausgespellt,
Besargendem Totenbaum gleich an Gestalt,
So liegt unser Schifflein im Hafen.
Kein Mast, kein Steuer, kein Standbild am Kiel,
Kein prunkend Spiel
Von eherner Zierat, von Borden und Zinnen
Schmeichelt den Sinnen.
Ein gröblicher Baststrick von Weidengeflecht
Ist als Schlinge dem gröblichen Ruder gerecht.
Sei gegrüßt mir, einsamer Abersee!
Spärlich umwohnter, spärlich befahrner,
Hochwald umkrönter, in düsterem Schein
Der Tannen düster Gewipfel erspiegelnd:
Sei gegrüßt mir, See! Ich fühle mit dir,
Wie die Flut jungfräulich sich sträubend erbebt,
Daß ein fremder Mann
Sie dienstbar sich macht aus beherrschendem Kahn.

(Verlag Ad. Bonz & Comp., Stuttgart.) Aus Scheffels „Bergpsalmen".

Im Salzbergwerke.

Auf einem bewaldeten, durch rauschende Wasserfälle belebten Vorberge des Hohen Göll liegt 770 m hoch das Dorf Dürrnberg. Der Name dieses Ortes ist nicht nur als Wallfahrtsort, sondern auch durch die reichen Salzlager, die unmittelbar unter der Kirche im Innern des Berges erschlossen wurden, weithin bekannt. In den kleinen Häuschen an den Gehängen rings umher wohnen die im Salzbergwerk beschäftigten Knappen und nicht selten begegnet dem Wanderer ein Bergmann, das Rutschleder umgehängt, das Grubenlicht am Gürtel, der nach vollbrachter Schicht in sein Heim zurückkehrt.

Das Salzlager am Dürrnberg wurde schon in den ältesten Zeiten ausgebeutet. Bei dem ununterbrochenen Abbau der Salzlager ist man vielfach auf verwachsene Stollen oder Schachte gestoßen, in denen sich Ledertaschen, Schuhe, Hauben, angebrannte Leuchtspäne und Werkzeuge fanden, die, im Salzlager eingewachsen, auf ein 2000jähriges Alter zurückweisen. Den Bewohnern der vorgeschichtlichen Zeit folgten die Römer, die gleichfalls den Salzbergbau am Dürrnberg betrieben. Erst nach dem Erlöschen der Römerherrschaft tritt ein längerer Stillstand im Betriebe dieses Bergbaues ein, bis ihn endlich Bischof Rupert aufs neue erschloß. Deshalb wurde der hl. Rupert der Schutzheilige des Salzberges und man fügte seinem Bilde das bezeichnende Salzfaß bei.

Eine volle Regelung erfuhr der Bergbau aber erst im Jahre 1123 und eine Folge der gesteigerten Tätigkeit war die Gründung der Stadt Hallein im 13. Jahrhundert.

Um das Salzlager, das eine reiche Einnahmsquelle der früheren Landesfürsten bildete, stritten sich das Erzstift und die Propstei Berchtesgaden oft im blutigen Waffengange. Heute teilen sich Österreich und Bayern friedlich in diesen Schatz, indem durch einen Staatsvertrag vom Jahre 1828 zwischen den beiden Mächten Österreich das Recht erhielt, sein Grubenfeld auf etwa 1000 Meter in das bayrische Gebiet auszudehnen, wofür es eine gewisse Menge Salzes um den Erzeugungspreis an Bayern ablassen und eine Anzahl bayrischer Arbeiter im Bergwerke beschäftigen muß.

Die Ausbeute am Dürrnberg beläuft sich jährlich auf ungefähr 300.000 Zentner mit dem Brutto-Erträgnis z. B. 1897 von 4,12 Millionen Kronen und fortwährend spendet der Berg die Fülle seines

Segens in reichem Maße. Das gesamte Salzgebirge ist gegen 500 Meter hoch, 300 Meter lang und 1350 Meter breit. Der Bergbau findet in acht wagrechten Stockwerken oder Bergen statt.

Früher hatte jeder dieser Berge einen eigenen Ausgang, heute bestehen nur mehr sechs und da alle Stockwerke durch Stollen, Schachte und Rollen miteinander in Verbindung stehen, so kann man leicht von einem zum andern, vom obersten zum untersten gelangen. Die Gesamtlänge der im Betriebe befindlichen Horizontalen und vertikalen Ausfahrungen beträgt 25.000, die der verlassenen 22.000 Meter.

Das Salz ist entweder mit Ton vermischt oder es findet sich kristallinisch ausgeschieden als Steinsalz in bandartigen Streifen verschiedener Farbe, die von kleinen Adern des Gipses begleitet werden. Wegen dieser Form des Vorkommens kann es nicht anders als durch Auslaugung gewonnen werden, was am kürzesten an Ort und Stelle durch hineingeleitetes süßes Quellwasser geschieht, nachdem zuvor große Räume, „Sinkwerke", ausgehauen worden sind. Ist ein Werk soweit ausgelaugt, daß die Decke nach oben zu dünn wird, so läßt man es auf und es heißt dann „Heidengebirge".

Da eben der Berg nicht allenthalben aus festem Gestein besteht, so müssen die Stollen ausgebaut werden, weil der Fels schneller zusammenwächst und die Gänge wieder verengt. Wo Salzwasser durchsickert, ist der Ausbau von Holz, indem das Salzwasser das Holz härtet und gleichsam versteinert; wo süßes Wasser eindringt, muß der Ausbau aus Mauerung bestehen.

Hat sich das eingeleitete Tagwasser mit Salz gesättigt und sind die erdigen Bestandteile etwa in drei Wochen zu Boden gesenkt, so wird die Sole in die außerhalb des Bergwerkes befindlichen „Sulzenstuben" geleitet, wo sie abermals stehen bleibt, um sich zu klären. Von da aus fließt sie dann durch eiserne Röhren in das große Sudhaus nach Hallein, um in den dortigen Riesenpfannen versotten zu werden.

Das Innere des Berges übt auf alle Besucher eine eigentümliche Anziehung; es ist daher erklärlich, daß Hunderte und Hunderte den Wunsch hegen, einmal tief unter der Erde zu weilen.

Im Einfahrtsgebäude, etwas unterhalb der Kirche liegt das Fremdenbuch zum Einzeichnen für die Gäste auf, dort erhalten die Besucher des Bergwerkes weite, leinene Jacken und Hosen zum Überziehen über die eigenen Kleider, eine Bergmannsmütze, ferner zum Zwecke des Abfahrens auf den Rutschbahnen rückwärts ein Leder aufgebunden, einen derben Handschuh und ein Grubenlicht.

Mit dem Bergmannsspruche „Glück auf!“ betreten wir, dem Steiger folgend, den 1654 angebrochenen Stollen, durch den wir, eines hinter dem anderen, in dem langen, finsteren, geraden Gang zur unterirdischen Zauberwelt gelangen.

Bald ins Innere vorgedrungen, kommen wir an die Grenze zwischen Österreich und Bayern, schon sieht man an den Wänden das Salz in verschiedenen Farben glitzern.

Auf der ersten „Rolle“, d. h. an ein paar runden, glatten Balken, die, wie eine Leiter ohne Sprossen auf festem Grunde liegend, in die Tiefe führen, fassen wir das an der Wand befestigte Seil mit der Handschuh bewaffneten Hand. Wir setzen uns dann, der Steiger voraus, auf diese Balken und rutschen pfeilgeschwind hinunter.

Solche Rutschen benützen wir mehrere und kommen endlich zu einem „See“, dessen Ufer von einer großen Zahl elektrischer Lichter beleuchtet ist.

Der See ist ein halb abgelassenes Sinkwerk und dient nur dem Ergötzen der Besucher. Ein Floß nimmt uns auf und wir bewegen uns, wie von unsichtbarer Hand geleitet, quer über die glänzende Wasserfläche ans jenseitige Ufer.

In einer Schatzkammer, auch Museum genannt, finden wir alte Werkzeuge, ferner die Büsten des hl. Rupert und Erzbischofs Sigismund, ein Denkmal für Kaiser Franz und die Bilder mehrerer Erzbischöfe. Auf der weiteren Wanderung machen wir plötzlich Halt und der Führer weist darauf hin, daß wir uns jetzt genau unter der Kirche von Dürrnberg befinden; wieder geht es vorwärts, wir überschreiten die Grenze zwischen Österreich und Bayern und erreichen die Stelle, wo die Teile des gleichzeitig von zwei Seiten in Angriff genommenen Wolf Dietrich-Stollens sich trafen.

Auf einem Rollwagen, der von zwei Knappen bedient wird, geht es auf den geneigten Geleisen rasch vorwärts und man erblickt bald darauf durch den langen, geraden Gang einen kleinen Punkt, der wie eine Nadelspitze in die Finsternis hereinschimmert. Dieser Schimmer, das Tageslicht, wächst fortwährend, wird im Fahren zu einem flammenden Sterne und erweist sich endlich, indem uns warme Luftwellen umfangen, als die Ausgangspforte des Berges.

„Glück auf!“ ertönt es wieder von allen Seiten der Gesellschaft; in freudigster Stimmung steigen wir nach einstündigem Aufenthalt im Berge vom Wagen.

Nach Seb. Wimmer, „Der berühmte Salzberg Dürrnberg bei Hallein“.

Hallein.

Hallein, die zweitgrößte Stadt unseres Landes, zählt gegenwärtig 7200 Einwohner, und ist von Salzburg drei Gehstunden entfernt. Die Straße, von Kaltenhausen kommend, führt an dem uralten Leprosenhauskirchlein und zahlreichen Kellereien vorbei. Sie erreicht an der Stelle, wo einst das Salzburger Tor gestanden, das Stadtgebiet. Dort mündet die Bräuerstraße aus; ihr Name erinnert daran, daß einst die Brauindustrie in Hallein eine sehr hervorragende Erwerbsquelle war. Im Jahre 1690 waren in der Stadt 13 Brauereien, noch im Jahre 1870 bestanden deren noch 8, von denen heute nur mehr 3 übrig sind; freilich ist unter diesen die Großbrauerei Kaltenhausen, die im Jahre 1907 allein 140.000 Hektoliter erzeugte.

Die Bräuerstraße leitet auf den Bürgerspitalplatz, wo sich das städtische Versorgungshaus erhebt. In seinen Räumen ist ein kleines, aber sehr beachtenswertes Museum untergebracht, das einzelne Gegenstände von besonderem Wert enthält. Dem Bürgerspital gegenüber liegt das alte Schulhaus und an der Südseite des Steinhauserplatzes am Ufer der Salzach wurde im Jahre 1897 das schöne Gebäude der Volks- und Bürgerschule errichtet.

Am jenseitigen Salzachufer, auf der sogenannten Perner-Insel, erblicken wir die ausgedehnten Räume und Hallen des Salzsudwerkes, aus dessen Kaminen unaufhörlich weiße Schwaden aufsteigen. Im Salzsudhause befinden sich vier gewaltige Pfannen, jede ist 20 Meter lang und 10 Meter breit; in diesen wird die vom Dürrnberg herabgeleitete Sole auf 93—100° erhitzt und verdampft. Die Salzkristalle setzen sich am Rande der Pfannen an und werden mit langen Krücken und Schaufeln ausgehoben, hierauf in durchlöcherten Kübeln auf den Dörrboden gestellt. Ist das Salz trocken, so wird es in Säcke verpackt, ein-

gelagert und versendet. Aus einem Hektoliter Sole gewinnt man 32 Kilo Salz. Im Jahre 1908 wurden 100 Meterzentner Steinsalz, 142.483 Meterzentner Sudsalz und 95.581 Meterzentner Industriesalz im Werte von 2,900.148 K erzeugt.

Kehren wir auf der Brücke über die „kleine" Salzach zum linken Ufer zurück, so kommen wir auf den Salinenplatz. Am Salinenamtsgebäude vorbei zieht die Straße in südlicher Richtung zum Geschäftsmittelpunkt Halleins, dort, wo der Robert-, Bayrhamer- und der untere Marktplatz zusammenstoßen. Von letzterem gelangen wir auf den Josef Schöndorfer-Platz, die Mitte des Platzes schmückt das Denkmal des im Jahre 1900 verstorbenen Bürgermeisters Josef Schöndorfer. Schöndorfer war ein Mann der Tatkraft und Schaffensfreude, ihm verdankte Hallein seine große Entwicklung in den letzten Jahrzehnten. Auf dem Platze steht auch das Rathaus; dessen Sitzungssaal enthält eine Anzahl sehr interessanter Gemälde und gibt in seiner Ausstattung Zeugnis von der hohen Stufe des Halleiner Kunstgewerbes.

Durch die enge Kirchengasse kommen wir zum alten Friedhof, der die stattliche Pfarrkirche umschließt. Diese, ursprünglich im romanischen Stile erbaut, wurde in den Jahren 1768—1774 in die Barocke übergeführt. Nebenan steht das der Spätgotik angehörige Peterskirchlein. Der Friedhof birgt eine große Zahl beachtenswerter Grabdenkmäler, die zum Teil bis ins 14. Jahrhundert zurückreichen. In ihm ruht auch der Schöpfer des Liedes „Stille Nacht, heilige Nacht", Franz Xav. Gruber, der in Hallein als Stadtpfarrchorregent am 7. Juni 1863 starb. In den herrlichen Worten:

„Was er im Lied gelehrt, geahnt im Reich der Töne,
Am Urquell schaut er's nun, das Wahre und das Schöne!"

bewahrt dessen Grabstein sein Andenken.

Westlich von der Pfarrkirche erhebt sich der Neubau der Mädchen-Volks- und Bürgerschule. Wandern wir in dieser Richtung weiter, so erreichen wir über die lange Klosterstiege die Kirche und das Gebäude des einstigen Augustinerklosters. Von dem Punkte hat man eine herrliche Aussicht; zu Füßen des Beschauers liegt der große Grießrechen an der Salzach. Er ist bestimmt, das Triftholz aus dem Gebirge aufzufangen und kann 33.000 Raummeter fassen. Das Sammelgebiet des Triftholzes umschloß einst eine Fläche von mehr als 100.000 Hektar Waldland, darunter 80.000 Hektar Staatsforst. Vom Rechen führt ein Steg über

die Salzach. In den Fluß sind große Wehren eingebaut, über die brausend die Wellen strömen. Das Schleusenhaus mit 17 Hebetoren regelt den Wasserabfluß nach dem 1950 Meter langen, mit zahlreichen Abfallbächen und mehreren Staubrücken versehenen Rechenkanal. Am östlichen Ufer der Salzach besuchen wir den schön gelegenen, sorgsam gepflegten Kommunalfriedhof. Südöstlich von diesem dehnen sich die ge-

Hallein gegen Süden.

waltigen Anlagen der Zellulose- oder Holzstofffabrik „The Kellner-Partington Paper Pulp Company Limited" aus. Von besonderem Interesse ist das Getriebe der Maschinen in den weiten Räumen der Fabrik. Klobige Holzprügel werden entrindet, gespalten und in Späne gehackt. Hierauf kommen sie in den Kocher, wo die Masse in einem Schwefelpräparat zu weichem Brei zerkocht wird. Das Gemenge gelangt dann in ungeheure Pressen, um als Rohpapier oder Halbfabrikat daraus hervorzugehen. Als solches wird es in das Ausland verschickt. Tag und Nacht arbeiten Menschen und Maschinen rastlos an der Erzeugung eines Produktes, das der schreibenden Menschheit unentbehrlich geworden ist.

Auf der Rückkehr gegen den bebauteren Teil von Burgfried-Hallein führt der Weg an der k. k. Tabakfabrik vorüber. In dieser beschäftigt man mehr als 500 Arbeiterinnen und es werden in ihr jährlich durchschnittlich 27,000.000 Stück Zigarren der verschiedensten Sorten erzeugt. In unmittelbarer Nähe der Fabrik treffen wir auf den ansehnlichen Bau der k. k. Fachschule für Holz- und Steinbearbeitung; diese umfaßt die Lehrwerkstätten für Tischlerei, Drechslerei, Zimmer- und Steinmetzarbeit und Bildhauerei. Auf dem gleichen Salzachgelände befindet sich eine Strecke unterhalb der Stadtbrücke der schattige und hübsch angelegte Stadtpark. Breite, bequeme Spazierwege, zu Ruhe einladende Bänke, wohlgepflegte Rasenplätze bieten dem Erholungsbedürftigen einen freundlichen Aufenthalt.

Die Stadt besitzt in ihrer reizenden Umgebung eine Fülle anmutiger Landschaften. Mit Freude und seligem Empfinden betrachtet der Beschauer von den umliegenden Höhen die ehrwürdige Bergstadt, das traute Hallein, und stimmt herzlichst in den Wunsch der Dichterin ein:

„Möchte seine Zukunft blühen
Herrlich in der Zeiten Lauf,
Mög' sich Bergmanns Spruch erfüllen
Aus dem dunklen Schacht: „Glück auf!"

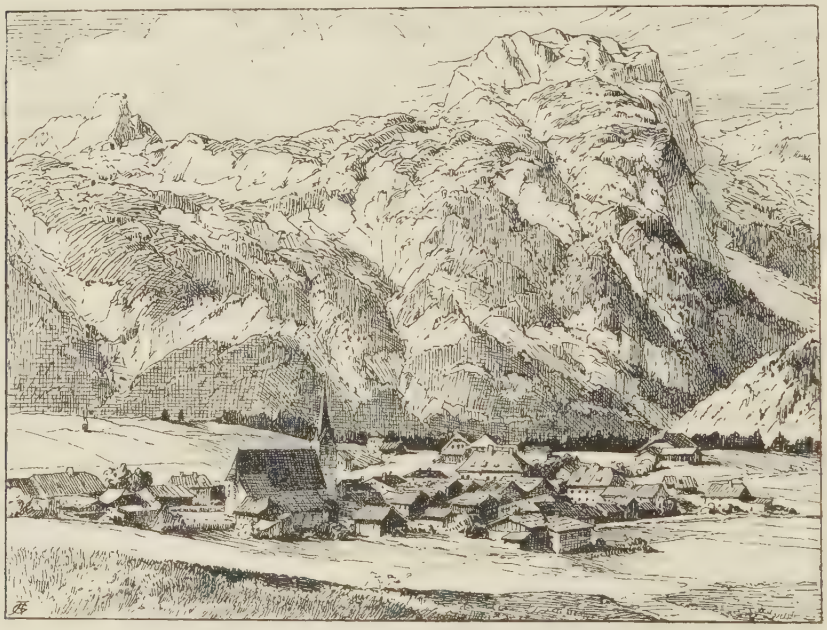
Mit Benützung von Kanzler, „Hallein", und anderen Quellen.

Abtenau.

Eine halbe Stunde außerhalb des Marktes Golling zweigt von der Reichsstraße, die in den Lueg führt, die Straße nach Scheffau ab. Die Scheffau ist das enge Tal der Lammer vom Talschlusse an der langen Lammerbrücke bis nahezu zu ihrer Mündung in die Salzach bei Golling. Die Talsohle der Scheffau ist meist sehr schmal und liegt eingebettet zwischen den massigen Formen des Tennengebirges einerseits und einem sonnigen Gelände, teilweise waldbedeckter Hügel und Höhen anderseits. Die einzelnen Gehöfte und Bauernhäuser lagern malerisch zerstreut an den Gehängen oder im Talgrund zu beiden Seiten der Straße. Nirgends ist eine geschlossene Ortschaft zu sehen, nur die alte, aus mächtigen Quadern erbaute Kirche fesselt unsern Blick. Sie ist wohl eine der ersten christlichen Stätten unseres Heimatlandes; nach der Überlieferung war sie seinerzeit die Pfarrkirche für die ganze Abtenau. Auf fast schattenloser Straße erreicht man nach zweistündiger Wanderung die obgenannte Brücke, jenseits derselben teilt sich der Weg; rechts führt die ungemein jäh ansteigende Straße über den Strubberg nach Abtenau. Es ist dies die sogenannte alte Straße, welche früher die einzige Verbindung Abtenaus mit Golling bildete; sie ist einem kleinen Tauernübergang nicht unähnlich. Dieser Umstand trug gewiß nicht wenig dazu bei, den stillen Erdenwinkel noch abgeschlossener zu machen. Links zweigt die neue Straße ab, welche jetzt der Hauptverkehrsweg Abtenaus ist. Dieselbe begleitet lange das Ufer der Lammer und bietet die schönsten, abwechslungsreichsten Bilder. Fast hart an der Straße befinden sich die „Lammeröfen" — Klammen —, in welchen sich unter domhohen Felswänden die Lammer tosend und schäumend hindurchwindet. Bei der Mündung des Aubaches überbrückt ein schmaler Steg die Lammer und von dort leitet ein schlängelnder Pfad zu dem schönen Pichlfall. Nachdem die letzte Strub durchschritten ist, eröffnet sich unserm Blicke das weite Rigaustal. Nun zieht sich die Straße allmählich steigend bis zum Wallfahrtskirchlein Mühlrain empor. Von diesem Punkte genießt man eine wundervolle Ansicht des Tennengebirges, welches wildzerrissen von Spitzen, Kegeln, Nadeln und Hörnern gekrönt und von Schutthalden umlagert und durchzogen

ist. Die bedeutendsten Erhebungen desselben sind der Breitstein, der Vizekogel, Sonntagskopf, die Tagweide, der Bleikogel, der große und kleine Traunstein, der Schober u. a. m.

Bald ist jetzt der stattliche Markt Abtenau erreicht. Strahlenförmig umgeben die Häuser die durch einen hohen, spitzen Turm ausgezeichnete Kirche; die Mitte des Marktplatzes ziert eine Linde und der ganze Ort wird vom plätschernden Fischbach durchflossen. Die Häuser haben meist eine zierliche Bauart und zeigen eine große Sauberkeit.



Abtenau mit dem Tennengebirge.

So bietet Abtenau, von einer der umliegenden Höhen gesehen, einen höchst lieblichen Anblick. Über dem Hügelkamme im Südosten des Marktes liegt das Tal der Au am Fuße des Tennengebirges, welches zu diesem Talkessel einen großartigen Hintergrund bildet. Dieses Tal macht auf jeden Beschauer einen eigentümlich ernsten Eindruck, der noch erhöht wird durch die Stille, die über demselben lagert und welche nur unterbrochen wird durch das Rollen und Brausen des nahen Tricklfalles und des Schwarzbaches, der in mächtiger Fülle aus dem Gesteine bricht. Hoch oben aber am Tennengebirge dräut eine riesige

Felsenhöhle — das Frauenloch — nieder in das Tal. Zu gewissen Zeiten, berichtet die Sage, zeigen sich da oben wilde Frauen.

Verlassen wir den Markt in östlicher Richtung, so gelangen wir zuerst in das hochgelegene Tal des Fischbaches, von dem uns durch die Talöffnung im Nordwesten noch ein einziger Ausblick auf den Untersberg gegönnt ist. Bei der Wegteilung führt uns das Sträßchen rechts nach dem Dorfe Annaberg. Mühsam führt es über steile Höh'n und wieder hinab zum Ufer der Lammer. Von manchen Stellen der Straße haben wir eine prächtige Ansicht der im Südwest liegenden Zwieselalpe, der Donnerkogel, des Stuhlgebirges und der gespaltenen Bischofsmütze. Die Zwieselalpe ist ein vielbesuchter Aussichtspunkt unseres Heimatlandes, der Glanzpunkt der Aussicht ist die vom Hafnereck bis zum Venediger sich in ununterbrochener Reihe auftürmende, übergletscherte Kette der Hohen Tauern. Zu den Füßen des Besuchers liegt das üppig grüne Abtenauer Tal und das Tal von Gosau mit seinen Seen, die wie hellschimmernde Edelsteine aus der düsteren Umrahmung glänzen; der Zwieselalpe gegenüber sieht man hinein in das blinkende Eisfeld des Gosauer Gletschers am Dachstein. An den Ausläufern des Stuhlgebirges am Ufer der Lammer liegt nun das kleine Dörfchen Annaberg; wenige Häuser sind es, die sich um ein kleines Kirchlein gruppieren. Von Annaberg führt uns die Straße weiter nach Lungötz und von da nach St. Martin im Lammertal.

Folgen wir aber bei der früher genannten Wegscheide der Straße talabwärts, so erreichen wir in ungefähr drei Stunden das an Versteinerungen reiche Rußbach, ein echtes Alpendörfchen, am Fuße des Gams- oder Haberfeldes freundlich gelegen. Das Gamsfeld zählt ebenfalls zu jenen Punkten, die eine vorzügliche Rundschau bieten. Im Norden liegt das Salzkammergut mit seinen Seen, im Westen der Hochkönig, die Berge in der Umgebung Salzburgs und die bayrische Ebene, den Süden umrahmen die Lungauer Berge und die Hohen Tauern, aus welchen das Wiesbachhorn, der Ankogel, Glockner und Venediger besonders hervorragen. Von Rußbach setzt sich die Straße über den Paß Gschütt fort nach Gosau. Das Tal der Lammer, oder nach dem Hauptorte die Abtenau genannt, trägt mithin den Charakter einer Gebirgsoase, umgrenzt von dem Tennengebirge, dem Tabor, Einberg, Alpbühel, dem Trattberg, Fliechtlhofberg mit ihren Breitseiten, während die übrigen Berge mit ihren Schmalseiten bei sehr engen Durchlässen nach Golling, Annaberg und Gosau diesen Gürtel schließen.

Die Bewohner Abtenaus sind fromme, biedere und arbeitsame Menschen, dabei freilich etwas sonderbar und unzugänglich; dazu mag wohl ihre Abgeschiedenheit, die harte Arbeit und das häufig freudlose Dasein viel beitragen. In Sitte und Brauch stimmt der Abtenauer im allgemeinen mehr mit dem angrenzenden Pongauer als mit dem Flachländer überein; seine Sprache enthält eigentümliche Ausdrücke und Wendungen, wie z. B. der Ausdruck der Bewunderung „frei schiaschöh" zeigt.

Was die Bodenproduktion anbelangt, so ist das Ergebnis der Ernten gewöhnlich ein dürftiges, eine Folge des rauhen Klimas, welches die Entwicklung des Pflanzenwuchses gegen das Flachland immer um 2—3 Wochen zurückhält. Der Reichtum des Abtenauer Bauern besteht in seinem Viehstand. Die Alpenwirtschaft steht in hoher Blüte, man zählt im ganzen Bezirke mehr als 200 Alphütten; auf manchen Bergen bilden dieselben fast kleine Dörfer, so sind auf dem Hochzinken 11, im Lienbach 14, auf dem Genner gar 33 Hütten. Stattliche Wälder legen sich um die Seiten der Berge und alljährlich werden daraus viele tausend Raummeter Holz auf der Lammer hinaus in den Holzrechen nach Hallein getriftet. Dabei finden viele Bewohner des Tales bei sehr anstrengender Arbeit ihr kärgliches Auskommen. Die Auffindung einer Mineralquelle, eines eisenhaltigen Säuerlings, gab Anlaß zur Gründung der Kur- und Badeanstalt „Zwieselalpe". Bekannt ist der Wildreichtum Abtenaus. Auf den Kämmen und Rücken der Berge in jener Gegend, wo die Krummholzkiefer wächst, äst die scheue Gemse in zahlreichen Rudeln, tiefer im Bergwalde hält sich das schlanke Reh und der stattliche Hirsch auf, die kleinen engen Schluchten des Tennengebirges beherbergen das Murmeltier und in stillen, einsamen Höhlen wohnt der übellaunische Geselle, der Dachs. Durch die Wipfel des Tannenwaldes rauscht schwerfällig der Auerhahn, die Zierde der Wälder, mit ihm streicht der Birk- oder Spielhahn, während himmelhoch der Bussard langsam seine Kreise zieht. Die kristallklaren Bäche Abtenaus endlich sind belebt von der zierlichen, pfeilschnellen Forelle.

Die Liechtensteinklamm.

Unter den vielen Klammen Salzburgs wird wohl keine so oft genannt wie die Liechtensteinklamm bei St. Johann im Pongau. Sie ist gerade nicht in unmittelbarer Nähe dieses Marktes, denn der Fußwanderer braucht immerhin eine Stunde, bis er den Eingang der Klamm erreicht.

Der Weg dahin führt am Vormarkt vorüber über die Brücke des Kleinarlbaches bis Plankenau; war die Straße bisher ziemlich eben, so beginnt sie jetzt in ihrer Fortsetzung ins Großarltal bedeutend zu steigen. Oberhalb des Gutes Zaunschrott zweigt der Steig zur Klamm ab und größtenteils im Waldesschatten auf wohlgepflegtem Wege langt man nach einer halben Stunde am Ziele an.

Es ist eine Eigentümlichkeit, daß die parallellaufenden Seitentäler von Rauris, Gastein und Großarl fast unter einem rechten Winkel in das Haupttal der Salzach münden und die Achen der Täler bei ihrem Austritte in prächtigen Wasserfällen oder schauerlichen Engen, Klammen, enden.

Vor Jahrtausenden lag das Haupttal in der gleichen Höhe wie die Seitentäler, aber infolge der abschleifenden Wirkung der Gletscher in der Eiszeit gestaltete es sich in einen U-förmigen Trog um. Das Seitental behielt seine einstige Höhe bei, doch wurde es durch die auswaschende Tätigkeit des rinnenden Wassers durchschnitten.

Überall, wo das Tal eine ausgesprochene Enge bei seinem Eingang und hinter dieser ein mehr oder weniger weites, ziemlich ebenes Becken zeigt, kann die Vermutung ausgesprochen werden, daß das Becken einem alten See angehörte und die Enge den Abfluß des Sees bildete. Dies trifft auch beim Großarltale zu. Innerhalb der Talenge liegt die seinerzeit von einem See erfüllte „Breiteben"; dessen Abfluß, die Ache, hat allmählich die Schlucht erweitert und vertieft und zur heutigen Klamm ausgewaschen. Freilich hat dazu auch das bedeutende Gefälle mitgewirkt, denn der Höhenunterschied zwischen der Mündung des Großarler Baches (587 m) und der Breiteben (860 m) beträgt 273 m, so daß auf einen Kilometer 46 m Gefälle kommen.

Die Liechtensteinklamm ist die größte in den Ostalpen, ihre Länge beträgt 1800 m; sie ist aber auch unstreitig die schönste in ihrer Art.

Sie übertrifft alle anderen Klammen an Enge und Wasserreichtum, an Höhe und Prallheit der Wände, an Großartigkeit und Wildheit der Landschaft.

Im Jahre 1876 wurde sie durch Aufstellung von Geländern und Anlegung von Wegen, Brücken und Treppen dem Besuche allgemein zugänglich gemacht; doch war sie den Holzknechten bei ihrer gefahrvollen Arbeit längst bekannt. Wenn im Frühjahr bei großem Wasserstande das Holz aus dem Großarltal der Salzach zugetriftet wurde, stauten sich oft die Drehlinge und Scheiter zwischen den Felsen. Dann mußten sich die Trifter an langen Seilen von hundert und mehr Klaftern zur Ache hinab lassen, um die Klausen zu lösen — eine Arbeit, bei welcher manches Menschenleben gefährdet war. Nur diese waghalsigen Männer hatten bisher eine genaue Kenntnis von den grauenvollen Tiefen dieses Schlundes. Sie erzählten alle Wunder von den Schrecknissen dieser Felsenenge, welche die Sage als Wohnstätte des Teufels zeichnete.

Fast senkrecht fallen die bis zu dreihundert Meter Höhe aufsteigenden, seltsam zerfressenen und ausgewaschenen Felsen ab; in der Höhe durch die Wirkung des abtraufenden Wassers geglättet, werden sie gegen die Sohle zu immer rauher. Über unserem Haupte wölben sich die Wände oft nahezu übereinander, so daß in der Tiefe selbst am sonnenhellsten Tage völlige Dämmerung herrscht. Da brausen und tosen nun die weißschäumenden Wasser mit ohrenbetäubendem Lärme, so daß man kaum sein eigenes Wort versteht. Manchmal wirbeln die Fluten in kreiselndem Drehen in einen Kessel hinein; es ist ein Strudelloch, das sich der Bach durch die rollende Bewegung der mitgeführten Gesteinstrümmer erzeugt hat. Im Hintergrund stürzt die mächtige Ache fünfzig Meter hoch in einen finstern Felsenkessel ab. Der Beschauer steht tatsächlich sprachlos und wie gebannt vor diesem überwältigenden Schaustücke der Natur.

Von den Blättern des Strauchwerkes im Felsenspalte tropft es unaufhörlich, Halme und Blüten sind mit zarten Tauperlen übersät und von Zeit zu Zeit treibt ein kühler Luftzug dem Wanderer einen feinen Sprühregen ins Gesicht.

Die Wege und Stege innerhalb der Klamm sind mit aller Sicherheit angelegt, aber immerhin beschleicht manch einen von den alljährlichen Tausenden der Besucher ein banges Gefühl, wenn er diese unterirdische Welt betritt. Nach Fugger, „Schluchten und Klammen", (Mtt. d. G. f. S. Ldkd.) u. and.

In einem Weltbade.

Noch vor wenigen Jahren hatte man keine andere Möglichkeit, nach Gastein zu kommen, als die von Lend in dieses Tal abzweigende Straße zu benützen.

Steil ansteigend, führt diese, hoch über der Ache, zum Klammsteinpaß, der hinter der Ruine Klammstein endet. Dort erweitert sich das Tal, „die Gastein" genannt, und man gelangt über Dorfgastein nach Hofgastein. Die Blütezeit dieses Ortes hing aufs innigste mit dem Bergbau zusammen und nicht mit Unrecht bezeichnete man im ausgehenden Mittelalter diesen ansehnlichen Markt als „goldenes Stadtl". Der bedeutendste Ort des Tales aber ist Badgastein; in einer Höhe von 1012 Meter gelegen, erfreut es sich, ob seiner kostbaren Heilquellen, eines Weltrufes.

Heute ist mittels der Tauernbahn dieser Kurort von Salzburg aus mit dem Schnellzug in etwas mehr als zwei Stunden erreichbar. Durch diese Bahn steht Badgastein mit der Mehrzahl der mitteleuropäischen Großstädte in unmittelbarer Verbindung. Sie zeichnet sich aus durch die technisch großartige Anlage wie durch die überwältigende Schönheit der Landschaft, die sie durcheilt; insbesonders zieht die Angertalbrücke, eine eiserne Fachwerkbrücke von 110 m Spannweite, welche die 85 m tiefe Angerschlucht überwölbt, die Bewunderung der Reisenden auf sich.

Vom Bahnhofe Badgasteins führt eine Straße in vielfachen Windungen zum Kurort hinab. Der ganze bewaldete Hang ist im Halbkreise von zahlreichen Villen und prächtigen Hotels besetzt, alles blendend weiß in das dunkle Tannengrün des romantischen Waldkessels gebettet, und mitten hindurch zwischen den Häusern stürzt der gewaltige Wasserfall der Gasteiner Ache hinab, das friedliche Waldtal durch sein Donnern und Rauschen belebend. In zwei Sätzen von fast 63 m und 85 m erreicht er die Tiefe, wo eine Wolke feinen Wasserstaubes in den Regenbogenfarben erglänzt. Den Rahmen zu diesem Bilde geben wolkennahe Bergriesen, umleuchtet vom Glanze blinkender Schneefelder, grüne Matten und saftige Bergweiden, woher das Geläute der Herden ertönt.

Badgastein verdankt seine Berühmtheit den heilkräftigen Thermen, die am Fuße des Graukogels entspringen und täglich etwa 43.000 Hektoliter Thermalwasser liefern. Man zählt mehr als 20 Thermalquellen, von denen jedoch nur die ergiebigeren gefaßt sind. Die Temperatur des Wassers schwankt zwischen 27,5° und 49,5° C.

Die Sage verlegt die Entdeckung der Heilquellen in das Jahr 680; aber erst im 12. Jahrhundert wurden sie bekannter und im

Wildbad Gastein. Nach einem Stiche aus dem 18. Jahrhundert.

15. Jahrhunderte stand das Bad bereits in großem Rufe. In der alten Gasteiner Chronik wird berichtet:

„Anno 1436 ist Kaiser Friedrich der Dritt alhir in den Padt gewesen, hat an einen Schenkel ain ofenen schadten gehabt, ist ihm geholfen auch frisch und gesundt worden. Im Jahre 1534 kamm Pfalzgraf Philipp, Fürst und Herr am Rhein, am Tage Bartholomay mit 60 Pferden, badete 7 Wochen und wurde gesundt. Im Jahre 1537 zwischen Ostern und Pfingsten kammen Otto Heinrich Pfalzgraf und sein Vater mit 20 Wagen und 50 Pferden. Sie badeten 14 Wochen und wurden gesundt."

Von da ab hob sich das Ansehen und der Ruf der heilbringenden Quellen unaufhörlich und in den letzten Jahren betrug die Besuchsziffer 8000—9000, die mit Eröffnung der Tauernbahn 1909 mit einemmal auf 20.000 stieg.

Für die Unterbringung so vieler Kurgäste und Reisenden bestehen mehr als 100 Hotels, Gasthöfe und Miethäuser, die den verwöhntesten wie den bescheidensten Ansprüchen genügen.

Der Gasteiner Kurgast hat ein sehr regelmäßiges Leben, das an und für sich schon eine stetige Macht der Erneuerung besitzt. Er atmet in diesem Alpenparke eine Luft voll Würze und Reinheit; er muß früh aufstehen, weil ein Schläfchen nach dem Bade, das er im Hause nimmt, ihm besonders wohl bekommt, schließlich muß er aber auch zeitig schlafen gehen, denn sobald die Sonne sinkt, und das geschieht hier hinter den hohen Alpenspitzen nachmittags sehr früh, muß er den durch die warmen Bäder empfindsam gewordenen Leib um so mehr vor der kühlen Alpenluft schützen. Den Mittelpunkt des geselligen Lebens bildet das Kurkasino. Dort findet der Kurgast einen geräumigen Lesesaal, in dem in- und ausländische Zeitungen in großer Zahl aufliegen, der Musikfreund trifft im Musiksalon ein vorzügliches Klavier, ebenso fehlt nicht ein Rauch- und Schreibzimmer wie ein Konversationssalon.

Ist das Wetter trüb und regnerisch, so bietet die große Wandelbahn einen angenehmen Aufenthalt. Dort finden dann auch die Konzerte der Kurkapelle statt, die sonst im Freien abgehalten werden; täglich spielt das vortreffliche Orchester zwei bis dreimal mit auserlesener Vortragsordnung. Die Gesellschaft, soweit sich der einzelne nicht absichtlich zurückzieht, hat hier ihren Sammelpunkt. Man kennt sich nach einem Tage, wie Gäste eines Salons, die in gegenseitiger Unterhaltung schnell einander näher treten. Alle Stände und Klassen sind hier vertreten. Da sehen wir einen Admiral der österreichischen Marine, der sich mit einem preußischen Kammerherrn unterhält; Durchlaucht spricht eben einen ungarischen Grafen an, an jenem Tischchen haben sich ein Buchhändler aus Wien, ein Ingenieur aus Petersburg und ein Rechtsanwalt aus Philadelphia zusammengefunden.

Bei schönem Wetter flutet es auf dem kleinen Straubinger-Platz durcheinander, einzeln und in Gruppen tauchen verschiedene Gestalten auf, der Universitätsprofessor aus Stockholm, der Rentner aus Berlin, die Marktaufseherswitwe aus Wien, die Lehrerin aus Potsdam, der Weingroßhändler aus Budapest, der Kursmakler aus Frankfurt, der

Kaufmann aus Lodz und viele, viele andere sind gekommen, um den Klängen der Musik zu lauschen. Manche sehen noch recht leidend aus, Gehstock, Krücke und selbst der Rollwagen sind ihnen unentbehrlich; doch alle hoffen mit fester Zuversicht, daß die heilende Kraft des Bades auch ihnen Genesung oder mindestens Besserung ihres Leidens bringen werde.

Wer nicht infolge seines körperlichen Befindens an den Ort gebunden ist, der kann auf schön angelegten Wegen überall die herrlichsten Aussichtspunkte bequem erreichen. Ein gut erhaltener Weg führt in das Kötschachtal hinein mit dem großartigen Talschluß am Rande der Gletscher; ein anderer ins Angertal, dort entzückt ihn eine herrliche Aussicht über das Gasteinertal und seine Berge.

Die nächste Station der Tauernbahn ist Böckstein; schon vorher gabelt sich das Haupttal in das Anlauftal und das Naßfeld. Im ersteren zweigt ein uralter Saumweg über den Korntauern gegen Mallnitz ab. Im Hintergrund leuchten die Gletscher der Ankogelgruppe hervor. Das Naßfeld, ein Hochmoor, das von zahlreichen Bächen durchzogen und schönen Wasserfällen belebt ist, liegt am Fuße des vergletscherten Hauptkammes der Tauern. Ein Übergang führt von dort über den Mallnitzer Tauern nach Mallnitz in Kärnten.

Bei Böckstein beginnt auch der 8520 m lange Tauerntunnel, er durchbohrt den Hauptkamm der Hohen Tauern gerade unter der Gamskarspitze und tritt bei Mallnitz wieder zutage.

Zahlreiche Dichter, darunter bedeutende Namen wie Grillparzer und Bauernfeld, haben das Lob Gasteins besungen; in trefflicher Weise hat in den Gasteiner Ehrungsbüchern der Salzburger Dichter Alois Weißenbach die Wirkung des Bades gekennzeichnet, indem er schreibt:

Kann ich allen nicht gefallen
Und nicht Heilung bringen allen,
Hab' ich dies mit Gott gemein:
Wo das Gift schon im Geblüte
Und die Schuld noch im Gemüte,
Kehren ich und er nicht ein.

Nach verschiedenen Quellen.

Die Auffindung der warmen Quellen zu Gastein.

Eine Sage.

Es ist wohl nun schon viele, viele hundert Jahre her, da lebten im Gasteinertale zwei fromme Einsiedler. Die Zelle der Gottesmänner stand unterhalb der „Schreck“ hart am Felsen. Sie hatten sich von der Welt in diese Wildnis zurückgezogen, um in gottseligen Betrachtungen und fleißiger Arbeit dem Herrn zu dienen. Dabei war ihnen der köstliche Schatz, den dieses Tal in sich barg, die warme, heilkräftige Quelle, wohl bekannt.

Eines Tages ertönten laute Jagdrufe und dumpfer Hörnerklang in ihrer Nähe. Ein Edler von Goldeck oblag dem frohen Weidwerk. Eben hatte er einen prächtigen Vierzehnender aufgejagt; schwirrend flog der Pfeil durch die Luft. Allein das Tier wurde zwar verwundet, doch nicht tödlich getroffen. Der Hirsch hatte noch Kraft genug, seinen Verfolgern zu entfliehen. Voll Jagdlust setzten ihm diese nach und ließen die schweißige Fährte nicht aus dem Auge. Wie groß aber war ihr Erstaunen, als sie plötzlich vor einer Felsspalte standen, aus der weißer Dampf in dicken Schwaden aufstieg. Dort erblickten sie auch das Tier und ihm zur Seite zwei Männer, die sich eifrig bemühten, dessen Wunden mit dem aufquellenden Wasser zu waschen. Auf die Brust wallte jedem ein silberweißer Bart, ihr Körper steckte in einem härenen Gewande, das um die Mitte durch einen geknoteten Strick zusammengehalten wurde. Es waren die frommen Einsiedler Primus und Felizian.

Der Goldecker hatte sich von seiner Überraschung kaum erholt, als ihn die beiden in beweglichen Worten baten, von seinem blutigen Handwerk abzustehen. Verwundert erfüllte er ihre Bitte und nun eröffneten sie ihm den Pfad des ewigen Heiles, indem sie ihn für den Glauben an Christus gewannen. Auch zeigten sie ihm die wunderbaren Quellen; mit seiner Hilfe wurde bald dieser Schatz der leidenden Menschheit zugänglich gemacht.

Huber, „Fromme Sagen“.

Eine Schneeschuhfahrt auf den Sonnblick.

Es war an einem sonnigen Märztage, als mein Freund und ich nach schier endloser Talwanderung in Kolm Saigurn ankamen. Uns zu Füßen lag die alte Gewerkschaft; halb verfallen, vermögen die Gebäude kaum die Schneelasten zu tragen, die der Winter ihnen aufgebürdet. Sie erinnern an jene entschwundenen Zeiten, da in diesen Bergen der Mensch Tag und Nacht nach dem roten Metall wühlte, bis nur mehr taubes Gestein in seine Hände fiel. Ernst und erhaben blickten die Hochgipfel der Sonnblickgruppe herab, nahe genug, um auch Einzelheiten erkennen zu lassen, und doch so weit, daß sie als einheitlich mächtiges Bild wirken, das sich unvergeßlich und unvergänglich einprägt in die empfindsame Seele des Naturfreundes. Tod und Erstarrung lag dort oben in den Eismassen, die gleich einem faltenreichen Mantel von den Firngiebeln herniederwallen.

Nächtliches Dunkel breitete sich noch über das Tal, als wir am andern Tag den Hochtauernhof verließen und der Höhe zustrebten. Aber bald zauberte die Sonne in einer endlosen Zahl funkelnder Schneekristalle überirdischen Glanz. Ein Wintermorgen zog herauf, wie er in solcher Lichtentfaltung und Pracht nur in den Bergen zu schauen ist. Und was der Morgen versprochen, hat auch der Tag gehalten: wolkenlos, vom Blau des Äthers abgegrenzt, lagen die tiefverschneiten Eisströme vor uns, gekrönt von den Hauptgipfeln der Gruppe.

Wir hatten die Steilstufe zum „Neubau", das unangenehmste Stück der Auffahrt, bereits überwunden und eilten dem „Gruppeten Kees" zu. Spielend flimmerten der Sonne Strahlen in dem gleißend grünen Gletscherbruch! Tiefe Schatten warfen sie in das Spaltengewirr, glanzvolles Licht breiteten sie über wunderlich gespenstige Gestalten, schimmernd ließen sie den Schnee, blinkend das Eis erscheinen, und all das auf so einen kleinen Raum gedrängt! Fast mühelos fuhren wir gegen die Rojacherhütte zu. Noch einen Steilhang galt's zu überwinden, dann hatten wir sie erreicht und gönnten uns eine längere Rast, die erste des heutigen Tages. Die Sonne hatte mit ihren glühenden Strahlen den Schnee derart erweicht, daß tiefe Spuren unseren Auf-

Sonnblickwarte mit Großglockner

stieg über das Kees kennzeichneten, als wir wieder weiter gegen die Goldbergspitze zuhielten. Doch wir konnten nicht mehr weit von unserem Ziele entfernt sein; ein Blick nach Norden und da stand es auch, ein Menschenhorst auf ragender Höh' — das Zittelhaus auf dem Sonnblick. Schnell über den beinharten Windharscht, den auch die Mittagsonne nicht zu erweichen vermochte, empor und der Gipfel ist erreicht.

Eine Welt von Bergen liegt vor uns mit schimmernden Fernern übergossen, unendlich gegliedert, nirgends ein ebener Strich Landes, Gipfel an Gipfel ohne Ende. Die südlichen Kalkalpen überraschen durch ihre seltsamen Formen, im Norden fesseln die vielgescharteten, schneearmen Steilwände den Blick, östlich liegt das Reich des Ankogel und der Hochalm und im Westen flutet, greifbar nahe, vom Tauernhauptkamm in mächtigen Wellen gegen das Mölltal die Pasterze hernieder. Mit scheinbar senkrechter Wand stürzt der Glockner gegen diese ab und bietet jenen überwältigenden Anblick, der schon so oft im Bilde festgehalten wurde — wohl auch den Glanzpunkt unserer Rundschau. In der näheren Umgebung tritt der Hocharn, den ein doppelgeschwungener Grat mit unserem Berg verbindet, und das sanft geneigte Wurtenkees, das vom Gipfel des Schareck herabzieht, besonders hervor.

Nachmittags statteten wir der nahen Goldbergspitze, 3066 m, kletterfüchtig, wie wir waren, einen Besuch ab und kehrten wieder zum Klein-Fleißsattel zurück, wo wir unsere Bretter hinterlegt hatten. Und als wir zum Zittelhaus emporstiegen, erglühten die Schneehäupter um uns heute zum zweiten Male in feurigstem Gold, während sich schon dunkle Schatten über die Täler breiteten und wallende Nebel ihnen entstiegen. Der scheidende Tag zauberte Farbentöne und Stimmungen, wie sie nur die ungetrübte Klarheit eines ruhigen Wintertages zu bieten vermag.

Eisig kalter Wind hatte sich nachts erhoben und dicker Nebel hielt uns umfangen, als wir am nächsten Morgen erwachten. Es war nichts zu machen, als mit dem Beobachter einige Stunden zu verplaudern. Es ist ein alter Führer, der früher beim Goldbergbau tätig war und nun Winter und Sommer mit den Ablesungen der meteorologischen Apparate beschäftigt ist. Als nachmittags das Wetter etwas besser wurde, folgten wir der unwiderstehlichen Anziehungskraft, die eine flotte Abfahrt auf uns ausübte, und schnallten die Bretter an. Vom Gipfel weg ging's zunächst recht holprig über hart gefrornen Windharscht. Aber bald wurde der Schnee besser und es begann ein lustiges Dahinschießen über

das sanftgeneigte Kees zur Rojacherhütte hinab. In unzähligen Bögen und Wendungen, die uns bei dem herrschenden Nebel die Vorsicht gebot, erreichten wir — zuletzt in flottem Schuß — den Neubau. Bis hieher wurde die ganze Abfahrt stark vom Nebel beeinträchtigt, der uns die Schätzung der Neigungsverhältnisse recht erschwerte. Um so genußvoller und schöner war die Fahrt über die folgende Steilstufe, die schon außerhalb der Nebelzone lag und uns zum Hochtauernhof brachte, wo wir, begrüßt vom Winterwärter, Einzug hielten.

H. Skofizh und Dr. F. Tursky, „Schneeschuhfahrten in den Hohen Tauern". (Z. d. D. Ö. A. V.)

Das Bergmännlein.

Eine Probe in der Mundart des Pinzgaues.

I bin amàl aufs Gambbsbirig gànga und aſo a droi Tâûg[1]) umhag'ſtig'n und hà nicht g'ſchoſſ'n, aß an ôa zöng Gambbsbock. Mid ôan' gäih ö nid hôam, hàn ö ma denkt, äih[2]) fris ön ſelben. Und dàu bin ö auf a gràßö Blàtt'n außö-g'ſtig'n, z'heggſt obm auf'n Stôabirig und hà ma-r-a Greiſai[3]) a Holz z'ſamm-g'ſuacht und a Foiar à-kennt und mein' Gambbsbock z'braut'n à-g'höpp. Daweil ö aſo dauhuck, kimpp va và'nhear a Mann'l, a klôa-s, grab's[4]) Mann'l, — da Kopf grab, der Rock grab, àlls eisgrab — und dös Mann'l is aſo dahêa g'ſchloff'n:

„Huſch, huſch!" haud's àllwöng g'ſaugg[5]). Wo is denn dàſſ'n[6]) Mann'l hêakemma? Wànn's iben Berig auffagànga wa', hiar ö's jà g'ſäich'n[7]); àfer aſo iß's gax[8]) auf a-m-ächt Schrid và meina g'ſtandt'n. „Gelt, Jaga!" haud's g'ſaugg, „i derf mö ſchon ba dein' Foiar a we'k warma?"

„Jà," hàn i g'ſaugg, „warm' dö nà, Mannai!" Wiâ's aſo dàuſtäiht bann Foiar und d'Hendt dribahöpp[9]): „Huſch, huſch!" haud's àllwöng g'ſaugg, g'langg's auf ôa-mal enn Rockſauck ei hö und zôicht a gràsmächtögö Höpenn[10]) außa. Âft haud ſö's ann a Zweckai a hög' ſtöckt und iba'rs Foia g'höpp und hin- und hêadraht. Z'löſt haud ſö's àhazoch'n und z'riſſ'n und — g'freſſ'n. Wiâ haud mö dau grauſt!

Âft iß's Mann'l ſuſchtganga. — „Pfiât dö God, Jaga!" hauds g'ſaugg und d' Hendt g'riben: „Huſch, huſch!" — „Pfiât dö God ah, Mann'l!" han i g'ſaugg, „pfiat dö God!"

Und wiâs an ötla Schrid ganga-r-is, gax han ö's nêama g'ſäich'n; 's Mann'l is vaſchwundt'n! Dös is a Berigmann'l g'wâi'n.

[1]) Tag. — [2]) eher. — [3]) kleine Menge. — [4]) graues. — [5]) geſagt. — [6]) dieſes. — [7]) geſehen. — [8]) plötzlich. — [9]) darüberhält. — [10]) Kröte.

Das Kaprunertal.

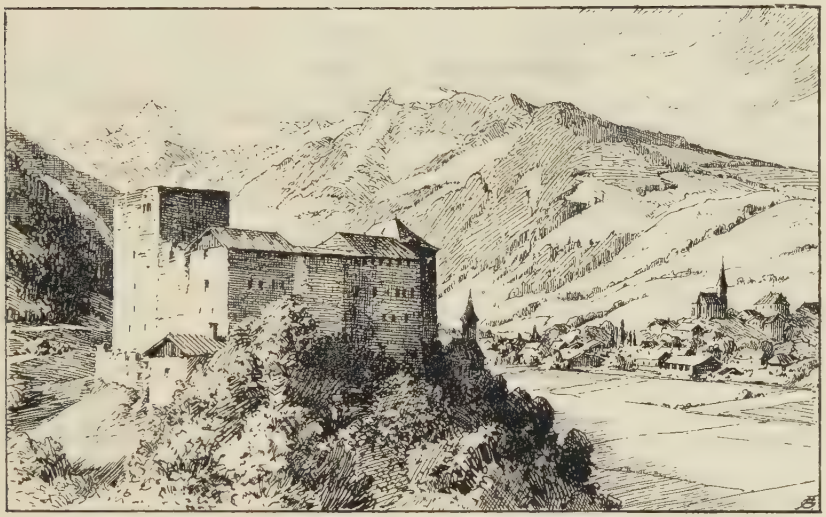
Die lange Kette der Hohen Tauern mit ihren ausgedehnten Gletschern, aus denen sich prachtvolle Hochgipfel, wie die schlanke Pyramide des Großglockners und der breite Rücken des Großvenedigers, erheben, begrenzt das salzburgische Land im Süden. Eine Reihe von mächtigen Wildbächen hat sich von dorther einen Weg zu dem Haupttal gebahnt und herrliche Gebirgstäler gebildet. Reich an prächtigen Wasserfällen, von denen die Krimmler zu den schönsten in den ganzen Alpen zählen, besitzen diese Nebentäler auch großartige Felsenengpässe. In ihrer Tiefe erlischt das Tageslicht, und über wildbrausenden Gewässern kann der Wanderer nur auf kühn gebauten Stegen vorwärts dringen. Die Liechtenstein- und die Kitzlochklamm sind die bekanntesten von ihnen.

Wenn man den Pongau durchquert hat, weitet sich das Salzachtal zum Pinzgau. Gleich an dessen Anfang hat der reizende Zellersee in einer Seitenbucht Platz gefunden. An ihm liegt die „Perle des Pinzgaues", Zell am See. Einzig schön ist die Umgebung dieses Ortes. Im Norden zeigen sich die schroffen Kalkwände des Steinernen Meeres, am schönsten, wenn der Purpur des Abendrotes an ihnen verglüht; nach Westen erstreckt sich das schiefrige Mittelgebirge mit den Häusern der Schmittenhöhe; östlich ziehen saftig grüne Matten, mit zahlreichen Heustadeln besetzt, zum Hönigskogel hinan und im Süden erhebt sich das alte Urgebirge, ganz nahe das schlanke Kitzsteinhorn und der Hohe Tenn im strahlenden Eismantel. Zwischen beiden schaut man in das geheimnisvolle Kaprunertal hinein.

Unweit Zell am See zweigt die neue Straße in das Kaprunertal von der Ober-Pinzgauer Landstraße ab, zunächst den breiten Talboden des Kapruner Mooses querend. Bald ist der Eingang des Kaprunertales erreicht; wir biegen um eine Ecke und nun liegt sein stolzes Schloß vor uns, unweit davon auf einem von der Ache umrauschten Felsen das Kirchlein des Dorfes Kaprun.

Die kunstvoll angelegte Straße beginnt am Kesselbühel hinanzusteigen, eine Talsperre, durch welche sich die Kapruner Ache in tiefer

Schlucht den Durchgang erzwungen hat. Wir wenden uns einem mit der Überschrift „Siegmund Thun-Klamm" versehenen hohen Holztor zu, welches den Eingang in die Klamm vermittelt. Zwischen dunklen Felswänden braust und brodelt die Ache, ihr Staub netzt das Moos und die grünen Zweige, die von oben hereinhängen. Auf sicheren Stegen und Treppen schreiten wir weiter; endlich nähern sich über uns die Wände und wir erblicken die Brücke, bei der wir wieder auf die Straße gelangen, die nun zwischen Matten und Wald weiter hinansteigt.



Kaprun mit dem Kitzsteinhorn.

Wiederum schließt sich der Wald, doch bald erscheint eine neue Lichtung und vor uns sehen wir, von prächtigem Tannenwald umgeben und von Bergluft umweht, das Hotel Kesselfall-Alpenhaus. Unmittelbar neben diesem braust der mächtige Kesselfall, ein prachtvolles Schaustück des Salzburger Landes. Die wunderherrlichen Einzelheiten des tiefen Wasserkessels genießt man erst dann vollkommen, wenn man die sicheren Holztreppen beschreitet, zu den donnernden Wassermassen niedersteigt, sie rings umkreist und schließlich durch ein Felsentor wieder zum Hotel zurückkehrt. Der Kesselfall ist dreimal überbrückt, die hölzernen Treppen und Gerüste, die man zu begehen hat, sind mit Eisentraversen ringsum fest in die Felsen gebaut.

In das tiefe Felsenbecken ergießt sich nicht nur die Kapruner Ache, sondern es vereinigt sich mit ihr auch der vom Schmiedingergletscher herabkommende Zeferetbach und noch zwei weitere Quellbäche schäumen über die Felsen zu ihm herab. Alle diese Wassermassen stimmen unten im Kessel ein großartiges Naturkonzert an und sind in einem lauten Wettstreit begriffen, in dem alles in Schaum und Woge aufgeht.

Das Kaprunertal bietet für den Naturfreund noch gar viel des Sehenswerten. Im Hintergrunde des Tales, auf dessen letzter Stufe, dehnt sich der Mooserboden aus, von einem Hochgebirgskreis eingerahmt, der in den östlichen Alpen seinesgleichen sucht. Vom Großen Wiesbachhorn, der Glockerin und den Bärenköpfen im Osten bis zum Hocheiser im Westen steigen blinkende Gletscher rings hernieder; der größte von ihnen, das Karlingerkees, tritt vom Riffltor in breitem Absturz ganz nahe heran. Dort hinüber geht es für rüstige Fußgänger zur Pasterze und zum Großglockner. Die breite Kaprunerstraße endigt beim Kesselfallalpenhause. Von dort geleitet der Fürst Liechtenstein-Weg den Reisenden bis zum Mooserboden, wobei sich ihm schöne Rückblicke über das Tal auf die Schmittenhöhe und das Steinerne Meer bieten. Der Weg führt in wohlangelegten Kehren in zwei Stunden zur Talstufe des vom Großen Wiesbachhorn (3570 m) überragten Wasserfallbodens hinan, auf dem zwei Häuser, die Orgler- und die Erzherzog Rainer-Hütte, zur Einkehr einladen; er endigt endlich nach nochmals einer guten Stunde am Rande des Mooserbodens bei der Höhenburg. Eine ebene, von silberglänzenden Wasseradern durchfurchte Talterrasse liegt vor uns, über der sich eine erhabene Gletscherlandschaft aufbaut.

Mit Benützung von „Zell am See", herausgegeben vom Verschönerungsverein Zell am See, und anderen Quellen.

Vögerl, der Eisspalter.

Eine Pinzgauer Sage.

Unter dem Eise des Wiesbachhornes haust Vögerl, der im Leben einer der reichsten Bauern Pinzgaus war. Er hielt sich 24 Dienstboten. Sein Herz aber war erfüllt von Geiz und Neid. Im ganzen Gau wurde er seiner Härte wegen gemieden und gefürchtet. Klopfte ein Armer an seine Tür, so ward er mit Schimpfworten abgewiesen. Den ganzen Tag fluchte der Bauer und schalt das Gesinde, das bei magerer Kost nie genug arbeiten konnte.

Eines Tages stieg er in der Dämmerung zu seiner Alm empor, um nachzusehen, ob seine Knechte, die er zum Holzfällen hinauf gesandt hatte, auch flink die Hände rührten. Er fand sie feiernd und betend. Da erfaßte den Bauer fürchterlicher Zorn. „Was unterbrecht ihr eure Arbeit, ihr Faulpelze!" schrie der Wütende.

„Herr, hört Ihr nicht das Sanktusläuten vom Tale herauf? Wir gaben Gott, was Gottes ist!"

„Daß euch der Kuckuck hole, ihr Betbrüder!" erwiderte er zornig. „Ich gebe euch Arbeit, auf mich habt ihr allein zu schauen. Ich bin euer Gott, ich gebe euch den Lohn, für mich habt ihr das Holz zu spalten, auf mich ganz allein dürft ihr bauen."

Kaum waren diese Frevelworte gesprochen, so nahte sich auch schon die Vergeltung. Tiefe Nacht sinkt hernieder, der Sturm heult sein schauerliches Lied, dumpfe Donnerschläge machen den Boden erzittern. Da fährt ein greller Blitz hernieder und schleudert den Frevler hinab in die eisige Nacht der Gletscher.

Wenn das Wiesbachhorn aber von den wärmenden Strahlen der Sonne getroffen wird und sein Gletscher donnernd kracht, dann wacht der Erstarrte auf und versucht vergeblich durch wuchtige Faustschläge die mächtigen Eiswände, die ihn gefangen halten, zu brechen. Dann sagen die Hirten und Senner: „Heute spaltet Vögerl wieder Eis!"

Mit der sinkenden Sonne erlahmt seine Kraft und er fällt in die alte Erstarrung zurück, aus der ihn wohl erst die Posaunen des jüngsten Gerichtes erlösen werden.

Zillner, „Salzburger Sagen". (Mtt. d. G. f. S. Ldkd.)

Eine Groß-Venediger-Besteigung.

Um neun Uhr abends begeben wir uns in der gemütlichen Kürsingerhütte zur Ruhe. Doch in der Höhenluft von dritthalbtausend Metern über dem Meeresspiegel schläft man nicht so gut als unten im Tal. Bald nach Mitternacht wird an unserer Kammertür gepocht und um ein Uhr treten wir bei blassem Laternenschein die Wanderung auf den Groß-Venediger an. Die Sterne erglänzen wundersam. Der Föhn, der nachts die einsame Hütte umheult, sie gerüttelt, geschüttelt und unseren Schlaf mit schreckhaften Träumen erfüllt hatte, sendet jetzt nur noch einzelne Stöße. Diese veranlassen unseren wackeren Führer Josef Steiner zu kaum verhaltenen Flüchen, denn der scharfe Luftzug findet den Weg durch die Ritzen der Laterne und bläst das schwache Kerzenlicht aus. Unter großem Streichholzaufwand wird es stets von neuem entfacht, aber sein blasses Flimmern und leichtes Verwehen ist ein nur zu deutliches Sinnbild, daß in der eis- und schneestarrenden Gletscherwelt ein schwaches Menschenleben den entfesselten Stürmen und Naturgewalten kaum wenig mehr Widerstand entgegensetzen könnte als ein Kerzenflämmchen. Fünf junge, frohe Menschenleben hat der Groß-Venediger vor etlichen Tagen gefordert und der Neuschnee, in dem wir dahinwaten, war ihr Leichentuch. Fünf junge, frohe Menschen!

Schweigend schreiten wir die steilgeneigten Halden hinan. Noch stoßen die scharfen Spitzen der bergseits eingesetzten Eispickel auf glattes Gestein, aber der helle Klang von Stahl auf Stein erreicht nur gedämpft unser Ohr. Der Hall muß erst die halbmetertiefe Schneehülle durchdringen, in der wir uns, genau in die Fußtapfen des Führers tretend, den Weg bahnen.

Im leisen Grau des heranbrechenden Tages erscheinen allmählich die Umrißlinien des Groß-Venedigers und seines Gefolges. Langsam

schiebt sich die schmale Mondsichel von Bergspitze zu Bergspitze, bis sie im Westen entschwindet. Tief unter uns verschwimmt der steile Abhang schwarzgrau in der Nacht, die noch auf dem Obersulzbachkees liegt. Gegen vier Uhr machen wir Halt, der Führer stößt den Eispickel ein und holt das lange Gletscherseil aus den Tiefen seines Rucksackes. Wir haben den Saum des Firnfeldes erreicht, das den Groß-Venediger majestätisch umwallt und sich in unübersehbaren Schneeflächen und Gletscherströmen bis hinab zu lebenswarmen Triften senkt. Die blinkenden und flimmernden Eiswüsten scheinen den Menschen feindselig fernhalten zu wollen. Der weiße Tod hat quer durch sie seine Schützengräben, die Gletscherspalten, gezogen, hat diese tückisch mit leichter Schneehülle bedeckt und lauert auf ihrem glasig-grünen Grunde dem unkundigen Einzelwandrer auf.

Der Führer nimmt uns ans Seil. Sollte schon einer von uns in eine Eisspalte stürzen, so sind doch zwei, die festen Stand haben. Mit kunstgerechten Schlingen, in drei Meter weiten Abständen heftet uns Steiner aneinander und an sich — unser eigener Wille ist nur mehr ein Teil des Gesamtwillens, das Ziel zu erreichen. Wir sind mit dem Führer verbunden und der haftet an seinem Gletscher wie das Eis auf dem Stein und die Latsche an dem Fels. Langsam, Schritt für Schritt geht es nun vorwärts. Der sehnige, aber hagere Führer und mein Begleiter werden von der Schneedecke getragen, ich sinke bei jedem Schritt bis über die Knie durch den Harst. Mühsam keuche ich als letzter am Seil einher — stundenlang. Mittlerweile hat die aufgehende Sonne die Hochgipfel rot angehaucht. Mit unverwandtem Blick sehen wir auf die gewaltige Firnpyramide des Groß-Venedigers hin. Ein Lichtstrahl läuft wie ein Blitz seinen Grat hinan und die Spitze des Bergriesen funkelt in hehrer Wunderglut, rotleuchtend wie das Blut im heiligen Gral. Über die kreidiggrünen Eisfelder und die grauschwarzen Trogtäler breiten sich noch die Schatten der Nacht.

Wir stapfen weiter. In winzigen Schneemulden von der Größe eines Handtellers liegen Schmetterlinge, Kohlweißlinge zumeist, die ein Windzug den sonnigen Hängen drunten im Tal entführte und die hier in Eis und Frost erstarrten. Dort zappelt noch so ein armer, kleiner Kerl, ich will ihn fassen, da — ein scharfer Ruck am Seil und ein Gegenruck — ich war mit dem einen Fuß ins Grundlose getreten und die Schneebrücke stürzt in die Tiefe der Spalte. Ich habe zwar keinen Schaden genommen, aber der Spott bleibt trotzdem nicht aus —

immer wieder werde ich teilnehmend nach meinem Körpergewicht gefragt, das ich kilogrammweise verwünsche. Nun grüßt auch uns der Strahl der Sonne. Ultramarinblau zeichnen sich die drei Schatten unserer Körper scharf auf den bergseitigen Hang des Firnfeldes. Nach einigen Schritten setzen wir die Gletscherbrillen auf und bedauern, daß die Augen den strahlenden Glanz, den Glast der lichtdurchfluteten Eiswelt ohne Schutz nicht zu ertragen vermögen. Von Zeit zu Zeit bleiben wir stehen, um wieder zu ruhigem Atem zu kommen. Immer steiler geht's bergan. Rasten werden eingeschoben, hungrig nehmen wir Speck, Schwarzbrot und kalten Tee zu uns. Unsere Blicke senken sich hinab zu den engen Tälern, die vor Jahrtausenden von den Gletscherströmen ausgehobelt wurden. Das Habachtal gleicht einer ungeheuren, oben offenen Röhre, durch die wir ein Stückchen Salzachtal erblicken. Der Führer drängt, denn der vom Frost der Nacht erhärtete Schnee erweicht sich zusehends. Keuchend steigen wir weiter. Dort, wo die Eismäntel, die vom Groß- und Klein-Venediger herniederwallen, sich schneiden, ist die Venedigerscharte. Zu ihr müssen wir emporstreben, und zwar an jenen Stellen, wo sich die Eishülle verhältnismäßig sanft und ohne Faltenwurf auf den Bergriesen legt. Wir umgehen den überwältigenden Nordabsturz des Groß-Venedigers, die ungeheure schwarze Felsenbrust, an der das Eiskleid hinabgesunken ist und in riesenhaften, wildgetürmten Falten daliegt. In steilem Aufstieg, zuletzt über den Bergschrund kletternd, erreichen wir die Venedigerscharte. Nun betreten wir das Schlottenkees, das gegen Süden geneigt ist und dessen oberste Firnhänge sich an den Nordostgrat der Eispyramide des Groß-Venedigers anheften. Der letzte Teil unseres Sommerspazierganges im Schnee hat begonnen. Wir entledigen uns aller entbehrlichen Sachen. Einige Rucksäcke liegen bereits neben der Wegspur und bekunden, daß Bergwandrer schon vor uns sind. Sie müssen von einer anderen Hütte gekommen sein. Wir stärken uns zu einer Schlußanstrengung. Dann gehen wir's an. Die Spur war gut „aufgemacht". So stapfen wir denn in den Fußtritten unserer Vorgänger, die uns bald, vom Gipfelbesuch zurückkommend, begegneten. Ein frohes „Berg Heil!" begrüßt sie, dann plaudern wir so vertraut, als hätten wir uns schon Jahre lang gekannt. Brüder aus dem Deutschen Reich sind es, die beglückt die tiefen Eindrücke schildern, deren sie auf stolzer Gipfelhöhe zuteil wurden und die ihre Herzen für die Berge und das Reich, in dem diese Berge stehen, schlagen machten. „Man muß Österreich lieben," so sagen sie, „das Land und die Leute!"

Nach dieser angenehmen Begegnung kostet es uns noch die Anstrengung einer halben Stunde, dann stehen wir auch droben. Das Ziel ist erreicht. Nach schöner Bergsitte reicht uns der Führer Steiner die Hand, die wir herzlich drücken, — ein stummer Dank für seine Ruhe, Umsicht und Besonnenheit, durch die er uns die Bergfahrt zur Quelle reinster Freude gestaltet hat. So stehen wir hier auf dem Herrn der Salzburger Berge, 3660 m über dem Adriatischen Meere. Wir verbleiben angeseilt, da dem langgestreckten Firnkamm, der in einer wohl 30 m gegen das Obersulzbachkees überhängenden Schneewächte endigt, nie ganz zu trauen ist. Der Führer läßt uns den äußersten, höchsten Punkt nicht betreten. Nun sehen wir uns ringsum. Ein unnennbares Glücksgefühl überströmt uns, wir empfinden den Flügelschlag einer Feierstunde des Lebens.

Kein Windhauch regt sich, der Himmel ist wolkenlos, die Sonne strömt wohlige Wärme herab. Die Aussicht ist unermeßlich. Zuerst fesseln uns die Eiswüsten ringsumher. Vom firnumlagerten Hochspitz des Groß-Venedigers strömen langgestreckte Gletscher nach allen Richtungen zu Tal. An ihrem Ende lösen sich aus der gefrorenen Brandung des Absturzes blitzende Silberfäden und legen sich durchs Grün des Tales: die Achen. Weiter draußen streben Kirchlein in die Höhe, umgeben von Häuslein aus der Spielwarenschachtel.

Nun schweift der Blick über die zahllosen Gipfel in der Runde. Eine Welt von Zacken und Zinnen, von Felsenschroffen und eisgepanzerten Riesen. Gebirge erheben sich über Gebirge wie Wogen über Wogen und ziehen in langen Reihen fort. Erst irrt das Auge planlos über sie hin, dann aber bleibt es an bekannten Gipfeln haften. Schweigsam und würdevoll in ihre Eismäntel gehüllt, stehen die Riesen da und schauen ernst, doch nicht unfreundlich auf den schwachen Erdenwurm, der sich in ihre Höhe wagt und dem sie so hohes Glück schenken, wenn er fern von jeder Eitelkeit sich ehrfurchtsvoll den Bergen naht. Dort im Osten ragt der König der Ostalpen empor, der Großglockner, und sein stolzes Gefolge: Kitzsteinhorn und Wiesbachhorn. Gegen Süden erblicken wir das Gipfelmeer der Dolomiten, zart rosa angehauchte Korallenriffe: die Drei Zinnen, die Tofana, die Civetto, die Marmolata mit ihrem schimmernden Firnlager, den zackigen Langkofel und die bleiche Pracht des Rosengartens. In der dämmernden Ferne jenseits der Dolomiten entdeckte man in früheren Zeiten mit wenig scharfen Fernrohren und größerer dichterischer Einbildungskraft die grauen

Flächen des Adriatischen Meeres und die aufglänzende Märchenstadt Venedig. Wie schön! Unsere jetzigen Fernrohre zeigen schärfer, dafür sieht man weniger. Wie schade! Gegen Osten lagert sich zunächst das unmittelbare Gefolge des Groß-Venedigers, der Große Geiger und die Dreiherrenspitze. Durch größere Täler getrennt, ragen die Hochzinnen der Riesenfernergruppe, des Zillertaler Kammes und des Tuxer Gebirges empor. Weit hinten blitzen vergletscherte Bergzüge, darunter der Firndom des Ortlers mit der Königspitze, am fernen Horizont die Riesen der Schweiz. Mehr gegen Nordwest streben zahllose Hörner, Spitzen und Zacken gleich Speeren, Standarten und Türmen aus der Felsenfeste Tirol. Die Kalkmauern des Karwendelgebirges und das wildzerrissene Kaisergebirge beschließen gegen Norden das Felsengewoge. Jenseits breitet sich ebenes Land und verschwimmt in blauer Ferne. Ein warmer Schauer schießt mir jäh durchs Herz. Das ebene Land ist das Land meiner Brüder, seine Bewohner sind die Treugenossen meines Vaterlandes in Not und Tod. Deutschland, du herrliches, siegesstarkes Reich, ich grüße dich aus Herzensgrund! Und weiter schweift mein Blick gegen Nordosten. Da liegt das schöne Antlitz Österreichs vor mir ausgebreitet. Nie zuvor habe ich tiefer empfunden, wie sehr ich dir, mein teures Vaterland, angehöre. Inbrünstig strecke ich die Arme aus und tiefinnerlich erneuere ich den Treueschwur zu dir! Zu meinen Füßen liegt mein Heimatsland. Ich kenne euch alle ihr verklärenden Bergspitzen, über dämmernden Schluchten und dunklen Wäldern, ihr blitzenden Wasseradern und Seen, die zu mir heraufleuchten. Durch die gewundenen Täler wandelten seit Jahrhunderten meine Väter und drückten mit starker Faust den Pflug ins karge Erdreich. Heimat, ich liebe dich, dir gehöre ich, wie du mir!

Fast zwei Stunden haben wir in beseligendem Schauen auf der Hochspitze verbracht. Da sagt der Führer: „Woach wird's, es is höchste Zeit, daß ma zruckgehn."

Ein langer Abschiedsblick ringsum, dann stapfen wir abwärts. Jeder Schritt ein Versinken in der weichen Schneemasse, begleitet vom Aufspritzen des Schmelzwassers, das sich am Grunde der Fußtapfen angesammelt hat. Am späten Nachmittage kommen wir todmüde, aber wohlbehalten wieder in der Kürsingerhütte an. Die Stunden, in denen sich uns die Hochgebirgswelt in ihrer ganzen Erhabenheit geoffenbart hat, werden uns unvergeßlich bleiben.

Konrad Lindenthaler.

Die Krimmler Wasserfälle.

Krimml mit den Wasserfällen.

Die Krimmler Ache entspringt am Krimmlerkees und stürzt gegen den Krimmler Talkessel in mächtigen, zusammen 400 Meter hohen Wasserfällen ab. Diesen verdankt das einsame Alpental seinen

Weltruf. Schon vom Dorfe aus ist der oberste Wasserfall sichtbar, doch kann man sich nur bei Begehung des vom Alpenverein hergestellten „Wasserfallweges" einen Begriff von der gewaltigen Schönheit dieser Naturwunder machen.

Oberhalb des Klockergasthauses zweigt der Wasserfallweg vom alten Tauernweg ab. Tiefe Donner, schleierhaft durch den Wald wie vom Sturm getriebener Nebel, die vom Windstoß gebeugten Fichten verkünden die Nähe des Falles. Der Weg führt in Serpentinen aufwärts und bald erreicht der Wanderer die Aussicht auf den ersten (untersten) Fall. Die Wassermasse wirft sich in gerader Richtung herab, trifft hier auf einen Felsen, um den sie weiter treibt. Der Donner, das Schaumgekräusel, die auffahrenden Staubsäulen lassen die Kraft dieses Sturzes vermuten. Die Sinne werden gefangen genommen durch den umflorenden Wasserstaub und den beklemmenden Luftdruck. Das gleiche Schauspiel, nur in veränderter Umgebung, entrollt sich den Blicken auch beim zweiten Fall. Durch die Anlage des Aussichtspunktes ist es möglich, ganz nahe an die brausenden und schäumenden Wogen heranzutreten.

Bevor wir den obersten Fall erreichen, betreten wir den Almboden der Schönangerlalpe. Man steht auf einer kleinen, von der Ache umschlungenen Rasenfläche, wo der Bach auf kurze Zeit ausruht, ehe er der Tiefe zueilt.

An Baumbeständen vorüber zieht der Weg in vielen Schleifen am Ufer des obersten Falles aufwärts, stellenweise hart an dieses herantretend. Den erhabensten Eindruck macht dieser Fall, der in majestätischer Größe, nicht durch Felsstufen behindert, über die 140 Meter hohe Wand herabrollt. Eine Wasserwolke wirft sich da über die andere in ewiger Folge und das dumpfe Tosen erschüttert die ganze Gegend. Jeder, der das herrliche Bild geschaut, fühlt bewundernd die Allgewalt dieser Naturerscheinung in seiner innersten Seele.

Nach verschiedenen Quellen.

Eine Wanderung über den Radstädter Tauern.

Wir beginnen vom Dorfe Untertauern unsere Wanderung. Es ist früh am Tage, nur die Spitzen der Kämme erglühen im Lichte der aufgehenden Sonne, von der Höhe herab weht ein kühler Wind, so daß wir uns gern in unsere Mäntel hüllen. Die Straße selbst ist außerordentlich schön, fest und trocken, eben und steinfrei. Zum Teil folgt sie den Resten der einstigen Römerstraße und unwillkürlich denkt man der Legionen, die im gleichmäßigen Schritte aus der Schlucht, die uns entgegenschaut, herauskamen; graue, mehr oder weniger verwitterte Meilensteine, mit teilweise noch leserlicher Inschrift, geben uns Kunde von diesen verschollenen Tagen.

Indem wir unsere Schritte dem Tauern zulenken, scheint ein mächtiger Felsabsturz, die Koppenwand, den Weg zu sperren. Doch wir biegen um sie herum und befinden uns im Kessel. In der Tiefe tost das Rauschen, Brausen und Zischen der Taurach und nach wenigen Schritten stehen wir am malerischen Kesselfall. Von dort zieht sich der Weg langsam immer höher, die Gegend wird stets reizvoller; links von der Straße erblicken wir waldig aufsteigende Berge, rechts einen jähen Abhang und unten rauscht die Taurach, jenseits erheben sich steil aufstrebende Wände. Oben am Kreuzbühel verengt sich die Straße wieder so sehr, daß die vom Tauern kommenden Leute glauben könnten, der Weg hätte jetzt ein Ende. Diese Enge heißt die „Zederhauser Umkehr", weil, wie der Volksmund erzählt, ein Zederhauser, der nach Salzburg wollte, dort umkehrte. Er war der Meinung, hier sei überhaupt das Ende der Welt. Nun gelangen wir zum Wasserfallbühel. Die Taurach stürzt sich an der Stelle im dreimal gebrochenen Fall schäumend in den tiefen Kessel. Unten im Abgrund liegen Felsentrümmer, Baumstämme und Holzsplitter wirr durcheinander. Mit einem Male ändert die Gegend ihr wildes Aussehen; aus der Felsenenge heraus kommen wir in das sonnige, freundliche Hochtal der Gnadenalpe. Ein weiter Talkessel breitet sich aus, vollkommen eben, von einzelnen Sennhütten belebt; still fließt die Ache durch die grünen Matten und allenthalben ertönt das Gebimmel der weidenden Herden.

Am linken Berghang steigt die Straße aufwärts und wir kommen zur „Weißen Lahn". Wenden wir unseren Blick gegen Norden, so bietet sich uns ein herrliches Bild; dessen Mittelpunkt nimmt die Gruppe des Dachsteins mit der zweispitzigen Bischofsmütze und der hohen, scharfen Pyramide des Thorsteins ein.

Bald betreten wir jetzt den obersten Talkessel, das Tauernkar. Einsam wird die Gegend, spärlicher die Pflanzenwelt, die Stille wird nur unterbrochen durch das Rauschen des Bergbaches.

Eine Wegsäule deutet mit ihrem Arme zur Rechten der Straße auf einen schmalen Fußweg, wir lesen: „Zum Johannsfall". Nach wenigen Minuten haben wir ihn erreicht. Die Taurach bricht aus einem tief ausgewaschenen Felsengraben hervor und wirft ihre Fluten über die senkrechte Wand in den Abgrund. Kaum vernimmt man ein dumpfes Getöse, denn schleierartig zerteilt, einem Staubbache gleichend, sprüht das Wasser in die Tiefe.

Immer steiler steigt die Straße an und immer schärfer bläst der Tauernwind. Am Abhang blühen farbenglühende Alpenrosen und schöne Zirben umsäumen am Wege das Bild des Gekreuzigten.

Endlich ist die Höhe erreicht. Dort angekommen, ladet uns das Einkehrgasthaus Wiesenegg zum Besuche ein. Es ist ein großes, geräumiges Gebäude, das in den letzten Jahren im Innern, den Anforderungen der Zeit gemäß, erneuert wurde. Im Jahre 1526 erbauten die Brüder Wiesenegger das alte „Tauernhaus" und viele, arme Reisende, die besonders zur Winterszeit ganz erschöpft dort ankamen, fanden hier unentgeltliche Aufnahme und Pflege. Im Hause erinnern die eingewölbten, großen Säle, die eingemauerten Wappensteine und alten Inschriften an die Geschichte dieses Geschlechtes. So lesen wir auf einer Marmortafel im Vorhaus:

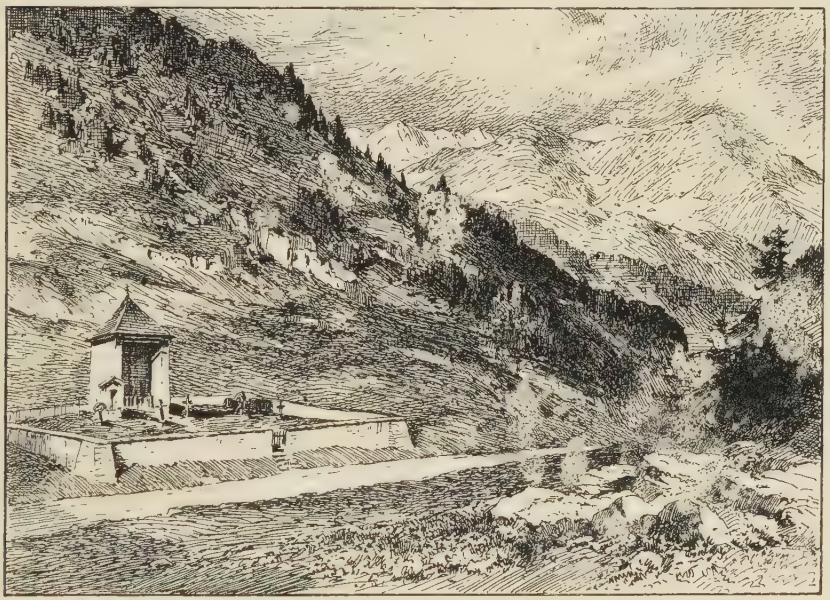
Vbermvet — Vnfals Vrspvng
Vnd Hohfart Viler Ybl Anfang.
Wolfgang Wisenecker — MDLXIIII.

Unfern dem Tauernhause steht ein freundliches Kirchlein, das ein prächtiges Altarbild enthält. Ziehen wir hinauf an jene Scharte, von deren Höhe eine Kapelle herüberwinkt. Dort ist der Tauernfriedhof, auf dem nur die Toten vom Tauernhause und verunglückte Wanderer begraben wurden. Kreuze und Grabhügel sind viele zu sehen, manchmal

zeigt nur die Erhöhung der Erde an, daß hier ein armer Tauernwanderer seine letzte Ruhestätte fand.

Gleich darauf gelangt man zur Tauernhöhe 1785 m; hier ist die Grenze zwischen dem Pongau und Lungau sowie die Wasserscheide zwischen Enns und Mur.

Dem Freunde der Pflanzenwelt bietet sich auf dieser Höhe ein unvergleichlicher Anblick, denn ein bunter Teppich der herrlichsten Alpenpflanzen liegt ausgebreitet vor seinen Füßen. Die leuchtenden



Der Tauernfriedhof auf dem Radstätter Tauern.

Blüten der Alpenrosen überziehen das graue Gestein, den Samtpolster der Trift schmücken tiefblaue Glockenblumen und zarte Dolden der Steinbrecher, glockige Enziane wechseln mit den weißen Sternen der Silberwurz, während der blaue Eisenhut und der weiße Germer vornehm auf das bleiche Brillenschöttchen und das goldige Habichtskraut herabsehen.

Wir eilen die Scharte hinab über den steilen Petersberg und erreichen in einer halben Stunde das Gasthaus am Schaidberg. Auf der Strecke weiter wandernd, kommen wir zur Judenlahn und dann in

den Bereich des verrufenen Breitlahngrabens. Dieser Teil des Weges ist für den Reisenden im Winter sehr gefährlich und die zahlreichen Marterl erinnern, daß hier ein Mensch von einer Lawine lebendig begraben, ein anderer dem Schneesturm erlegen oder durch einen niedergehenden Felsen zerschmettert wurde.

Beim ehemaligen Blockhaus vorüber betreten wir die hochgemauerte Bergbrücke und eilen nun dem Fuße des Tauern zu, bis wir endlich im Dorfe Tweng das Ziel unserer Wanderung erreicht haben.

Nach L. Kürfinger, „Lungau".

Was der Tauernwegmacher erzählt.

In der Mundart des Lungaues.

„Heute ist es schon furchtbar schwül," bemerkte der eine der beiden Wanderer, die rüstigen Schrittes der Höhe des Radstädter Tauern zustrebten. Als sie an den Wetterlöchern vorbei kamen, blies ein warmer Wind aus diesen und der Steinklopfer am Wege machte sie aufmerksam, daß es heute gewiß noch ein schweres Wetter geben dürfte. Es dauerte auch nicht lange, so „walgten" vom Pleißlingkarl drohende Nebel herein und herunter und ein fürchterliches Gewitter brach los. Zum Glück befand sich in der Nähe ein Wegmacherhäuschen; dessen Insasse lud die Wanderer freundlich zum Unterstand ein. Bei dem Tosen, Krachen und Heulen des Wetters meinten sie, der Aufenthalt auf der Höhe müsse doch schrecklich sein. Es würde sie nicht wundern, wenn er den beschwerlichen und gefährlichen Posten gern mit einem ruhigeren vertauschen möchte. Da schmunzelte der freundliche Alte und begann, bequem auf den Herd sich hinstreckend, zu erzählen:

„So a Dunnawetta, wia mas hiazt draußd'n häm, schreckt koan Tauanwegmächa; ös geaht huschö[1]) uma, nächha scheint d' Sunn wida und d' Ströß'n tricket glei wida. In Summa is auf'n Tauan herom a woltennö Freid. Äwa im Winta wollt is neamd rot'n, der nöt a eisanö Natur hot, mit'n Tauan Bikanntschaft z'moch'n. Mia Tauanwegmächa san dös Wetta schon g'wehnt, wenn ins a glei iawada mal dö Schiachn angöhn möcht.

Oft kennma Täg und Nächt in koan Bett, bäl da Tauan zue is. Do hoaßt's den haushoach ang'waht'n Schnea ausschöpf'n, daß dö Post durchkonn, un wanns na wos hälf! Kleb'n[2]) is d'Ströß'n ausg'schöpft, fangt's af's noi z'schneib'n und z'wah'n an und dö Wegmächa kinnen's sö dö Grippen[3]) z'amschind'n.

Schwitz' mogst wia a Pudl und zam dem g'froißt oan Pfoad auf d'Haut on und nach sö a Weil, werst ganz starch[4]) voll Költe. Irwad amol keman

[1]) schnell. — [2]) nahezu. — [3]) den ganzen Körper. — [4]) starr.

ganz zog[5]) Viechtreiba daher und holtn[6]) on, ma soll'n eahna helf'n, weils mit'n Viech neama weita kinnan. Dös armö Viech! Bis af'n Buckl stöckt's in Schnea, mog frei neama dalechez'n[7]), 's Toal blächt[8]) voll Költn und Huma[9]). Gar est[10]) bäl ma an Handwerksbursch'n oder an ormen Reis'nd'n find'n, der va lauta Schlecht'n[11]) neama weita konn. Höma eana öntla in da Hütt'n, lob'n[12]) und bitraima's[13]) wia ma no kinnan, wonn ma glei selm nöt viel ham.

Dö Kältn, dö Massa Schnea, dö Schneagwah'n war'n nu lang nöt 's Gfährlichsti, bäl owa a Lanßwind[14]) geaht, Buam, no megst spitz'n, daß enk da Boanlkroma[15]) nöt ban Fräck nimmt.

Do hän mä amal entan Tauan bam Schoadberg af da Lungaua Seitn Schnea ausschöpf'n müass'n. G'schwitzt ham ma wia dö Naarn, grod ham ma ins a weng donigsetzt ins Jausna, macht's talengs[16]) an Dunnara, an Krächa und an Räffla und eahnda ma's Kreuz heat moch'n kinna, hat's ins schon hing'haut und is a'gfahr'n mit ins, älls is drunta und driwa gängä.

An Aug'nblick bi i wohl zu mia selwa kiema und da ha is dakennt, daß i in an Lahn steck, nocha bin i glei wieda blead[17]) worn. Dös war nu lank bössa gen als dö Angsten, do is aussteahn ho' müass'n, als i entla wieda za Vernunft bi kemma.

Eing'schrauft und einklemmt bin i enk gwen, daß i mi nöt riegeln ho kinna und Schnauf'n is ma a wollt'n härt ankemma.

I hon scho Roi and Leid g'mächt und ho mi af Ploan[18]) valobt. Da hee'n i af amol pickl'n und schärutz'n und na a Weil is Licht worn. I hon gmoant, i bin a Ewikeit in da Lahn g'steckt, daweil was no drei Stund g'wen, sita i dö Kameräden gheet hon. Os hat na u lank dauert, bis ma los san woarn, bis af d'Fers'n ham's is ausgrob'n mü'an.

Mia ha'm nu a groaß Glück g'hobt, wia völ Kameräden hat ma toad aus Schnea und Lahn außa grob'n oda go erst in Laaßig[19]) g'fund'n. Gott gib eahn dö ewi Ruah!

So, hiazt scheint d'Sunn wieda schean, laßt enk schea Zeit und laß'st enk in Tauan nöt vadriaß'n."

[5]) verzagt. — [6]) ersuchen. — [7]) schwer atmen. — [8]) brüllt. — [9]) Hunger. — [10]) erst. — [11]) Erschöpfung. — [12]) laben. — [13]) betreuen. — [14]) Föhn. — [15]) der Tod. — [16]) plötzlich. — [17]) bewußtlos. — [18]) Plain. — [19]) Frühling.

Eine Perle der Gotik.

Etwa eine halbe Stunde vom Markte Tamsweg steht auf einem Vorhügel des Schwarzenberges das bewunderungswürdigste Bauwerk des Lungaues, die Wallfahrtskirche St. Leonhard. Das Goldnetz der Sage umwebt die Gnadenstätte. Dreimal erschien, trotz mehrfacher Sperre, das Bild des hl. Leonhard aus der Pfarrkirche von Tamsweg an diesem Orte, um zu zeigen, daß der Heilige dort verehrt sein wolle. Als man den Bau der Kirche begann, kamen aus einer nahen Felsenhöhle zwei stattliche, schwarze Ochsen, die treffliche Zugdienste leisteten. Nach Vollendung des Baues verschwanden sie für immer. Einmal wird der Preberſee austreten und den Gau schrecklich überfluten. Nach Ablauf der Gewässer wird man auf dem Leonhardsberg eine goldene Egge finden, aus deren Erlös aller Schaden gutgemacht werden kann.

Die Kirche ist von hohen Schutzmauern mit noch wohl erkennbarem, einstigem Wehrgang, mit Torbogen, Blockhaus und Wartürmen umschlossen, denn die Kirche sollte den Bewohnern des Marktes Schutz bieten vor dem Andringen der türkischen Horden, die des öfteren auch den Lungau bedrohten.

Durch ein großes, hochgewölbtes Tor betritt man den mauerumschlossenen Raum um die Kirche. Sie ist in den Jahren 1421—1433 größtenteils aus Tuffstein im gotischen Stile erbaut worden. Den Seitenkapellen, Vorhallen und Stiegeneinbauten verdankt ihr einziges Schiff eine große Wirkung. Der Chor schließt achteckig, ein Sterngewölbe schmückt ihn, auch die Decke des Langhauses hat sternförmige Rippen. Schön gearbeitet ist der Triumphbogen und die durchbrochene Brüstung des Sängerchors. Dazu kommen das stilgerechte Portal und die in ihrer ursprünglichen Gestalt erhaltenen Fenster. Diese prangen noch zum Großteil in dem Farbenschmucke der alten Glasgemälde.

Am Hochaltar erblickt man die Gestalt Gottvaters, in dessen langem Bart ein zweites Gesicht zum Vorschein kommt, das Porträt des Bildhauers. An dem rechtsseitigen Wandpfeiler neben dem Hochaltar steht das wundertätige Bild des hl. Leonhard, aus Holz geschnitzt, von einer goldenen Krone gekrönt, während Stab und Kette aus Silber geformt sind. Die zahllosen Votivbilder an den Wänden legen von der Verehrung dieses Heiligen Zeugnis ab. In der Laurentiuskapelle steht ein Betstuhl, ein Meisterwerk der Bildhauerkunst des 15. Jahrhunderts. Die vielen Säulen und Pfeiler, die Figuren und durchbrochenen Spitzbogen sind ein Abbild der Baukunst jener Zeit im kleinen.

St. Leonhard bei Tamsweg.

Auf dem Musikchor trifft der Besucher zwei große Gemälde des Lungauer Malers Lederwasch. Das eine stellt eine entsetzt fliehende Menge dar, unter der Papst und Kaiser sich besonders kennzeichnen, hinter ihr steht der Tod als Pfeilschütze und versendet seine verderbenbringenden Geschosse; das andere ungemein figurenreiche Bild bringt Szenen vom jüngsten Gericht.

Endlich bildet noch der Kirchturm, der quadratisch in fünf Geschossen zur schlanken Spitze ansteigt, ein Meisterwerk der Baukunst.

Das herrliche Bauwerk schuf Peter Harperger aus Salzburg; es wurde am 14. September 1433 vom Bischof von Chiemsee Johann Ebser eingeweiht. Sein und des Erbauers Bilder sind noch an den Wänden der Kirche gemalt zu sehen.

Nach verschiedenen Quellen.

Wind und Wetter in der Heimat.

In den nächsten Tagen haben wir das liebliche Pfingstfest. Alles sehnt sich hinaus aus „der Straßen quetschender Enge" in die im herrlichsten Frühlingsschmucke prangende Natur. Die Wetterfrage ist in diesen Tagen von besonderer Bedeutung; die Leute umstehen daher das Wetterhäuschen, beobachten genau die Zeigerstellung der Apparate und gehen erfüllt von der Erwartung eines prächtigen Pfingstwetters von dannen. Auch andere Zeichen scheinen dies zu verbürgen, der Staufen hat keine Haube, der Paß Lueg zeigt keinen Mitternebel und der Kapuziner an der Wetterfahne des Klosters wendet der Stadt den Rücken zu.

Wie gestaltet sich nun in unserer Heimat Wind und Wetter im Laufe des Jahres? Um das zu erzählen, gehört freilich eine Vielheit trockener Zahlen dazu, die aber in ihrem Zusammenhange doch wieder ein anziehendes Bild von den bestehenden Witterungsverhältnissen geben.

Salzburg ist verhältnismäßig warm. Die mittlere Jahrestemperatur, beeinflußt durch die feuchtwarmen Nordwestwinde, beträgt bei einer Seehöhe von 430 m 7,9° C.[1]), dies ändert sich mit der Höhenlage und der Einwirkung örtlicher Verhältnisse. So haben die Orte: Abtenau (710 m) 5,2°, St. Johann (595 m) 6,6°, Zell am See (754 m) 5,7°, Mitterfill (780 m) 5,0°, Radstadt (856 m) 5,6°, Badgastein (1023 m) 5,4° und endlich Tamsweg (1020 m) 4,1° Jahresmittel, in letzterer Zahl spricht sich der ganz kontinentale Charakter des Lungaues aus.[2])

[1]) Bei Temperaturangaben sind stets Celsius-Grade zu verstehen. — [2]) Der 3103 m hohe Gipfel des Sonnblicks trägt auf seiner Spitze das Zittelhaus, dort wurde 1886 die höchste Wetterwarte Europas eröffnet. Täglich findet eine dreimalige Ablesung der Instrumente statt, um 7 Uhr früh, um 2 Uhr nachmittags und um 9 Uhr abends. Die Ergebnisse werden nach Rauris telephoniert und von da auf telegraphischem Wege nach Wien befördert. Die kältesten Wintermonate hatten auf dem Sonnblick eine mittlere Monatstemperatur von — 15° und — 17° C, die äußersten Kältegrade betrugen etwas unter — 30°, die höchsten Temperaturen waren 9—10° über Null.

Die Durchschnittstemperaturen in den einzelnen Jahreszeiten weisen in Salzburg folgende Ergebnisse auf:

Winter —1,5°, Frühling 8°, Sommer 17°, Herbst 8,3°, im Pinzgau (770 m) haben wir: Winter —5,4°, Frühling 5,7°, Sommer 14,8°, Herbst 6,2°, Jahresmittel: 5,3°. In Tamsweg beträgt die mittlere Wintertemperatur —6,6°, die mittlere Jännertemperatur —8,2°, während letztere in Salzburg nur —2,4° aufweist. Durch das nach Osten sich öffnende Murtal können die kontinentalen Luftströmungen eindringen, woselbst die an sich kalte Luft in den Talbecken sich ansammelt und weiter erkältet. So sinkt die Temperatur in Tamsweg im Jänner jedes Jahr auf —24°, alle drei oder vier Jahre sogar unter —30°. Die Kälte hält im Frühjahre sehr lange an, erst im Juni bleibt das Monatsminimum über 0°.

Betrachten wir die Temperaturgegensätze, so entfällt in Salzburg das durchschnittliche Minimum von —14,7° auf den Jänner, das Maximum mit 30,6° auf den Juli; eine besondere Ausnahme machte das trockene Jahr 1911, da zeigte das Thermometer am 28. Juli 38,9°, die mittlere Jahrestemperatur betrug 9,4°.

Eine eigenartig klimatische Erscheinung des Gebirges, die aber auch in den Bergen des Vorlandes zu beobachten ist, besteht in der sogenannten „Temperaturumkehr". Ihre Erklärung findet sie im folgenden. Die Talsohlen sind nach allen Seiten gegen einen freien Luftaustausch abgesperrt; die kalte, schwere Luft kann ungehindert von den Hängen abfließen und sich im Talgrund ansammeln, hier erkaltet sie durch Ausstrahlung weiter. Den Hängen dagegen strömt aus den höheren Schichten Luft zu, die an und für sich wärmer ist als die durch Ausstrahlung erkaltete Luft und die sich auch noch durch das föhnartige Herabstürzen mehr erwärmt. Im Tale bildet sich nun ein Kaltluftsee, der bei ruhigem, klarem Wetter den ganzen Winter den Talgrund ausfüllt, während sich die in das Gebirge hinansteigenden Täler einer wesentlich milderen Wintertemperatur erfreuen. Darin finden wir aber auch die Erklärung des Sprichwortes: „Steigt der Bauer um ein Stock, wird es wärmer um ein Rock". In Neukirchen im Pinzgau wurde im Jänner 1888 auf den Gehängen eine Temperatur von —5,8°, zwanzig Schritt tiefer —6,5° und in der Talsohle 40—50 Meter tiefer —9,3° verzeichnet. Gegen Februar läßt die relativ hohe Temperatur auf den Höhen nach und die Abkühlung schreitet sehr rasch nach der Tiefe fort, je mehr man sich dem Frühjahr nähert.

„Z Lichtmeß'n geht die Kälten auf die Berg," sagen die Bauern. In allen Tälern, wo regelmäßige Temperaturumkehr eintritt, wird dieser Umstand praktisch ausgenützt, und zwar in der Weise, daß sehr viele Bauernhöfe und ganze Ortschaften in beträchtlicher Höhe der Gehänge angelegt sind, aber auch die Ansiedlungen in der Niederung den Talsenken ausweichen und womöglich Anhöhen aufsuchen.

Frosttage zählt man in Salzburg durchschnittlich 81, es sind das jene, an welchen das Thermometer unter 0° zeigt, in St. Johann sind deren 125, in Zell am See 130, in Rauris 146. Die frostfreie Zeit beginnt im Vorland durchschnittlich anfangs April und endet mit Beginn Novembers, so daß also auf das Jahr etwa 215 frostfreie Tage entfallen. Im Gebirge fängt sie im Haupttale durchschnittlich in der zweiten Hälfte April an und dauert bis Mitte Oktober, während im Lungau die Frostperiode in der Regel in den Mai hineinreicht und im September wieder einsetzt.

Das bei Salzburg nach Nordwesten hin sich erweiternde Tal steht mit seiner Mündung gerade den Hauptregenwinden entgegen. Die feuchten Luftmassen strömen durch die weite, trichterförmige Talöffnung ungehindert ein, kühlen sich beim Aufsteigen ab und geben hier ihren reichlichen Wassergehalt größtenteils ab. Die Niederschlagsmenge beträgt für Salzburg im Mittel pro Jahr 1358 mm, die höchste Niederschlagssumme betrug in den Beobachtungsjahren von 1872—1900 1750 mm, die geringste 1027 mm, eine besondere Ausnahme macht das Jahr 1911, wo sie nur 901,4 mm erreichte.

Die Niederschlagsmenge weist in St. Johann 1040, in Zell am See 975, Krimml 1121, Rauris 882, Gastein 1051 und Tamsweg 758 mm auf. Der Lungau ist überhaupt niederschlagsarm, so fällt in Salzburg im Dezember allein soviel Niederschlag wie im Lungau im ganzen Winter. Die mittlere Zahl der Niederschlagstage beträgt für Salzburg 168, für Zell am See 132, Krimml 148, Rauris 132, Tamsweg 119. Die mittlere Zahl der Gewittertage ist für Salzburg 21, für Zell am See, Rauris und Gastein 18, für den Lungau 16. In Salzburg rechnet man durchschnittlich 41 Tage mit Schneefall, in Zell am See 30, in Krimml 46, in Rauris 58, in Gastein 50. Man kann sagen, Zell am See ausgenommen, kommen im Pinzgau in allen Monaten und allen Orten Schneefälle vor. Im Lungau ist die Zahl der Schneetage sehr hoch, von 21 Niederschlagstagen sind im Winter 17 Schneetage, im Frühling von 30 deren 12, im Herbst von 28 deren 11 und

selbst im Sommer sind in Tamsweg von den 40 Niederschlagstagen 4 Schneetage.

Die Feuchtigkeit der Luft ist sehr groß und erreicht um Salzburg im Mittel 82%, in ihr liegt die Ursache eines reichlichen Taues, was im Sommer die Fruchtbarkeit und den Graswuchs ungemein befördert. Das saftig frische Grün unserer Wiesen hält wohl einen Vergleich aus mit dem Grün Irlands, der Smaragdinsel.

Die heiterste Jahreszeit ist im Vorland der Herbst, im Gebirge der Winter. Die Zahl der Nebeltage beläuft sich in Salzburg durchschnittlich auf 45, davon entfallen auf den Herbst und Winter 41, besonders nebelreich ist das Becken von Zell am See, man zählt dort 89 Nebeltage.

Das Salzburger Vorland kennzeichnet sich als sehr windig, denn im ganzen entfallen auf das Jahr nur 60 windstille Tage. An den 305 Windtagen herrscht an 124 der Nordwestwind; im übrigen verteilen sich die Winde nach den Himmelsrichtungen im Laufe des Jahres folgenderweise: Nordwind 1, Nordost 10, Ost 0,9, Südost 43, Süd 64, Südwest 38, West 22. Besonders beliebt ist der Schönwetterwind, von den Leuten auch Halleiner- oder Luegwind genannt. Es ist ein Talwind, der im Sommerhalbjahr an schönen Tagen in den späten Vormittagsstunden einsetzt, nachmittags die größte Stärke erreicht und gegen Abend wieder aufhört. Der Schneefresser Föhn tritt als Südwind ziemlich häufig auf, doch nicht so stürmisch wie in den Tälern südlich des Tauern.

„In Salzburg regnet's so immer!" das ist die ständige Redensart, die hauptsächlich von den Fremden so oft gehört wird. Es kann 8, sogar 14 Tage ununterbrochen schön sein; am ersten Regentage nun kommt der Fremde nach Salzburg, erwartet selbstverständlich schönes Wetter und in seiner Enttäuschung verbreitet er überall die Kunde von dem „berühmten Salzburger Schnürlregen". Doch ist der Vorwurf ungerecht, denn regnet es in Salzburg, so regnet es in der Regel in ganz Südbayern, Nordtirol und im Salzkammergut im gleichen Maße, während wir oft lange Trockenperioden haben, die freilich nicht immer in die Reisezeit fallen.

Nach Dr. A. Feßler, „Klimatologie von Salzburg".

Salzburg in der Eiszeit.

Für das Hochgebirge ist wohl nichts charakteristischer als die Gletscher. Wie aus einer anderen Welt schauen sie in die grüne Niederung der Täler herab. Sie endigen im Bereiche blühender Alpenweiden oder des Waldes. Es ist die Lage der Schneegrenze, die das Dasein dieser Eisströme bedingt, jenes Höhengürtels, oberhalb dessen im Laufe der Jahre mehr Schnee fällt, als abschmilzt. So sammeln sich hier große Schneemassen an und sie müßten über alle Berge wachsen, wenn sie nicht allmählich, zu Firn und Eis verdichtet, unter dem Druck der eigenen Schwere ins Fließen gerieten. Sie strömen aus dem Sammel- oder Nährgebiet talab in die wärmeren Luftschichten unter der Schneegrenze, das Abschmelz- oder Zehrgebiet. Die Schnelligkeit des fließenden Wassers ersetzt der Gletscherstrom durch größere Tiefe und Breite. Mit ihm wandert der Schutt, der von den umgebenden Hängen auf den Gletscher gefallen oder bei der Bewegung vom Felsgrunde losgebrochen; am Rande der „Zunge" bleibt er liegen, wallförmig gehäuft zu End- und Ufermoränen.

So wie die heutigen Gletscher von der Lage der Schneegrenze abhängen, war diese auch maßgebend für jene ungleich gewaltigere Vereisung der Eiszeit. Heute liegt die Schneegrenze am Hauptkamme der Ostalpen bei etwa 3000 m, damals lag sie um rund 1200 m tiefer. Bis unter die heutige Waldgrenze herab waren also die Zentralalpen ein Stapelplatz der Schneemassen. Wo die seitlichen Schranken fehlten und der Gletscherstrom auf eine freie Fläche hinaustrat, wie im nördlichen Alpenvorland, da floß das Eis fächerförmig zu einem flachen Kuchen auseinander, der weithin in allmählich abnehmender Mächtigkeit die Unterlage bedeckte, einen großen Bogen vor das Gebirge spannend, dem er entstammte.

Östlich vom Inngletscher lag jener der Salzach. Auch hier legte sich vor den Ausgang des Tales ein großer Vorlandgletscher. Seine Randmoränen ziehen in etwas spitzerem Bogen südlich von Burghausen vorbei und schließen nächst Traunstein im Westen, Steindorf-Plainfeld im Osten an das Gebirge. Sanft erhob sich der Eisfächer zu

seiner Spitze in rund 1000 m Meereshöhe über Salzburg, um dann in den Hauptgletscherstrom des Salzachtales überzugehen. Dieser Hauptgletscher griff einerseits in die Niederung des Berchtesgadener Landes über, soweit es nicht von eigenen Gletschern erfüllt war, stülpte sich anderseits in die Abtenau und trat hier in Beziehung zur Vergletscherung des Salzkammergutes. Im Pongau sprechen die Anzeichen für eine obere Gletschergrenze bei etwa 2000 m. Der Wagreiner Sattel lag jedenfalls viele hundert Meter tief unter dem Eise, das hier eine weitgedehnte Senkung des Gebirges einnahm, aufgestaut durch die Schranken der Kalkalpen, Hochkönig und Tennengebirge. Nach Westen stieg die Eisfläche sanft in die Gegend des Zellersees, wo sie sich ins Glemmtal und das Saalfeldner Becken verzweigte, während ihre Hauptzuflüsse südlich aus den Tauerntälern kamen. Die Schmittenhöhe (1968 m) war vermutlich noch vom Eise überflossen, der Hundsstein (2116 m) dürfte als einsamer, beschneiter Buckel vorgeragt haben. An der nördlichen Seite des Ober-Pinzgaues überhöhte das Salzacheis die meisten der flachen Sättel gegen das Glemmtal, einen sehr mächtigen Strom aber gab es über den Paß Turn (1273 m) in das Kitzbühler Achental ab. Bei Krimml erreichte der Salzachgletscher 2200 m Oberflächenhöhe. Aus der Krimmler Gegend nach Süden hätte man sehr bequem, mit etwa 2% Neigung, zur Birnlücke (2671 m) wandern und jenseits in schier endloser Gletscherfahrt, ungefähr 230 Kilometer, nur selten durch Eisbrüche behindert, über den Rienz-, Eisack- und Etschgletscher bis in die Poebene gelangen können. In der Gipfelregion der Hohen Tauern geht die Oberfläche der eiszeitlichen Vergletscherung bei etwa 2700 m in die der heutigen über.

Im Saalfeldner Becken hatte auch der Saalachgletscher seinen Ursprung, dem bei Lofer (Eishöhe etwa 1300 m) und Unken die Abflüsse von Waidring her zuflossen. Er stieß nördlich von Reichenhall, beiderseits des Högelberges, zum Vorlandeis des Salzachgletschers.

Aus „Die eiszeitliche Vergletscherung der Alpen" von R. v. Klebelsberg.
(Z. d. D. u. Ö. A. V.)

Volksleben und Volkswirtschaft.

Da Brotträga-Simmerl.

Da Brottraga Simmerl, a guada Sechzga, kraukt mit sein Brotkorb auf'n Bugl schön langsam auf da staubig'n Straß' daher, a Hitz hat's wiar an Bachof'n, himarigsmal spreizt a sein Korb a wenig auf's Glanda, wischt sö ön Schwitz a und schnauft sö a Zeitl aus. Aft nimmt a sei kurz Pfeif'n-Gsteamal aus'n Rocksack außa, blast amal fest durchi, daß's an Zug kriagt, ziagt sein Tabagbeutl füra, dena hint ön Hos'n-ream ei'zwengt hat, und raukt sö oans an. Für an so an alt'n Mann is halt a guat's Pfeiferl Tabag fast g'sünda wia dö reinste Luft, dös gleicht'n wieda aus mit alle Müasaln, mit alle Plagareien, dö a in seine alt'n Tag nu mitmacha muaß, wann nur 's Pfeiferl brinnt, da blast as aft außi, was'n hoamli druckt unterm Brustfleck, nau und nachad geht's halt wieda dahin in Gottes-Nam. Da kimmt eam nach an Zeitl da Kohlnbrenna Hiasl nach, der als e lare z'ruckfahrt mit sein Kohlnwag'n. „Ja," sagt a, da Hiasl, „nau, was is's, magst di auffitz'n, wird ca taug'n deine alt'n Hax'n, geh' her da und huck di aufa! Oh . . . !" „Ja, bitt gar schön," moant der Simmerl, „bin aber i froh, daß i mia a weng afhucka kann, wöll'n e schon neama recht weida meine rach'n Füaß; so i sitz schon. Ja, dös taugt ma, vagelts Gott, tausendmal; vagelts Gott!" „Wüah!" schreit da Hiasl, und aft geht's wieda weida. Und wia's a so beinand huckan auf'n Kohlnwag'n, kemans üba allerhand z'red'n, dö zwoa alt'n Kund'n. „Mei Gott!" sagt a da Simmerl, „'s is halt a hells Kreuz mit Dam, wann ma alt wird, vor etla Jahrln, ja, da bin i nu um häufti frisch g'wen, da war' i nu üba neun Zäun g'sprunga, do hiatzt treibts ma's schon manigsmal sauba an, daß i frei oft mein schwar'n Buglkorb nimma datrag'n kann!" „Jessas!" schreit da Kohlnbrenna Hiasl, „grad schau'r i a so, du hast ja nu allweil dei schware Kraxn auf'n Bugl, so tuas do aber, kannst di ja sunst net ausrast'n!" „Ja, so," moant da Simmerl, „ja, ja, warst d' wirkli so guat und lassad'st ma mein Korb a aufleg'n!"

Aus „Salzburger Nockerl" von Otto Pflanzl.

Wenn da Lassöng kimmt.

In Pongauer Mundart.

Wia schö is, wan da Lassöng[1]) kimmt
Und d'Sunn en Schnee und 's Eis wegknimmt,
Dös easchtö Bleamal fühagugg[2]),
Raouch dem ma long scho umalugg!
Des wiascht so saouftig[3]) und so woach
Und d'Wies'n grea, dö zeascht[4]) so bloach;
Da Baouch[5]) gschwöt[6]) a so kräftög oo,
Denn's Fruajaouh kimmt mit Hauf'n schoo.
En alla Früa da Gugu schreit
Und d'Vögei, dö sand a böreit;
All's singt und pfeift und kraht dabei,
Denn heunt is jao da easchtö Mai!
Und heunt dös easchte Moai[7]) — dö Freud!
Ma häscht dö Glogg'nkua so weit,
Dö Küa und Gamp'n[8]) suach'n 's Graous[9])
Und schpringen lustög uma baous[10]).
Dö Bam, dö wean schö langsam grea,
Ös tuat eah gaou[11]) so woi dös Blea[12]).
Und d'Vögei find'n Schutz und Naiöst[13])
On Bam, ba Blüa und Blad und Öst.
Ast gaiö'[14]) ausa en da Früa,
Daou hä i surma fleißög wia;
Dö Imp und Humö sand en Flug,
I woit[15]), daß mi so emsig trug! —
Gu! losts! Wea juchözt durch'n Woaid?[16])
I woaß, dö Hoizknecht keman hoid;[17])
Sö homt zur Arbat Lust und Schneid
Und singa teans vo lauta Freud.
Die Fröhlichkeit störkt's Menschenheaschts
Und zoicht an schnurstracks himöwäaschts
Zon Schöpfa; eahm vageß ma' nit —
Mia teant dö Pflicht und gnuag damit!

Marie Uray.

[1]) Frühling. — [2]) hervorguckt. — [3]) saftig. — [4]) zuerst. — [5]) Bach. — [6]) schwillt an. — [7]) das erstemal. — [8]) Jungvieh. — [9]) Gras. — [10]) baß, freudig. — [11]) gar. — [12]) Blühen. — [13]) Nest. — [14]) geh ich. — [15]) wollte. — [16]) Wald. — [17]) halt.

Salzburger Marmor.

Unter den Mineralschätzen unseres Landes spielt der Marmor in der Industrie Salzburgs eine beachtenswerte Rolle. Die großen, altbekannten Marmorbrüche am Untersberg sind uralte Betriebsstätten. Die dort ausgegrabenen Werkzeuge und Münzen, die aus Untersberger Marmor angefertigten alten Denkmäler und Meilensteine berechtigen zu der Annahme, daß bereits die Römer aus diesen Brüchen ihr Baumaterial gewonnen haben.

Aber auch der schöne, buntfarbige Marmor, wie ihn Adnet im Lienbach-, Urbano-, Schnöll-, Scheck- und Kirchenbruch liefert, wurde seit Jahrhunderten zur Ausschmückung von Kirchen, Palästen und Herrensitzen verwendet.

Von den kunstsinnigen Erzbischöfen Salzburgs wurde eine große Zahl von Denkmälern und Bauten aus Untersberger Marmor errichtet; die hervorragendsten darunter sind die Vorderseite des Domes, der Hofbrunnen, die Pferdeschwemmen am Kapitel- und Sigmunds-Platz, die Bildsäule des hl. Sigmund in der Nische über dem Ausgang des Neutors, die Marmorgruppen, Vasen und Balustraden im Mirabellgarten, sowie das mit reizenden Kinderfiguren von Rafael Donner geschmückte Stiegenhaus im Mirabellschlosse. Doch auch das wohlhabende Bürgertum vergangener Zeit liebte es, diesen schönen Stein bei seinen Bauten im reichen Maße zu verwenden; Marmorstiegen und Geländer, Säulen und Hausbrunnen, insbesondere die prächtigen Torumrahmungen, wie wir sie in der Getreidegasse, Sigmund Haffnergasse, am Ludwig Viktor-Platz und anderen Orten treffen, geben davon Zeugnis.

Die Verarbeitung des Marmors erfolgt in unserem Lande teils im Großbetriebe, teils handwerksmäßig. Die beiden großen Unternehmungen hiefür sind die Aktiengesellschaft für Marmorindustrie Kiefer in Oberalm und das Baron Mayr-Melnhoffsche Marmorwerk in Parsch. Diese liefern in größter künstlerischer Vollendung ihre Arbeiten nicht nur nach allen Gebieten Österreichs, sondern auch nach Deutschland, England, Frankreich, Rußland, Bulgarien, Rumänien, in die Türkei,

selbst nach Ägypten, Nord- und Südamerika. Viele Staats- und Gemeindebauten des In- und Auslandes, wie Museen, Parlamente, Rathäuser, Universitäten, tragen Salzburger Marmor als edlen Schmuck. Ebenso wurden zahlreiche Altäre und Kanzeln in Kirchen und Klöstern, großartige Brunnen und herrliche Denkmäler aus dem heimischen Produkte geschaffen. Die Marmorwaren-Industrie wird überdies als Kunstgewerbe von einigen Salzburger Steinmetzmeistern mit rühmlichem Erfolge betrieben. Doch nicht allein die großen Werksteine und Platten finden ihre Verarbeitung, auch die Marmorabfälle werden zu Mosaikarbeiten benützt.

Eine einst schwunghaft betriebene Hausindustrie war die Herstellung der kleinen Marmorkugeln, des bekannten Kinderspielzeuges. Diese werden in den Kugelmühlen am Fürstenbrunnen in Größen von 6—70 mm Durchmesser angefertigt. Man zählt ungefähr 50 solcher Mühlen, es sind sogenannte „Angelmühlen", da das am Boden liegende Wasserrad zugleich den Mühlstock bildet und sich um eine eiserne Achse „Angel" auf dem Schleifstein dreht. Die zur Erzeugung der gefleckten, weißen, roten oder grauen Marmorkugeln nötigen Würfel werden von den Kugelschlagerinnen, im Tage ungefähr 12.000—15.000 Stück, gehauen. In Fürstenbrunn selbst kostet das Tausend dieser Ware von 2 K 40 h bis 4 K 40 h; die Mehrzahl der Erzeugnisse werden unmittelbar nach England versandt. In früheren Zeiten wurden die Kugeln als Schiffsballast verfrachtet und fanden großen Absatz in den entferntesten Gegenden der Erde.

Nach verschiedenen Quellen.

Das Wiestal-Kraftwerk.

Ein gern besuchter Ausflugsort ist das freundlich im Waldesschatten gelegene „Lochhäusl" bei Glasenbach. Von dort zieht sich ein steiniges Sträßchen in die Enge der Glasenbachklamm. Ein kristallklares Gebirgswasser umschäumt in deren Tiefe zahlreiche Felsblöcke, die Wände der Klamm zeigen eigenartige, interessante Verwerfungen und Schichten, die mannigfache Versteinerungen in sich bergen.

Nach Durchwanderung dieser Strecke führt der Weg in das stille, sonnige Tal von Hinterwinkel, das reizende Ausblicke auf die Göllgruppe wie auf das Horn des Schafberges gewährt. An stattlichen Bauernhöfen und klappernden Mühlen vorüber wird endlich beim Gasthause „Neuhäusl" das innerste Wiestal erreicht. Überrascht erblickt hier das Auge den smaragdgrünen, langgestreckten Stausee der Wiestalwerke. Eine prächtig angelegte Straße zieht an seinem Ufer hin, saftige Matten und freundliche Wälder begrenzen ihn. Ein landschaftlich besonders schönes Bild bietet der Ausblick gegen Südwesten, dessen Rahmen die kahle Gruppe des Hohen Göll, die schlanke Pyramide des Watzmann und der Gipfel des Hochkalter ausfüllen. Die Länge des Weges vom Ende des Sees bis zur Sperrmauer beträgt ungefähr fünfviertel Stunden. Der Stausee hat eine Tiefe von 9 Meter und sein Inhalt faßt rund 5,5 Millionen Raummeter. Er wurde künstlich geschaffen und da, wo heute sich seine Wellen kräuseln, breiteten sich einst fruchtbare Äcker und fette Wiesen aus. Noch erblickt der Wanderer einzelne Häuserreste in seinen Fluten, deren Dächer gerade über den Spiegel herausschauen. Der See wird gespeist von den Fluten der Hintersee-Alm, die den Abfluß des Hintersees bei Faistenau bildet. Auf ihrem Weg hat sich die Alm durch die Felsen Bahn gebrochen und die Strub- und Schönbauernklamm geschaffen. Diese Klammen nun schienen geeignete Örtlichkeiten zur Ausführung von Stauwerken. Deshalb wurde am oberen Ende der Schönbauernklamm die mächtige Sperrmauer errichtet. Durch diese wurde der Wasservorrat des Stausees gewonnen, dem aus einem Niederschlagsgebiete von 175 km² das Wasser zuströmt. Die Sperrmauer hat eine Höhe von 24,8 m, sie ist am Fuße 24,8 m, an der Krone 5 m breit, die letztere bildet zugleich die Verbindungsstraße zwischen den

beiden Ufern der Alm. Den Blick lenkt zunächst ein mächtiger Wasserfall auf sich, der unter der Brücke mit Donnergetöse in die Tiefe stürzt. Es ist der Hochwasserüberfall, der zur Zeit des höchsten Wasserstandes eine Wassermenge von 430 Sekunden-Kubikmeter abgibt. Oberhalb der Sperrmauer beginnt der Betriebsstollen, der dazu dient, das Betriebswasser für die Turbinen abzuleiten. Er ist 1230 m lang und ganz in den Felsen gesprengt. An seinem unteren Ende wurde das Wasserschloß errichtet, das den Zweck hat, die durch plötzliche Entlastung der Turbinen zurückgestauten Wassermassen ohne nachteilige Stoßwirkung zurückzuhalten; im weiteren aber auch bei wieder eintretender Vollbelastung der Turbinen eine zu starke Absenkung des Wasserspiegels, die für erstere durch Einsaugen der Luft und die dadurch erzeugten Stöße gefährlich werden könnte, zu verhindern. Das Wasserschloß steht durch die Turbinenrohrleitung mit der Schiebekammer in Verbindung und vom Schieberhausweg führen zwei je 322 m lange Rohrleitungen in das Turbinenhaus.

Das Maschinen- und Schalthaus, das an ersteres unmittelbar angebaut ist, steht am linken Ufer des Almbaches. Der Besucher betritt eine große Halle von 12 m Breite und mehr als 28 m Länge. Ein ohrenbetäubendes Schwirren und Surren empfängt ihn dort, blitzblank geputzt stehen die Maschinen nebeneinander und ein Geruch von Schmieröl erfüllt die Luft. Alles sieht höchst reinlich aus, der Fußboden ist mit roten Tonplatten, die Seitenwände sind bis 2 m Höhe mit Porzellanfliesen verkleidet.

Die Turbinen sind regulierbare Spiral-Francis-Turbinen mit horizontaler Lagerung. Jede gibt bei dem Höchstgefälle von 85,3 m und einer sekundlichen Wassermenge von 1,5 Raummeter, die sie zu verarbeiten vermag, eine Leistung von 1350 Pferdekräften, so daß die drei Turbinen zusammen 4050 Pferdekräfte ergeben. Sollte noch eine vierte aufgestellt werden, so würde eine Höchstleistung von 5400 Pferdekräften erzielt. Die Turbine ist mit einem Drehstrom-Generator der österreichischen Siemens-Schuckertwerke unmittelbar gekuppelt. Jeder dieser Generatoren gibt einen Drehstrom von 5000 Volt ab. Dieser von den Generatoren erzeugte hochgespannte Drehstrom sowohl, als auch der von den Erregermaschinen erzeugte Gleichstrom wird mittels Kabel zum 5000-Volt-Schaltgerüst bzw. zur Schalttafel geführt.

Diese besteht aus einem Eisengerüste, das Marmorplatten trägt, an welchen alle für den Betrieb erforderlichen Meß-, Schalt- und Regu-

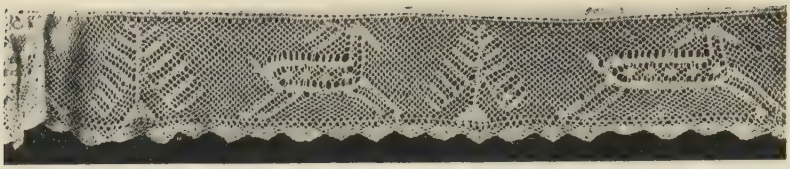
liereinrichtungen angebracht sind. An den beiden Enden der Schalttafel sind Eisentüren eingebaut, durch die man in den 5000-Volt-Schaltraum gelangt. Von dort gehen Sammelschienen und Leitungsgruppen ab, die zu den Hochspannungstransformatoren führen. Diese haben den Zweck, den von den Generatoren erzeugten Drehstrom auf die für die Fernleitung erforderliche höhere Spannung von 25.000 Volt zu transformieren.

Vom Schaltraum im 2. Stock führt die 25.000-Volt-Fernleitung in einer Länge von 10.230 m auf 215 Masten in die Transformatorenstation nach Aigen. Im Transformatorenhaus wird der Drehstrom wieder auf 3000 Volt transformiert und durch das Drehstromkabel an die Stadt Salzburg wie an das Überlandnetz, besonders für Kraftzwecke, abgegeben. Der Gemeinderat der Stadt Salzburg hat mit Kraft und Entschlossenheit das große Unternehmen gefördert, das bedeutendste Verdienst hiebei hat sich aber Bürgermeister Ott erworben. Dieser eröffnete das Werk mit den schönen Worten: „Mögen unsere Nachkommen allzeit Ursache haben, sich der Fürsorge ihrer Vorfahren in diesem Bauwerk zu erfreuen. Mit diesem Wunsche aus aller Herzen fordere ich von dir, bezwungenes Element:

„Gib Licht und Kraft für ewige Zeiten!"

Auf ein Zeichen des Bürgermeisters setzten die Werkmeister die Maschinen in Betrieb und das Wiestalwerk arbeitete!

Nach der Denkschrift der Stadtgemeinde Salzburg aus Anlaß der Eröffnung der Wiestal-Kraftwerke.



Die Salzburger Spitzenklöppelei.

Vor ungefähr 50 Jahren erlosch in Salzburg ein einstmals blühender Industriezweig, das Spitzenklöppeln. Wie und wann die Spitzenklöppelei nach Salzburg kam, wissen wir nicht; es darf jedoch angenommen werden, daß sehr bald schon nach dem Jahre 1600 Klöpplerinnen auftauchten und im Salzburger Flachlande ihre Tätigkeit ausübten. Die Entwicklung der hausindustriellen Tätigkeit vollzog sich zunächst jedenfalls ziemlich langsam. Erst als mit der in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts auftauchenden Mode die Nachfrage nach Spitzen wuchs, vermehrte sich die Zahl der Berufsklöpplerinnen und der Spitzenhändler auch in Salzburg in ungeahnter Weise. Eine Nachricht aus dem Jahre 1664 gibt uns Kunde, daß zu dieser Zeit aus St. Gilgen allein von der Bevölkerung verfertigte Spitzen, Schlingen und Schüsseln[1]) nach Steiermark, Kärnten, Tirol und Bayern „vertragen und verkauft" wurden.

Der Aufschwung für die gesamte Spitzenindustrie Salzburgs begann etwa um 1680. Bis gegen das Jahr 1690 hatte sich in Mattsee, Seekirchen, Henndorf, Eugendorf und Talgau eine Kolonie von weit mehr als 200 Klöpplerinnen gebildet, denen eine ansehnliche Zahl von Spitzenkrämern als „Verlegern" ihrer Arbeit zur Seite stand. Die Kirchtage auf dem Lande und die Dult in der Stadt Salzburg bildeten wieder das wichtigste inländische Absatzgebiet für Spitze, die sowohl für den eigenen Hausgebrauch als namentlich auch als Schmuck für kirchliche Gewänder und Geräte gern gekauft wurde. Der weitaus größte Teil kam jedoch außer Landes, und zwar erstreckte sich in den Neunzigerjahren des 17. Jahrhunderts der Handel mit Salzburger Spitzenware bis nach Kroatien, um 1710 auch „ins Schwaben- und Schweizerlandt". Ausländer kamen und besuchten die Jahrmärkte oder sie kauften unmittelbar bei den Händlern Spitzen- und Schlingenware.

[1]) Es waren dies hauptsächlich in der Mondseer und Hüttensteiner Gegend verfertigte Schüsseln aus Eibenholz.

Eigentümlich ist die Erscheinung, daß sowohl der Industriezweig selbst, als auch der Handel mit Spitzen lediglich auf das Flachland beschränkt blieb. Und da wieder nur auf die Pfleggerichte Neuhaus, Alt- und Lichtentann bzw. Neumarkt, endlich noch auf Wartenfels, Hüttenstein und Mattsee.

Den Höhepunkt erreichte die Spitzenklöppelei etwa zwischen 1680 und 1780. Durch volle 100 Jahre also blühte in unserem Ländchen

Salzburger Spitze als Zacke an einem Handtuch vom Jahre 1661.

ein Erwerbszweig, der seinerzeit mehr als 300 Frauen beschäftigte. Vom Jahre 1780 ab ist ein allmähliches Erlöschen dieser Industrie wahrzunehmen. Die Ursache dieser Erscheinung ist unschwer zu ergründen. Die Einführung der billigeren Maschinenware, die zunehmende allgemeine Teuerung, der geringe Verdienst bei mühsamer und zeitraubender Arbeit forderten von selbst die Umgestaltung dieser Tätigkeit in eine andere, einträglichere. So hatte zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Klöppelei schon ihr Ende erreicht in Mattsee, Seekirchen und Neumarkt, während Eugendorf und der Gerichtsbezirk

Neuhaus nebst Talgau sowie St. Gilgen noch eine kleine Schar von Berufsklöpplerinnen beherbergte. Dem unscheinbaren Henndorf blieb es vorbehalten, sich mit der verhältnismäßig stattlichen Zahl von 30—50 Arbeiterinnen bis um das Jahr 1860 auf einer gewissen Höhe zu erhalten. Der Umstand, daß Henndorf der letzte Ort war, an welchem das Klöppeln noch in größerem Umfange erwerbsmäßig betrieben wurde, mag es mit sich gebracht haben, daß man heutzutage die Salzburger Spitze kurzerhand als „Henndorfer Spitze" bezeichnet, auch wenn sie nicht dortselbst verfertigt wurde.

Schließlich ist es vielleicht auffallend, daß Deutschland und die Schweiz, ja sogar die Niederlande und Italien, welche Länder doch selbst eine viel bedeutendere Spitzenindustrie besaßen, noch Salzburger Klöppelware einführten. Wenn man aber bedenkt, daß man hierorts mit der kräftigen, mitunter derben Zwirnspitze, dort jedoch hauptsächlich mit feinerer Arbeit zu tun hatte, so ist der Grund hiefür gegeben.

Die Salzburger Spitze zierte den Hausrat, die Tisch- und Bettwäsche, die Kleidung des gemeinen Mannes — die zarte, feine Kunstarbeit jedoch prangte als kostbarer Schmuck an den Gewändern der Edel- und Patrizierfrauen.

Marie Posch. (Mtt. d. G. f. S. Ldkd.)

Goldbergbau in den Tauern.

Der Goldbergbau in den Alpen ist uralt; schon lange vor Christi Geburt sollen die keltischen Taurisker westlich und östlich des Großglockners die Edelmetalle gewonnen haben.

Fast durch 500 Jahre lebten die Römer in den Ostalpen; sie hatte der ihnen längst bekannte Reichtum des Landes an Metallen, insbesondere an Eisen, nach Norikum geführt. Unter ihrer Herrschaft wurde die Provinz blühend und reich, aber in den darauf folgenden Stürmen der Völkerwanderung verschwand jede Kultur und damit auch der Bergbau. Erst nach den Stürmen der Völkerwanderung und besonders seit in Salzburg ein Bistum gegründet wurde, konnte wieder vom Bergbau in den Tauern gesprochen werden.

Der Bergbau hob sich nur sehr langsam, aber stetig; namentlich sind es einige Erzbischöfe von Salzburg, von denen uns die Geschichte rühmlich berichtet.

Die Zeit von 1400 bis 1600 ist es, in welcher der Metallbergbau in Salzburg seine schönsten Tage hatte. Mit dem Jahre 1460 beginnt die Blüteperiode der Bergwerke, besonders in Gastein und Rauris. Nicht weniger als 30 Gewerken und gegen 2000 Knappen waren in fast 1000 Gruben beschäftigt.

Die größeren Erzgruben waren zur Zeit der höchsten Blüte in einer Seehöhe von 2000—2900 m gelegen; doch klagte man schon damals, daß die Gletscher an Ausdehnung jährlich zunehmen und zu mancher Grube den Zugang unmöglich machen.

Man trieb Stollen in das Gebirge von sehr ansehnlicher Länge, baute Straßen und Saumwege bis zu 2000 m Höhe schon zu einer Zeit, als im Bergwesen das Pulver noch lange keine Anwendung fand. Die Mühseligkeit im Stollenvortrieb mittels Schrämmen, Keilen, Feuersetzen war ohne Zweifel ungeheuer, der Vorbruch eines Tages kaum bemerkbar. Waren die Erzaufschlüsse in den höheren Lagen erschöpft, so mußte man, je tiefer der Abbau erfolgte, um so längere Stollen treiben, deren Vollendung, bei der so langsamen Steinarbeit, oft 30—60 Jahre beanspruchte.

Die Gewerksherren hatten als kluge Leute, mit den Geschäften und sonstigen Verhältnissen der Welt wohlbekannt, ihren Bergbaubetrieb mit aller Kraft im Laufe des 16. Jahrhunderts gehoben und sich infolge der reichen Erzmittel große Reichtümer und bedeutenden Grundbesitz erworben; ihre Namen, wie der eines Zott, Weitmoser, Straßer und Hölzl, leben noch heute im Volksmunde fort.

Aber auch der Erzbischof bezog große Einnahmen aus dem Bergbau, wenngleich die Summe von jährlich 80.000 Goldgulden, die Leonhard von Keutschach durch die Abgaben des Bergbaues erzielt haben soll, wohl nicht der Wirklichkeit entspricht und übertrieben hoch angenommen ist. Im engsten Zusammenhang mit dem reichen Gewinn an Edelmetallen steht auch das Münzwesen dieses Erzbischofs; die Salzburger Münzen, die in Salzburg und Friesach geprägt wurden, erfreuten sich eines besonders guten Rufes. Bis 1500 hatte sich Leonhard von Keutschach mit der Prägung von Pfennigen begnügt; erst von diesem Jahre an lieferte die Salzburger Münze unter dem kenntnisreichen Münzmeister Konrad Ebner Goldgulden, Batzen oder Rübener, Pfennige und Heller. Im Jahre 1504 wurden aus ganz feinem, unlegiertem Silber die Guldengroschen zu 288 Pfennig geprägt, die aber schon der nächste Nachfolger Leonhards wieder einzog und umprägte, so daß sie zu den größten Seltenheiten gehören. Die Münzen Leonhards sind wegen ihres inneren Gehaltes und ihrer technischen Ausführung sehr geschätzt. Das Keutschachwappen, die weiße Rübe im schwarzen Feld, verschaffte jenen seltenen Talern den Namen „Rübentaler", während der Batzen zu 16 Pfennig der „Rübener" heißt.

Nach dem Jahre 1560 ging es mit dem Goldbergbau in den Tauern rasch abwärts, die Gründe hiefür waren verschiedener Natur. Die Abgaben, mit denen die landesfürstliche Regierung den Bergbau belastete, mußte ihm auf die Dauer schaden, denn nicht Rücksichten auf die Zukunft, sondern einzig die Erzielung bedeutender unmittelbarer Einnahmen waren der Zweck der Besteuerung. Die Lasten bestanden zunächst in der Fron, d. h. in der Abgabe des zehnten Kübels Erz; die übrigen neun Teile mußte der Gewerke an den Staat um einen viel geringeren als den Marktpreis verkaufen, das hieß der Wechsel. So mußte der Unternehmer mit der Fron 33 Prozent des Ganzen an die landesfürstliche Kammer entrichten; dazu kamen die Gebühren für die Scheidung der Metalle und die Brenngebühr. In wenigen Jahren wurde oft durch diese Abgaben das ganze Betriebskapital aufgezehrt,

und das war die Hauptursache der Verarmung der Gewerken, nicht die Schätze der neuen Welt oder der Kampf gegen die vordringende Reformation.

Seit Ende des 16. Jahrhunderts wurden fast nirgends nennenswerte Versuche unternommen, durch einen neuen Stollen jene von den Altvorderen abgebauten Erzgänge in tieferem Horizonte neu aufzuschließen. Nur unter dem Erzbischof Hieronymus Graf Colloredo begann durch zweckmäßige Einrichtung der Bergbau in Gastein sich zu heben. Die Produktion gelangte zu besseren Ergebnissen, so daß vom Jahre 1778 bis 1802 rein 719.000 Gulden erbeutet werden konnten. Der Erzbischof plante auch die Errichtung einer Bergakademie, aber all diesem guten Anfange bereiteten die französischen Feldzüge sowie die Säkularisierung des Erzstiftes ein schnelles Ende.

Mit Benützung von L. v. May de Madiis, „Über den Goldbergbau in den Tauern". Mtt. d. D. u. Ö. A. V. und anderen Quellen.

Der bäuerliche Garten.

In unmittelbarer Nähe des Bauernhauses liegt gewöhnlich der kleine Nutz- und Ziergarten, dessen Pflege in der Regel der Hausfrau anvertraut ist. Von einem hölzernen Lattenzaun eingefaßt, bietet er in seinem bunten Blumenschmucke vom Frühling bis zum Herbst ein liebliches Bild. Es sind aber keine Modepflanzen, die wir darin treffen, sondern zum Großteil Gewächse und Blumen, die schon Karl der Große in einer Verordnung des Jahres 812 dort zu pflanzen befahl. Durch Jahrhunderte werden sie aus selbstgezogenen Samen ausgesät und zwischen den Nachbarn getauscht, so daß sich immer die gleichen Pflanzen erneuern.

Eine alte Bauernregel sagt: „Gertrud beißt der Maus den Faden ab", d. h. das Spinnen hört auf und jetzt, mit dem wiederkehrenden Frühling, beginnt auch die Zeit des „Gartelns". Die ersten Frühlingsboten des Bauerngartens sind die gelben Märzenbecher, weiße Narzissen, gefüllte rote und weiße Maßliebchen, wohlriechende Veilchen, gefüllter Hahnenfuß oder Goldknöpfe und traubige Muskathyazinthen. Dazu gesellen sich manchmal auch „Dulibanen" (Tulpen) in ihren leuchtenden Farben. Je mehr der Frühling fortschreitet, desto reicher wird der Blumenflor. Bald blühen auch die Tag- und Nachtveilchen, die prächtigen Pfingstrosen, Kaiserkronen, Ackelei und Ritterspurn. Auch die Blütensträuße des Flieders entsenden süßen Duft, während die Herzchen der Herzblume am schwankenden Stengel erzittern. Reich vertreten sind Goldlack und Levkoyen oder „Lamberti", wie sie unser Volk nennt. Ebenso begrüßen wir die alte, echte, dicke Rose mit ihrer zarteren Schwester, der weißen Rose, als gute Bekannte. Tritt nun der Sommer ein, so erfüllt das Gärtchen ein betäubend süßer Wohlgeruch, der ausströmt von Reseda, Geranien, Minze, Raute, vom Volk Salbei genannt, dem Limonikräutl und Basilikum, den farbenprächtigen Nelken und der weißen Joseflilie. Durch ihre brennend bunten Farben erfreuen das Auge die verschiedenen Pelargonien, die Kapuzinerkresse, die lieblichen Monatsrosen, die zerzauste Gretl im Busche, der gefüllte Mohn, die Samtblume und die purpurne Skabiose, die glockigen

Fuchsien und die schöne blaue Schwertlilie. Ganz neidisch sieht der alte Holunder mit seinen breiten Blütendolden aus der Ecke neben der Scheune herüber, während ihm die fette Hauswurz, die ihr Dasein in einer alten Bratenreine auf dem Scheunendache verträumt, freundlich zunickt.

Doch das Blühen will noch immer nicht enden, auch der Spätsommer und beginnende Herbst bringen uns neue Gaben. In einer Ecke erhebt sich der tückische Eisenhut, der wohl selten in einem Bauerngarten fehlt. Leuchtender Phlox wetteifert mit dem hellen Orange der Ringelblume, mit Astern und buntfarbigen Georginen, weiche Balsaminen und steife Strohblumen verkünden, daß der schönste Teil des Jahres vorüber sei. Hochstengelig beugt sich die großscheibige Sonnenblume über den Zaun und neben ihr prangt die reiche Ähre der Pappelrose.

Bescheiden steht in der Einfassung neben dem immergrünen Buchs die Schicksalspflanze des Bauerngartens, der Rosmarin. Wie oft hat er seine Ästlein abzugeben für das Wohl und Wehe seines Besitzers.

Rosmarinzweige zur Hochzeit, Rosmarin zur Taufe, Rosmarinfeder und rote Nelke am Hut, so geht der Bursche nach altem Brauch in die Kirche, ein Rosmarinsträußchen auf der Brust oder ein Rosmarinkränzchen um das Haupt begleiten den Toten in das Grab.

So fehlt es der Blume im Leben der Dorfbewohner nicht an inhaltsreicher Bedeutung, sie ist mit deren Geschicken aufs innigste verbunden.

Unser Bauernhaus.

Aus einem Walde fruchttragender Zwetschkenbäume lugt das alte, halb gemauerte, halb hölzerne Bauernhaus hervor. Das schräg gestellte, abgeflachte Dach ist zur Sicherung gegen die Windsbraut mit mächtigen Steinen beschwert und trägt in der Mitte des Firstes ein zierliches Glockentürmchen, bestimmt, die Hausgenossen von der Arbeit zum Mahle heimzurufen.

An der Giebelseite bemerken wir vor allem einen hölzernen Umgang, die „Lauben" oder den Söller. Diesen schmücken nicht selten brennendrote Pelargonien, farbenprächtige Nelken und Fuchsien, duftender Rosmarin und rankende Kapuzinerkresse. Von der tiefbraunen Wand des hölzernen Schrottbaues schaut die bemalte Statue des hl. Florian herab. Zum Firstbalken geht die zierlich geschnitzte Firstsäule empor; ersterer, auch „Firstpfetten" genannt, trägt ausgeschnitten die Jahreszahl 1522, was beweist, daß der Dachstuhl schon über 390 Jahre alt ist.

Vor den Fenstern ist ein Stoß kleingemachtes Brennholz aufgeführt, da liegt es luftig und trocken und ist leicht zu erlangen.

Um das Erdgeschoß führt ein etwas erhöhter Umgang, die „Gräd" geheißen. Rechts von der Haustür ist eine lange, grün gestrichene Bank, auf der heute eine ganze Reihe blank schimmernder Milchkannen aufgestellt ist. Dem Eingang gegenüber ist der laufende Brunnen, dessen silberner Strahl, unaufhörlich plätschernd, in einen mächtigen „Granter" sich ergießt. Dahinter sehen wir das „Wurzgärtl" der Bäuerin, auf dem Gurken, Rettiche, Kopfsalat, Zwiebeln, Petersilie und Schnittlauch sich breit machen.

In das Haus eintretend, gelangen wir in das Vorhaus, auch Flötz genannt. Die erste Türe rechts führt uns in die Wohnstube, ein Eckzimmer mit je zwei Fenstern nach beiden Seiten. In der Ecke steht der große Kachelofen, um welchen eine Holzbank läuft, die sich dann an den Wänden des Zimmers fortsetzt. Der Raum zwischen dem Ofen und der Wand heißt die Ofenbruck oder auch die Höll. Sie ist die Liegerstatt und Zuflucht der alten Austragleute, der Kranken oder der Söhne

Bauernhaus aus dem Pinzgau.

und Knechte, wenn sie von der Winterarbeit tüchtig ausgefroren heimkommen. Den Ofen umgibt ein Gestänge, worauf die durchnäßten Kleider getrocknet werden.

In der dem Ofen entgegengesetzten Ecke steht der schwere, blank gescheuerte Tisch. Breitspurig spreizt er seine vier plumpen Beine weg, diese sind untereinander mit einer Fußleiste, dem „Vergeltsgott", verbunden. In dem Winkel über dem Tische befindet sich der Hausaltar. In der Mitte des über Eck gestellten Brettchens erhebt sich ein hölzernes Kruzifix, vor ihm steht ein kleiner Glassturz mit der Figur der Kirchentaler Muttergottes, daneben sehen wir zwei buntbemalte, hölzerne Leuchter und zwei kleine, aus künstlichen Blumen angefertigte Blumenstöckchen. Die Wand zieren vier grellbemalte Glasbilder, auf der einen Seite der hl. Josef und Florian, auf der anderen die hl. Katharina und Barbara. Von der Decke hängen, in einer Glaskugel schwebend, der heilige Geist und ein rotes Ampelglas in messingener Fassung für das ewige Licht.

Neben der Tür erblicken wir das Weihbrunnkrüglein und daneben steht der alte, braune Uhrkasten, in dem eine große Schwarzwälderuhr im gleichmäßigen Schlage tickt.

In der Fensternische liegen auf einem Brettchen der Kalender, mehrere Gebetbücher und eine Legende, unter diesem steht ein Leuchter und lehnen mehrere Tabakpfeifen. Die Holzdecke der Stube ist nicht übertüncht, sondern erscheint uns infolge des Alters und der Einwirkung des Rauches vollständig schwarz. So einfach eine solche Bauernstube ist, so gefällt sie uns um so mehr, wenn Ordnung und Reinlichkeit darin herrscht, wenn alles sauber aufgeräumt, der Boden frisch gescheuert ist und der Efeu sich in den Herrgottswinkel schlingt. Da setzt man sich gerne nieder und greift zu, wenn die Bäuerin der Tischlade den mächtigen Laib entnimmt und uns in üblicher Weise einladet: „Sitzt's enk nieder, daß in Schlaf net davon tragt's und schneidt's ab."

An die Wohnstube schließt sich nach rückwärts die Küche an. Dort steht der große Sparherd, denn offene Herde mit Steinplattendeckung und Rauchmantel, gewöhnlich „Kutte" genannt, verschwinden mehr. Über der Anricht hängt der Schüsselkorb, „Schüsselrehm", gefüllt mit buntglasierten Tellern, Töpfen und Krügen, auch mächtige Schüsseln, Pfannen und Häfen fehlen nicht.

Der Wohnstube gegenüber liegt das Schlafzimmer. An der Wand erblicken wir das zwiespannige Bett, die Polster und die Tuchent sind

mit rot- und weißkarriertem Bettzeug überzogen, mehrere kleinere Bettstellen sind für die Kinder bestimmt. Auf derselben Seite des Vorhauses findet sich auch noch die „Speise" und die Magdkammer, während die Knechte Kammer und Stuben im Obergeschosse haben.

Treten wir wieder in das Vorhaus heraus, so bemerken wir, daß an allen Türen der Dreikönigssegen 19 + C + M + B 16 mit Kreide geschrieben ist. Eine etwas steile Stiege führt uns in das obere Stockwerk. Dort besuchen wir die „schöne Stuben". Es ist dies ein freundliches, lichtes Zimmer. Bei unserem Eintritt empfängt uns ein angenehmer Apfelduft, denn auf Schrank und Kommoden sind die erlesensten, rotbackigen Früchte aufgestellt. Die Wände sind mit verschiedenen Bildern geschmückt, darunter fallen uns besonders auf die großen Herz-Jesu- und Herz-Maria-Bilder, ein geistlicher Haussegen, ferner mehrere in Golddraht ausgeführte Klosterarbeiten. Daß der Bauer auch Mitglied des Veteranenvereines ist, sagt uns das eingerahmte Diplom, während eine andere Urkunde erzählt, daß er auf der Gau-Ausstellung für seinen prächtigen norischen Rappen den ersten Preis erhalten habe. Unsern Blick fesselt zunächst ein Glasschrank, der auf einer Kommode steht. Dieser birgt allerlei merkwürdigen Hausrat. Vor allem geblümtes und goldgerändertes Kaffeegeschirr, Kaffeebecher mit der Ansicht von Altötting und Maria-Plain, geschliffene Gläser mit roten und blauen Streifen und Ringen, eine Reihe Zinnteller; neben einem alten Brautkrügel steht ein strohernes Truherl, bunte Wachsstöcke und eine Anzahl Glasstürze, die Kommunionkerzen der Kinder, ein reich mit Silber beschlagenes Gebetbuch aus dem 18. Jahrhundert bilden den weiteren Inhalt, auch das Leiden Christi, mühsam aus kleinen Hölzchen in einer enghalsigen Flasche aufgebaut, bemerken wir.

Der Stolz der Bäuerin aber ist der Leinenschrank, den zu besichtigen keiner ihrer Besucher versäumen darf. Es ist ein mächtiger Doppelkasten, dessen Füllungen mit großen Blumensträußen, die in einer Vase stecken, bunt bemalt sind. Auf dem ausladenden Gesimse lesen wir die Buchstaben E. K. und F. K. 1805, das heißt Elisabeth und Franz Kolbinger, das waren die Urgroßeltern des jetzigen Besitzers, dazwischen ist der Spruch: „Was wir haben, sind Gottes Gaben" in schöner Zierschrift gemalt. Im Kasten schichten sich die vielen Ballen selbstgesponnener weißer Leinwand, die durch Geschlechter als Prunkstücke sich vererbt haben und unberührt den Kindern weitergegeben werden. Flachsstränge füllen dazwischen die Lücken und bringen Farbe

in die weißen Leinwandballen, die oft noch mit kleinen Amuletten, Heiligenbildchen, mit Kränzlein und Strauß von der eigenen Hochzeit oder der ersten heiligen Kommunion der Kinder besteckt sind.

Die zweite große Abteilung des Schrankes enthält die Festtagskleider, besonders leuchten die hellfarbigen, seidenen Schürzen daraus hervor. Auf den beiden Längsfächern ruhen zwei Schubladen, in diesen finden wir neben abgegriffenen Gebetbuchbildern und Gebetbüchern Rosenkränze, Amulette, Tauftaler und andere alte Münzen, hier liegen auch alte Schmucksachen: Ringe und Halsketten, Broschen, Ohrringe, Haarpfeile und Florschnallen.

Auf der Innenseite der Türen sind Wallfahrts- und Gebetbuchbilder aufgeklebt. So ist dieser alte Schrank ein wahrer Schatzkasten, der wohl viel erzählen könnte von Tagen der Freude wie der Trauer, die im wechselvollen Geschicke die Besitzer des Hauses heimsuchten.

Durch den Hausgang gelangen wir rückwärts auf die Tenne, über welcher der Heuboden liegt. Der Eingangstür gegenüber liegt der Kuhstall. An einer langen Standreihe zählen wir 18 prächtige Rinder, die eifrig bemüht sind, aus dem steinernen Futterbarren das würzig duftende Heu zu verzehren. Neben der Bläß steht die hochbeinige Gams, die Scheck, Falb, d'Schön, d'Alt und wie sie alle heißen. Daran stößt der Pferdestall; hier erblicken wir drei kräftige Pinzgauer, schnaubend und umhertretend, suchen sie unablässig mit dem Schwanze die Fliegen abzuwehren, insbesondere können sich Fanny und Lisl gar nicht beruhigen. Der Schweinestall hat seine eigene Abteilung, dort geht es lebhaft zu, denn ein lautes Quieken und Grunzen verkündet, daß die Zeit der Fütterung nahe ist.

Treten wir wieder ins Freie. Vor seiner Hütte liegt schläfrig und langgestreckt der alte „Resan", er blinzelt den zahlreichen Hühnern zu, die sich geschäftig um ihn herumtreiben; in der durchsichtigen, tiefblauen Herbstluft kreist ein Schwarm blendendweißer Tauben, am Bienenstand hingegen herrscht eine merkwürdige Ruhe, ein Beweis, daß das Jahr schon bedeutend vorgeschritten ist. Wir scheiden von dem freundlichen Hause mit dem Wunsche:

Glück hinein, Unglück hinaus!
Gott beschütze dieses Haus!

Nach verschiedenen Quellen.

Wann d'Sunn untageht.

D'Sunn' a wann untageht,
Wier ist das schen! —
Künt' dö längstö Weil nachschaun,
Künnt' stund'nlang stehn! —

Jezund beim Bsüetgott
Steigt s aha zum Bod'n,
Und da zimmt's mi viel schener,
Als gar so hoch ob'n.

Kann's seha von G'sicht,
Hat ihr'n Glanz wögatan[1]),
Hat'n austoalt 'n Sternan
Und 'n stockblinden Man[2]).

Und dö habnt a Freud dran,
Geh, schau's na grad an:
Wie's zwinsl'n und blinzl'n,
Wiera leucht't, der Herr Man.

Sylvester Wagner[3]).

[1]) weggegeben. — [2]) Mond.

[3]) Sylvester Wagner, geboren 1807 in Henndorf, gestorben 1865 als Gemeindesekretär ebendort, schuf prächtige Lieder in Salzburger Mundart. Ein Denkmal auf dem Mönchsberg ehrt das Andenken des Dichters.

Auf der Alm.

Sobald die lauen Winde streichen, die Matten im saftig frischen Grün prangen und das junge Laub aus den Knospen sprießt, naht die Zeit wieder, daß Senner und Sennerinnen die Vorbereitungen für die Almfahrt treffen müssen. Der Bauer hat meist auf den Höhen der Landschaft bestimmte Erscheinungen und Zeichen, die ihm jedes Jahr verkünden, jetzt ist die Zeit zum Auftrieb wieder da; so heißt ein alter Almspruch:

„Wird's Gründeck wie ein gesprenkelt Kalb,
So fahren die Widdersperger auf die Alp."

Eine Woche vor dem Auftrieb schickt der Bauer die Knechte voraus, welche die Almhütte neuerlich instand zu setzen, Weg und Zaun auszubessern haben.

Endlich kommt der Tag der Almfahrt. Die lauttönende Glocke war schon vor einiger Zeit im Stalle aufgehangen und „Bläß und Bräune, Fleckerl und Sternei" haben in geheimer Eifersucht längst sehnsüchtig danach geblickt, welcher wohl die Rumpelglocke anvertraut werde.

Jauchzen und Peitschenknallen verkünden den Aufbruch zur Alm. Beim Verlassen des Stalles geht es freilich bunt durcheinander und im Gedränge setzt es manchen Puff und Stoß ab, aber bald ordnet sich der Zug, das Kleinvieh, Schafe und Ziegen eröffnen ihn, die Buben des Dorfes mit mächtigen Peitschen laufen zur Seite, Halter und Sennerin folgen, ein Wägelchen oder ein Saumtier, mit Geschirren und Einrichtungsstücken beladen, bildet den Schluß.

Nachdem der Zug eine beträchtliche Strecke fortwährend bergan gewandert ist, ändert sich auf einmal das Bild der Landschaft. Blumen und Gräser werden niedriger, blauer und gelber Eisenhut blüht am Wege, zierliche Steinbrech überwuchert in Rasen moosige Felsblöcke und das Gestrüpp der Alpenrose hemmt den Fuß des Wanderers.

Der Weg führt bald durch Gräben, bald über Waldwiesen oder kahle, nur vom sperrigen Adlerfarn bewachsene „Ötzen". Endlich kommt man zu einem festen Gehege aus gespaltenem Holz, einem „Girscht'n-zaun". In seiner Mitte ist ein „Gatter" zum Einlaß für das Vieh, die Leute steigen sonst über das hüben und drüben angebrachte „Stiegl" oder „Leiterl".

Der Nachbar Loimann ist schon vor einigen Tagen aufgefahren. Helle Glockentöne verkünden uns die Nähe der Hütte; unter einer mächtigen Wetterfichte stehen drei Kühe beisammen, andere weiden die Halde aufwärts oder liegen wiederkäuend im Grase.

In den Salzburger Alpen sind die Sennhütten meist aus Holz gezimmert, ein einfacher Blockbau, insbesondere auf hochgelegenen Almen über der Baumgrenze. Doch werden sie auch aus Steinen aufgebaut, die fast ohne alle Bindemittel übereinander gelegt und deren Fugen mit Moos und Rasenstücken verstopft sind. Das flache Dach ist mit langen Schindeln belegt und des Sturmes wegen mit mächtigen Steinen beschwert. Der Rauch muß sich durch die Dachluke oder zwischen den Schindeln seinen Weg suchen.

Vor der Tür befindet sich ein hölzernes Gitter, um, wenn die Tür offen steht, das Vieh abzuhalten.

Um die Hütte ist manchmal noch das „Trätt", eine Art von Stall für Kühe, Schafe und Ziegen angebaut, damit das Vieh bei Unwetter einen gesicherten Unterstand habe.

Der breite Raum, den wir betreten und der die ganze Tiefe der Hütte einnimmt, stellt zugleich Wohnung und Küche dar. Der Boden besteht aus gestampfter Erde, in seltenen Fällen aus behauenen Fichtenstämmen.

Betrachten wir uns die Hütte. In einem Winkel, nahe dem Eingang, befindet sich der Herd. Er ist ein notdürftiger Steinbau, etwas erhöht und manchmal sogar gemauert. Ein eiserner oder hölzerner Galgen, „Kesselreibn" oder „Kesselschwing" genannt, trägt den kupfernen Käsekessel. Zur weiteren Ausstattung des Herdes gehört der Feuerbock oder das Feuerroß, auf dieses sind die Scheiter schräg aufgelehnt, damit sie durch die von unten zustreichende Luft leichter brennen. Ganz unentbehrlich ist der eiserne Dreifuß, der dazu dient, Pfannen und Töpfe über dem Feuer zu halten.

Auf zwei starken, wagrechten Stangen oberhalb der Feuerstelle liegen geschnittene Fichtenspäne auf der Dörre; sie waren in vergangenen Zeiten das einzige Beleuchtungsmittel.

An den Herd reiht sich die Bank mit einem Aufklapptischchen, das, an zwei Raben befestigt, außer Gebrauch aufgeschlagen wird.

An der Wand hängt das Salzfaß, daneben der Schüsselkorb, „Schüsselrem" genannt. Auf ihm stehen hölzerne und irdene Teller, einige Gläser, ein paar eiserne Pfannen und daran hängt auch der nie fehlende „Muaser". Auf einem Tragbrett daneben sehen wir eine Reihe buntfarbiger Häferl, meist Geschenke der Almbesucher. Darunter stecken in einer ausgeschnittenen Holzleiste eine Auswahl hölzerner oder beinerner Löffel, mit gemalten Blumen, Heiligenbildern und Sprüchen geziert. Wo es hoch hergeht, trifft man auch Löffel aus Zinn, ja sogar noch vorrätige Messer und Gabeln.

Neben dem Eingang hängt das Weihbrunnkrügl und in der Ecke ist der Hausaltar errichtet. Mehrere grellfarbige Glasbilder umgeben ein hölzernes Kreuz, hinter dem der Osterpalm hervorlugt, auch ein Sträußchen Edelweiß oder Blutstropfen fehlt nicht. An der Tür ist in einer Umrahmung von Holzspänen ein geistlicher Haussegen aufgenagelt.

In der Schlafkammer der Sennerin steht ein himmelhohes Bett mit einer Bank davor. Die Almbesucher, die in der Hütte übernachten wollen, müssen sich mit einem Nachtlager im Oberboden begnügen, wo sie sich in eine Schichte würzigen Bergheues vergraben können.

Die Erzeugnisse der Alpe, wie Milch, Butter und Käse, werden unweit der Hütte in irgend einer kühlen, wohl überdeckten und sorgfältig verwahrten Felskluft oder in einem künstlich gegrabenen Keller aufbewahrt. Steht die Hütte auf Felsen, so begnügt man sich mit je einer kleinen Kammer für Käse und Milch.

Das Leben da oben auf den Bergen ist nichts weniger als mühelos und bequem. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend ist die Sennerin unausgesetzt beschäftigt. Mit dem ersten Tagesgrauen nimmt sie die Herde in Anspruch, die nicht selten entlegene Weideplätze aufsucht und bei milder Witterung die Nacht dort zubringt.

Den Melkeimer, manchmal auch die „Butte" und den dreifüßigen Melkstuhl mit sich nehmend, sucht sie nach ihren Kühen und Ziegen, um sie zu melken. Sorgsam achtet Traudl auf das Benehmen, den Gang und die Stimme der Tiere und merkt sie, daß einer Kuh etwas fehlt, so treibt sie dieselbe nach der Hütte und pflegt vor allem diese, ehe sie an die Bereitung ihres eigenen Frühmahles denkt.

Zunächst trifft die Sennerin dann Anstalt zur Käsebereitung und zum Buttern, seiht die heute gewonnene Milch und bringt sie in rein-

lichen „Stotzen“ in den Keller. Dann folgt das Abrahmen der gestrigen Stotzen, das Verbuttern des Rahms und das Anwärmen und Einlaben der Magermilch. Darauf beginnt das Käsegeschäft; ist das vollendet, so geht es an ein Scheuern und Fegen, Wischen und Waschen, bis alles blitzblank aussieht.

Über solcher Emsigkeit wird es Mittag. Das Mahl ist bald bereitet, denn der Speisezettel zeigt keine große Auswahl; das Hauptgericht ist das „Muas“. Heute soll's besonders gut werden, weil das zwölfjährige Godenkind der Sennerin „'s Medei Basei“ gekommen ist; lustig singt ihr diese zu:

„'bal i's auf d'Älma kim,
kocht glei die Senderin
a Muaserl und Weinberl drein,
dàs tuat mi sakrisch g'freun'n.“

Nach dem Essen muß die Sennerin sich wieder nach dem Vieh umsehen. Die Nachmittagsstunden werden mit mancherlei häuslichen Beschäftigungen ausgefüllt. Der Abend bringt abermals die Melkzeit, die Bereitung des Abendessens, die Scheuerung, aber auch die erwünschte Ruhe für die müden Glieder.

Ist die Witterung günstig, so reicht wohl der Tag für alle diese Verpflichtungen aus, dazwischen schallt manch froher Juchzer oder fröhliches „Gallen“ hinüber zur Nachbarhütte.

Schlimme Tage sind es freilich, wenn es Wochen lang regnet oder gar im Juli und August auf der Alpe schneit; dann scheint das Los der Almleute gewiß kein beneidenswertes, ebenso wenig, wenn plötzlich ein Hochgewitter losbricht. Da heißt es, möglichst rasch das Vieh eintreiben, damit dieses nicht, aufgeschreckt durch den grellenchtenden Blitz und knatternden Donner, in blinder Flucht dem Abgrund zujagt, in dem es sich rettungslos zu Tode fallen müßte.

Am Samstag wird noch fleißiger geputzt und früher Feierabend gemacht. Vom Tal herauf trägt der Wind den Ton der Aveglocke. Da wird es lebendig auf den Almsteigen. Die Sennerinnen, die Halter und Hüterbuben aus der Nachbarschaft kommen herab zum Wegkreuz am Bächlein, um in gemeinschaftlicher Andacht dem Herrn des Himmels zu danken. Denn der Älpler weiß besser als der Städter, welche Fülle der Fruchtbarkeit und des Segens ihm in jeder Perle Taues, in jedem gelinden Regen, der über Fluren und Wälder niederträufelt, geschenkt ist, welche Lebenskraft jeder müde Sonnenstrahl aus dem Schoß der Erde weckt.

Marterl und Bildstöckel.

Der Buchenwald hat sich in sein hellstes Grün gekleidet, auf seinem Grunde blühen Waldmeister, wolliger Hahnenfuß und lilafarbene Zahnwurz, in den Ästen schmettert der Fink ein Jubellied; da, mitten in dem Maienglücke, wird das Auge des Wanderers gefesselt durch ein halbverwittertes Brettlein, das an den Stamm einer Buche genagelt ist. Darauf ist in grellen Farben, unbeholfen in der Zeichnung, ein Unglücksfall dargestellt, der sich an dieser Stelle oder in der Nähe ereignete. Das Volk nennt ein solches Bild ein Marterl. In Wald und Tal, auf dem Berge und in der Schlucht des Wildbaches begegnen wir diesen Schöpfungen einfacher Volkskunst. Es sind Bretter oder Blechtafeln, deren Ränder schmale Deckbrettchen tragen, um die Malerei vor den zerstörenden Wirkungen der Sonne und des Regens zu schützen.

Bald hängen sie an Bäumen und Felsen, an Kapellen und Heustadeln, bald ist das Marterl an einem rotgestrichenen Holzpfahl befestigt. Ist die Malerei wohl alles eher als ein Kunstwerk, so fühlen wir uns doch davon eigentümlich betroffen und betrachten sie mit sinnendem Ernst, denn urplötzlich wird die Erinnerung an die Vergänglichkeit alles Irdischen in uns wachgerufen.

Meist sehen wir darauf die Muttergottes in lichten Wolken thronen und auf dem Rasen liegt ein armes Menschenkind mit dem roten Totenkreuzlein über dem Haupte. Ebenso einfach wie die Malerei ist die Inschrift, die uns in gutgemeinten Versen den Hergang des Unglücksfalles erzählt und nicht selten einen sinnigen Gedanken oder eine ergreifende Wahrheit ausspricht. Die Ursache der Errichtung eines Marterls ist gar mannigfach; so treffen wir am Stamme einer Buche im Parke von Aigen ein Marterl, das uns erzählt, eine tückische Mörderhand habe hier einem Menschen das Leben geraubt. In einer Waldlandschaft liegt ein Bauer am Boden, über ihm schwebt in den Lüften das Auge Gottes, rechts davon das Bild der Himmelskönigin, links jenes des hl. Franziskus. Die Inschrift lautet:

Andenken an Franz Leitner, welcher hier durch
den Anfall eines Räubers nach langem Kampfe
unter vielen Wunden am 24. April 1829 sein
Leben geendet hat. R. J. P.

Lieber Leser, ich bitte dich,
Ein Vaterunser bet' für mich!

Der Silberstern des Edelweißes hat gar manchen schon den Todessturz gebracht; so lesen wir auf einem Marterl in der Tauernkapelle bei Tweng:

Ich stieg hinauf die Felsenwand,
Wo ich strauchelt mit dem Stand.
Elf Geschwister beweinen meinen Tod
Ich war im 15. Lebensjahr schon bei Gott.

Gestorben am 15. August 1862 — Martin Perner, Ober-Nader Sohn.

Ein gleiches Geschick begegnete beim Schafsuchen einem Hüterbuben in Zederhaus, wie dort ein Marterl vermeldet:

Ich als treuer Hirtenknab'
Stieg die Berge auf und ab;
Gesucht hab' ich die Schafe hier,
Und fand mein frühes Grab dafür.

Gar unerwartet tritt oft der Tod den Menschen an, daran erinnern uns die Verse auf einem Marterl zwischen Mauterndorf und St. Michael im Lungau, wo es heißt:

Steh still, o Wandersmann, und denke dran,
Daß auch dich der Tod übereilen kann.

Viele Marterl senken sich halbverfallen zu Boden oder liegen vom Gras überwuchert am Straßenrande, andere erfreuen sich sorglicher Hut, indem treue Hand sie von Zeit zu Zeit mit Blumen schmückt. Erbaulich ist es, auf diese Weise die Stelle zu bezeichnen, welche das Herzblut eines Menschen geweiht; damit soll ja nicht nur die Erinnerung an ihn bewahrt bleiben, sondern auch zum frommen Gebete für die Seele des Toten gemahnt werden.

Während das Marterl in der Regel einem Unglücksfall seine Entstehung verdankt, ist die Errichtung eines Bildstöckels der Andacht eines einzelnen oder dem frommen Sinn einer Gemeinde zuzuschreiben. Vom ersteren unterscheidet es sich auch häufig in der Form, indem es auf einer Säule einen kleinen, kapellenartigen Aufbau trägt. Neben

hölzernen treffen wir auch gemauerte oder aus Stein gearbeitete Bildstöckel. Das Kapellchen enthält die Bilder der Gottesmutter von Maria Plain, Arnsdorf, Alm, Kirchental, das Filzmooserkindl, oder jene beliebter Volksheiliger, wie des hl. Leonhard, Florian, Sebastian, der hl. Katharina, Notburga, Barbara und anderer. Nicht selten trifft man auch die Darstellung des „Christus im Elend". Wir sehen dann die Gestalt des leidenden Erlösers, von Wundmalen bedeckt, an die Geißelsäule gekettet. Die Vorderseite des Kapellchens ist fast immer durch ein Gitter abgeschlossen. Wir finden den Bildstock an Wegen und Stegen, am Feldrande und beim Gehöfte; besonders gern aber auf Wallfahrtswegen, bei Quellen und Rastbänken. Auf dem Wege von Maxglan nach Siezenheim steht zwischen Linden ein Bildstock, der den Spruch enthält:

Geh', Wanderer, an diesem Ort
Nicht kalt und träg vorüber,
Bitt' Gott um Gnad für hier und dort,
Für dich und deine Brüder,
Daß ab er wend' Schauer und Brand
Von allen unsern Feldern,
Und segne Brot und Vaterhaus,
Die Asche unserer Eltern.

Ein Bildstöckl zwischen Filzmoos und Mandling ruft dem Leser zu:

O liebreiches Jesulein,
Laß uns dir stets befohlen sein;
Kein bessere Treu auf Erden ist,
Als nur bei dir, Herr Jesu Christ.

Mitten im Walde an der klaren, rauschenden Quelle treffen wir auf dem Wege von Maria Plain nach Lengfelden einen Bildstock. Dessen Pfahl ist durchbohrt und aus einem Auslaufrohr ergießt sich ein heller Strahl in ein kleines, marmornes Becken. Auf dem Bilde erblicken wir Christus am Kreuze, umgeben von elf Leidenshäuptern auf dem Schweißtuch der hl. Veronika, das von zwei Engeln gehalten wird. Über dieser Darstellung schwebt die Gottesmutter von Maria Plain, unter ihr sehen wir eine biblische Szene, nämlich Christus und die Samariterin am Jakobsbrunnen vor Sichem. Das Bild selbst enthält die Worte: „Gottes- und auch Nächstenliebe sind Blüten dieser Zeit. Die Frucht davon genießen wir erst in Ewigkeit." Am weißen Rande darunter liest man den Spruch:

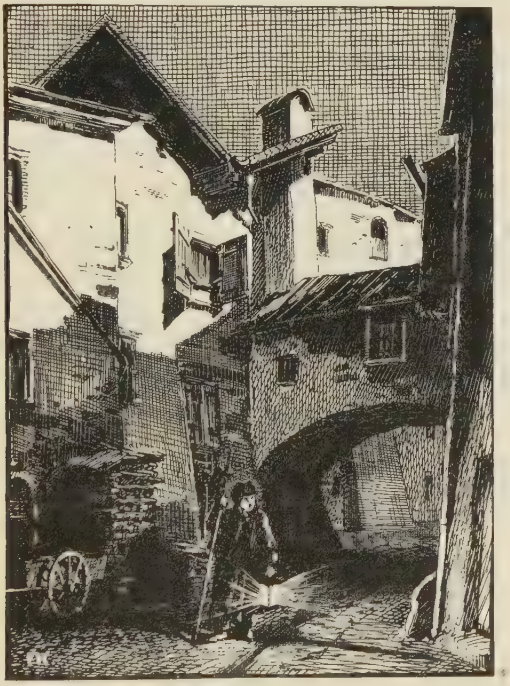
Das Wasser, welches du hier schöpfest,
Löscht den Durst nur kurze Zeit.
Welches aber ich dir gebe,
Löschet ihn in Ewigkeit.

O mein Herz brennt voll Begier,
Gib solches Wasser mir,
Das mir dort durch die Himmelsfreud
Den Durst löscht in Ewigkeit.

Neben dem Brunnen lädt eine Bank zur Rast ein, eine liebliche Landschaft breitet sich vor unserem Auge aus. In sonniger Mulde liegt die Ortschaft Lengfelden, links erhebt sich der waldige Kegel des Hochgitzen, während rechts von sanfter Höhe das Dörfchen Elixhausen herabgrüßt.

Nachtwächterruf.

Einsam und still ist es in den Gäßchen und auf dem geräumigen Hauptplatze des alten Marktes geworden. Das Licht des Mondes spiegelt sich an den Fensterreihen und den schrägen, taunassen Dachflächen. Da taucht an der Ecke der Nachtwächter auf, langsam gemessenen Schrittes schreitet er über den Platz, um neben dem plätschern-



Ein stilles Gäßchen in Alt-Hallein.

den Marktbrunnen stehen zu bleiben. Er ist in einen langen Mantel gehüllt, in der Linken trägt er eine Laterne, während die Rechte den Schaft einer blinkenden Partisane umfaßt. Auch das Horn fehlt ihm nicht und den bereits silberhaarigen Scheitel deckt eine abgewetterte Schirmmütze.

Eben schlägt es vom Turme der nahen Pfarrkirche 10 Uhr und kaum ist der letzte Klang verhallt, setzt der Mann mit kräftiger Baßstimme ein:

Alle Herrn und Frauen laßt's euch sag'n,
Der Hammer, der hat zehn Uhr g'schlag'n.
Gebt acht aufs Feuer und aufs Liecht,
Damit heunt Nacht ka Unglück g'schiecht.
Hat zehne g'schlag'n!

Noch bleibt er eine Weile stehen, schaut hinauf zu den Fenstern, wo die letzten Lichter verlöschen. Zuweilen begegnet ihm ein verspäteter Wanderer, dessen flüchtigen Gruß er mit einem treuherzigen Gutenacht beantwortet.

Um 11 Uhr steht er am unteren Ende des Marktes und singt:

Alle Herrn und Frauen laßt's euch sag'n,
Der Hammer, der hat elf Uhr g'schlag'n!
Vergeßt's die armen Seelen im Fegfeuer nöt.
Hat elfe g'schlag'n!

So verrinnt die Zeit und der Alte waltet pflichtgetreu seines Amtes; um 12 Uhr erschallt sein Ruf neuerdings:

Alle Herrn und Frauen laßt's euch sag'n,
Der Hammer, der hat zwölf Uhr g'schlag'n.
Mensch gedenk, was Christus am Kreuz ausgestanden hat.
Und die unbefleckte Jungfrau Maria.
Hat zwölfe g'schlag'n!

Langsam ziehen die Stunden der Nacht, gegen Morgen singt er wieder:

Alle Herrn und Frauen laßt's euch sag'n,
Der Hammer, der hat ein Uhr g'schlag'n.
Eins ist das Ziel der Zeit,
Mensch, gedenk der Ewigkeit!
Hat eans g'schlag'n!

Um zwei Uhr wiederholt er den Spruch, den er um 12 Uhr gesungen und damit hat er seine Arbeit vollendet.

Die Christnacht mit ihrem Weihnachtsfrieden und Weihnachtsjubel hat auch auf den Nachtwächterruf Einfluß genommen. In dieser hochheiligen Nacht sang der Nachtwächter auf den Straßen und Plätzen der Stadt Hallein folgendes Lied:

Liabe Herrn und Frauen laßt euch sag'n:
Da Hammer, der hat elf Uhr g'schlag'n.
So loben wir den Herrn und die unbefleckte Jungfrau!
Liabe Herrn und Frauen seids munter und wach,
Heut ist ankommen die heilige Nacht;
Die heilige Nacht, wohl a fröhliche Zeit,
So lang uns der liebe Gott das Leben verleiht.
Liabe Herrn und Frauen, seids munter und frisch,
Anheut ist geboren der Herr Jesus Christ
Zu Betlehem im Stalle.
O kleines Kind, o großer Gott, der uns hilft aus aller Not.

So wünsch ich heut allen glückliche Weihnachtsfeiertage
Den Menschen, die eines guten Willens sein,
Ein guter Wille, eine heilige Weihnachtszeit,
Wir bitten Gott, daß er uns das Leben lange verleiht,
Und wenn uns der liabe Gott das Leben wird nehma,
So werd'n wir beim Vater im Himmelreich z'samm kemma!

Mit einem Male wird es in der Stadt rege. Von den umliegenden Höhen donnert Schuß auf Schuß und das Echo rollt vielfältig an den Gehängen des Dürrnberges und an den Wänden der Barmsteine dahin. Feierlich klingt das volle Geläute der Glocken in die sternfunkelnde Nacht hinaus, den Beginn der mitternächtlichen Christmette verkündend. Nun schlägt es 12 Uhr, da tönt ein herrlicher Posaunenakkord vom Stadtturme herab. Es sind die Turnergesellen[1]), die mit dem lieblichen Liede „Stille Nacht, heilige Nacht" die Geburt des Christkindes begrüßen.

[1]) Turner nannte man in früherer Zeit die Musikanten, die bei besonderen Anlässen vom Stadtturm ihre Weisen bliesen.

Feldkreuz und Totenbrett.

Am Ende der Dorfstraße schweift unser Blick über die grüne Flur. Mitten in dieser erhebt sich ein schlichtes, ungefähr drei Meter hohes Kreuz; braunrot gestrichen, streckt es, ohne alle weitere Zier, die Arme des Querbalkens weit von sich. Es ist ein verwittertes Schauer- oder Wetterkreuz. Seit uralter Zeit wurzelt im Volke der fromme Glaube, daß das Kreuz die Kraft besitze, das gefürchtete Hagelwetter, den „Schauer", von den Feldern abzuwehren, die es überschaut.

Wir treffen das Kreuz an verschiedenen Stellen, bald steht es mitten im Felde, bald am Dorfeingange oder am Straßenrande von duftenden Linden überschattet. Ebenso wechselt seine Form, das eine Mal trägt es einen Christus aus Blech geschnitten und bemalt, unter ihm befindet sich eine Armeseelentafel mit dem Verse:

„Halt ein, o Wanderer! und hemme deinen Schritt;
Vergiß die armen Seelen mit deiner Andacht nit."

Ein anderes Mal ist der Körper des Heilandes aus Holz geschnitzt, darunter steht die Mutter der Schmerzen, deren Herz ein Schwert durchdringt, und auf einer Blechtafel lesen wir die Mahnung:

„Ein Kreuz am Weg, du gehst vorbei,
Bedenk, was das für Bedeutung sei;
Zieh' ab den Hut, du bist ein Christ:
Dessen Bild für uns gestorben ist."

Besonders reich ausgestattet sind jene Kreuze, die die Waffen Christi tragen, wie sich ein solches unmittelbar hinter dem Dorfe Grödig in der Richtung gegen Moos erhebt. Es ist geschmückt mit allen möglichen Sinnbildern des Leidens, so mit der Dornenkrone, der Kette mit Schloß und Schlüssel, der Schandsäule, den Nägeln, der Rute, der Zange, dem Hammer u. v. a.

Am Stamme des Kreuzes steht ein rohgezimmerter Betschemel, dort kniet ein altes Mütterchen und dreht emsig den Rosenkranz in den faltigen Händen. Auf unseren Anruf: „Schönbergmutterl, fleißig, gar so fleißig!" meinte sie: „Braucht's schon, mein Gott, braucht's schon,

's Beten. Heuer tuat's ja grad wettern." Möge der Herr ihr Gebet erhören und der Segen des Allmächtigen die prangenden Fluren beschützen und beschirmen.

Auf dem Wege von Obertrum zur Kaiserbuche steht bei dem Gehöfte Schönstraß ein großes Feldkreuz. Zu seinen Füßen lehnen einige glattgehobelte Bretter in der Form eines länglichen Trapezes, worauf in schwarzer Ölfarbe ein Kreuz, die Anfangsbuchstaben eines Namens und eine Jahreszahl gemalt sind. Es sind Totenbretter. Auf

Totenbretter auf dem Wege nach Voggenberg.

ihnen lag die Leiche aufgebahrt, ehe das Begräbnis stattfand. Der Tischler des Dorfes versah das Brett mit dem Namen des Verstorbenen, dem Todesjahr und häufig auch mit den Buchstaben R. J. P. Diese Totenbretter trifft man in verschiedenen Gegenden des Flachgaues, so bei Obertrum, in Hallwang, Eugendorf, Fuschl, Seekirchen, von Asten nach Lamprechtshausen, bei Ursprung und an anderen Orten. Nach dem Begräbnisse legt man das Brett auf den Kirchweg, nagelt es an Bäume oder überbrückt damit kleine Gräben. Hier verbleibt es, bis es, durch Wind und Wetter zerstört, in Moder zerfällt. In Anthering befestigt man das Brett am Rande des Hausgartens auch auf vier kurzen Pflöcken.

Den Leuten im Orte sind die Totenbretter eine gewohnte Erscheinung, welche die einen achtlos vorübergehen läßt, andere zu einem „Vater unser" veranlaßt oder zu einem gutgemeinten „Herr, gib ihnen die ewige Ruh'!" Im Pongau ist diese Sitte wohl nur sehr vereinzelt anzutreffen, dem Lungau fehlt sie ganz, dafür aber weist der Pinzgau in der Umgebung von Saalfelden, Leogang und Unken eine außerordentlich große Zahl von Totenbrettern auf. Dort sind sie vielfach neben- und übereinander an den Wänden der Scheunen und Heustadel angebracht. Diese Leichbretter oder Leichladen, wie sie in der Gegend auch genannt werden, entbehren auch nicht des poetischen Schmuckes; so nimmt eine Mutter Abschied von ihren Lieben in den Worten:

„Lieber Gatte und auch ihr Kinder, gute Nacht;
Mein schweres Leiden und Leben ist vollbracht.
Ich werde bitten bei Gott für euch,
Wenn ich komm' ins Himmelreich."

(Marie Brugger von Nieder-Land 1888 — Unken.)

Die Unerbittlichkeit des Todes spiegelt sich in dem Verse:

„Mit dem gnadenlosen Tod
Muß alt und jung dahin,
Die Jungen findet er,
Die Alten finden ihn." (Saalfelden.)

Das Los des Irdischen sagen uns die Zeilen:

„Lern, o Mensch, was du bist,
Und was dein Leben ist,
Ein Leichenkleid und ein Leichenbrett
Ist dir nach dem Tode bereit."

Stille Entsagung drückt dagegen der Satz aus:

„Was lebt, lobt Gott den Herrn,
Und die Verstorbenen lassen wir in Frieden ruhen."

Das Totenbrett stammt aus der Zeit unserer heidnischen Vorfahren. Damals wurde der Tote im Grabe mit dem Brette zugedeckt, damit der Leichnam vor jeder Verletzung geschützt sei; heute ist es nur mehr ein Zeichen treuen Gedenkens, einer Liebe, die auch das Grab überdauert.

Aus dem Leben der Schiffer.

Die ernsten Klänge der großen Glocke von St. Nikola in Oberndorf zitterten am Morgen schon in aller Frühe um $^1/_2$4 Uhr über dem schlafenden Tale. Da wurde es licht und rege in all den Häuschen vom grünen Angerl bis zum Ländeplatz in der Altach und jenseits der Salzach, draußen in Obslaufen, wo der Plachmeister mit seinen Gehilfen wohnte, bis hinüber zur Abrainer Mühle, wo die braunen, hölzernen Häuschen sich ängstlich an den Steilhängen der Salzach anklammerten. Auf der Salzachbrücke polterte und summte es in halbverlorenen Tönen; wie schwarze Schatten zogen die Schiffer durch das Morgengrauen hinauf zur Kirche St. Nikola, um dem feierlichen „Gottsnamb-Lobamte" beizuwohnen. Alle waren schon in Arbeitskleidung, im langen, zwilchenen Kittel, den schwarzen, aufgebogenen Filzhut mit Kokarde auf dem Haupte. Nach dem Gottesdienste waren sie zur Abfahrt des ersten Kammersalzes fertig.

Die letzten Orgelklänge waren verklungen, plaudernd schritt die Schar von ungefähr hundert Schiffern der hohen Salzachmauer entlang, ihre Frauen begleiteten sie, ihre Buben sprangen voraus zum Ländeplatz in der Altach. Da lohten auf hohen, eisernen Gestellen rotgelbe Pechfackeln, die mit ihrem Lichte die ganze Umgebung beleuchteten, die alten, noch blätterlosen Nußbäume und den riesigen hölzernen Stadel, der abseits vom Gries auf erhöhtem Platz erbaut war. Hier wurden die Werkzeuge an die Schiffer verteilt, die Ruder, Pritschen, Haken, Sechter, Seile, kurz alles, was zur Schiffahrt vonnöten war. Der kurfürstliche Salzfertiger, eine große Liste in der Hand, stand im Licht der Fackeln und verlas die Namen der Schöffleute. Der „Zickei", „Schmarrei", „Gugitza", „Gidihansi" usw., sie waren alle zur Stelle.

Eine große Zille mit sechs Mann war eben vorausgefahren, der Wasserseher, der die Stromrinne zu loten und die Markierung zu überwachen hatte. Die Seztaler standen um den Erbnaufergen Edelmann versammelt. Jeder hielt sein gefülltes Weinglas in der Hand, so war's Brauch und Recht von altersher.

Die Salzach umplätscherte schmeichelnd fünfzehn riesige, mit Salzkufen schwer beladene Schiffe, die an straff gezogenen Tauen an den Pflöcken des Landungsplatzes befestigt waren.

Da leerte der Nauferg sein Glas zum Grunde und sprach laut: „In Gottsnam!“ Dies war das erste Zeichen zum Aufbruch.

Aus Alt-Oberndorf.

Die Seßtaler gingen auf ihre Schiffe an die langen Steuerbäume, die Schiffbuben schöpften mit den Söchtern das eingedrungene Wasser aus, die Scharler nahmen die Schiffhaken und Tauchgabeln, während andere an den Pflöcken standen, um auf Kommando die Seile zu lösen. Auf einem erhöhten Platze im ersten Schiff stand der Nauferge und überschaute nochmals seine Flottille. Dann rief er mit mächtiger Stimme: „Laß rinna!“ Da nahmen die Leute die Hüte ab und falteten die Hände noch einmal zum Gebete, das der Nauferge laut vorsprach:

„Laß rinna Fahr!
Und gedenk unsan Herrn,
Sein bitters Leiden und Sterben,
Damit uns Gott der Herr a nöt vergißt.

Sprecht das Gebet Gott zu lob'n und zu ehr'n,
Damit uns Gott der Herr
Diese Fahrt und manche Fahrt
Mit Gsund und Freud'n wieda hoamschickt.

Gott, erhör unser Gebet!
Und mach im Strom drei Kreuz:
Gott Vater, Gott Sohn, Gott heiliger Geist."

Die Kreuze führte gleichzeitig der Seßtaler mit dem Ruder aus. Unterdessen waren die Seile von den Pflöcken gelöst und eingezogen, das erste Schiff begann umzutauchen, mit langen Stangen und Tauchrudern wurde vom Ufer abgestoßen und nun glitt es der Mitte des Stromes zu.

Schiff um Schiff war unterdessen umgetaucht, fünfzehn große Hallaschen schwammen mit reicher Salzfracht auf dem Strome, fünf kleinere Zillen bildeten den Schluß des Schiffzuges. Die Sonne war eben über den Höhen des Haunsberges heraufgekommen und umwob die Schiffe mit goldigem Schimmer, die rotweißen Fähnlein über dem Steuer flatterten im kühlen Morgenwinde, von der Christophkapelle läutete das Glöcklein den Vorüberfahrenden zum Gruß und oben auf den Plachen des letzten Schiffes lag der Tanzerer Seppl, ein kleiner Schiffbube, und spielte sich ein Liedlein auf der Flöte. Beim Winterbrunnen nächst der Christophkapelle macht die Salzach eine Biegung, an der nun Schiff an Schiff dem Auge entschwand.

Th. Rißle.

Stille Nacht, heilige Nacht.

Im Jahre 1818, als noch die Schiffahrt auf der Salzach blühte, hielt der neue Pfarrvikar Josef Mohr seinen Einzug in den kleinen Pfarrhof von Oberndorf. Er war ein ruhiger, frommer Herr, der gerne die hölzernen, armseligen Hütten der Schiffer aufsuchte. An den Berg hingeklebt, standen in dichten Reihen die rauchgeschwärzten Häuschen mit so kleinen Fenstern, daß man kaum den Kopf hinausstecken konnte, mit schwarzem Schindeldach und daraufgelegten grauen Felsblöcken.

Ein frostiger Dezembertag war's. Der Ostwind pfiff kalt und eisig über den Haunsberg herüber, die seichte Salzach schob dünne, kleine Eisschollen vor sich her, so müde und bedächtig, als ob sie sich das Einschlafen überlegen wollte.

Der Mesner von St. Nikola, der eben das Abendgebet geläutet, blies sich in seine erstarrten Finger, schlug die Turmtür hinter sich ins Schloß und brachte seinen großen Schlüsselbund, der von einem breiten Riemen zusammengehalten wurde, in die Studierstube des Herrn Vikars. Dieser saß im behaglichen Stübchen am Schreibtisch, die Feder ließ er emsig übers weiße Papier gleiten und paffte von Zeit zu Zeit mächtige Rauchwolken in die Luft. Die Uhr tickte ihren einförmigen Sang, die Funken im Ofen waren über den trockenen Buchenklotz hergefallen und saugten und fraßen an ihm, daß seine Knochen in allen Fugen krachten, und der Vikar träumte und sann noch lange in der heiligen Einsamkeit nach. Dann tauchte er den Kiel neuerdings in die Tinte und schrieb, und als er fertig war, las er's immer wieder durch und er war zufrieden mit seiner Arbeit. In großen, steilen Buchstaben stand nun schwarz auf weiß vor ihm, was ihm eben durch die Seele gezogen:

„Stille Nacht, heilige Nacht!
Alles schläft, einsam wacht
Nur das traute, hochheilige Paar,
Holder Knabe im lockigen Haar,
Schlafe in süßester Ruh."

Votivbild im Kreuzgang der Laufener Stiftskirche vom Jahre 1571.

So ward dieses berühmte Weihnachtslied von dem Oberndorfer Pfarrvikar gedichtet. Der fromme Mann ahnte nicht, daß diese Zeilen, aus überquellendem Herzen niedergeschrieben, einmal die ganze christliche Welt erobern sollten.

Am nächsten Morgen, da es kaum zu tagen schien, riß jemand heftig an der Hausglocke. Ein Bauer stand an der Tür. Sein Bart war weiß und starr, seine Kleider hingen voll Reif und sein Atem dampfte. Er hatte es eilig und die Botschaft, die er dem Vikar brachte, klang trüb und traurig.

Eine Stunde außer Oberndorf liegt das Dörflein Arnsdorf. Hier waltete der Schulmeister F. X. Gruber seines mühevollen Amtes. In seinen freien Stunden widmete er sich eifrig dem Studium der Musik. Manches Liedlein, das ihm der befreundete Pfarrvikar zugesandt, hatte er schon in Noten gesetzt und dank seiner musikalischen Kenntnisse war ihm auch die Organistenstelle in Oberndorf übertragen worden.

Vor einigen Jahren hatte der Lehrer ein stilles, bescheidenes Frauchen heimgeführt — ein zweijähriges Büblein tummelte sich jetzt im Zimmer herum — aber die Frau ward kränklich und leidend und die Nachricht, welche der Bauer überbrachte, besagte kurz, des Lehrers Frau fühle ihr letztes Stündlein nahen.

Eiligst machte sich der Vikar auf den Weg nach Arnsdorf. Eine weiche, weiße Schneedecke war über das Land gebreitet, unzählige Schneeflocken wirbelten leicht und lautlos hernieder. Schon sah man den Umriß des Kirchturms durch das Schneegestöber, die ersten Häuser des Dörfleins waren erreicht.

Eine schwarze Gestalt huschte die Straße einher. Es war der Pfarrer des Dorfes. Nun erkannten sich die beiden. „Ich komme von drüben," sprach der Pfarrherr und wies auf das Schulhaus, „die brave Frau hat ausgelitten. Sanft ist sie entschlafen." Und mit einem herzlichen Händedruck ließ er den anderen ziehen. Er wußte, wie sehr ihm die kleine Lehrersfamilie ans Herz gewachsen war. Pochenden Herzens nahte sich der Vikar dem Schulhäuschen.

An der Wand lehnte die schwarzgestrichene Tragbahre, die sich gar düster von dem weißen Winterbilde abhob. Eben trat eine Bäuerin aus der Tür. Sie trug des Lehrers Büblein auf dem Arm. „Mama schläft," lallte der Kleine. Drinnen knieten ein paar Bauersfrauen im stillen Gebete, im Hintergrund flackerten die Kerzen und beleuchteten mit fahlem Licht das Angesicht der Toten.

Am Bette saß der junge Lehrer; stumm und regungslos starrte er auf die Leiche. Jetzt, als sich ihm des Freundes zitternde Hand sachte auf die Schulter legte, da brach er in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

Um die Abenddämmerung begab sich der Vikar nun täglich hinaus ins eingeschneite Dörfchen und suchte seinen Freund zu trösten und aufzurichten.

Eine Woche vor Weihnachten brachte der Vikar sein neues Weihnachtsgedicht. Vielleicht versuche es der Lehrer, eine einfache Weise hiezu in Noten zu setzen. Der aber schüttelte den Kopf — „vielleicht in Jahren — so schnell kommt mir keine Melodie mehr ins Gedächtnis," sprach er. Der Freund aber ließ sein Gedicht auf dem Spinett des Lehrers liegen.

Der Weihnachtsabend war da. Um die Dämmerzeit kamen einige Nachbarinnen, um dem Büblein des Lehrers eine kleine Freude zu bereiten. Goldene Nüsse, rotbackige Äpfel und ein hölzernes Steckenpferd hatten sie mitgebracht, alles hübsch geordnet und einige Lichtlein angezündet. Als nun der Kleine das Zimmer betrat und strahlenden Auges die Lichter bestaunte, als er jubelnd mit seinen Händchen nach all den Herrlichkeiten griff, wurde es dem Lehrer weh ums Herz und er trat ans Fenster, um seine Rührung zu verbergen. Da glänzte ihm vom Spinett ein weißes Papier entgegen, es war die Dichtung des Vikars. Er nahm es auf und las und las, setzte sich ans Spinett und griff einige Akkorde. Eine weihevolle Weihnachtsstimmung hatte ihn ergriffen, halb träumend, halb bewußt spielte er eine neue Melodie zur schönen Dichtung.

Dann brachte er die Melodie in wenig Strichen zu Papier, barg dieses in der Tasche und machte sich auf den Weg zur Christmette nach Oberndorf.

Es war eine herrliche Winternacht. Die Sterne schimmerten am klaren Himmel, der Schnee knisterte unter den harten Tritten der Wanderer. Von allen Seiten eilten schwarze Schatten mit funkelnden Laternen aus den Häusern, Flintenschüsse krachten und knatterten in der Runde und in den mächtigen, ehernen Gesang der großen Stiftsglocke von Laufen fielen jubelnd rings die kleinen Glocken aller Kirchen und Kapellen ein. „Friede auf Erden!"

Einsam schritt der Lehrer seines Weges. Am Gastag, der langen Bergstraße, die ihn abwärts führte nach dem Marktflecken, glänzten die Lichter aus allen Häusern. Aus der Mostschenke am Berge traten eben

vier Gestalten, drei derselben waren in grüne Joppen gekleidet, mit weißen, breiten Krägen, braunen Hüten, brauner Ledertasche und einem Hirtenstab in der Hand, die vierte hatte ein weißes Kleid, große Flügel und eine Krone aus Goldpapier auf dem Haupte. Es waren die Hirtenspieler, die in den Häusern des Ortes ihr Krippenspiel aufführten.

Vom Markte her aber klang eine lustige Marschweise, die Schiffergarde zog in voller Parade nach der Kirche. Vor dem Hochaltare stellten sich die zwei ältesten Schiffer als Ehrenwache auf. Sie hatten Hellebarden in der Hand, trugen lange, rote Röcke, weiße Strümpfe und schwarze, enganschließende Kniehosen.

Das Hochamt begann. In stiller Andacht harrte die Gemeinde. Pauken und Posaunen tosten dröhnend beim Gloria und Credo durch die Halle, zum Offertorium aber trat plötzlich Stille ein.

Die Sänger am Chor staunten. Sie hatten doch ein fröhliches Offertorium eingeübt und nun war nichts aufgelegt auf den Pulten. Da trat der Lehrer vor. Ein leises, kurzes Vorspiel und dann erscholl es zum erstenmal durch die Kirche das herrliche Lied: „Stille Nacht, heilige Nacht", gesungen mit schöner, klangvoller Stimme vom Schöpfer desselben.

Alles hielt fast den Atem an, die Leute schauten ergriffen zum Chor hinauf, dem Vikar aber vorn am Altar rannen heiße Tränen der Rührung über die Wangen.

Eine merkwürdige Fügung! Wie bei der Geburt des Heilandes schlichten Hirten zuerst die freudige Botschaft verkündet wurde, so erklang das herrliche Weihnachtslied zuerst armen Schiffern an der Salzach.

Th. Rißler.

Tracht, Sitte und Brauch.

Salzburger Volkstrachten um die Wende des 19. Jahrhunderts.

Die reiche Mannigfaltigkeit der Volkstrachten des Erzstiftes im engen Raum erschöpfend zur Darstellung zu bringen, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Damals umfaßten die Grenzsteine des Fürstentums noch Gebietsteile, die heute zu Bayern und Tirol gehören, Gegenden, die gerade in bezug auf Tracht eigenartig waren. In dieser Abhandlung mußte dieser Umstand Berücksichtigung finden. Um einen Überblick über das Trachtenwesen gewinnen zu können, erscheint es notwendig, jene Umstände anzuführen, welche in Salzburg die Tracht beeinflußten und ihr Gepräge bestimmten.

Die geistliche Oberherrschaft sicherte dem Lande einen starken Bestand von Sitte und Brauch, die bei Festzügen, Hochzeiten und Begräbnissen auch in der Kleidung ihren Ausdruck fanden. Die eigentümlichen Trauerkleider bei der „Klage" und die Habite der Bruderschaften beweisen das. Der starke Verkehr zwischen Deutschland und Italien, der teilweise über Salzburg ging, lagerte hier Stoffe ab, die, wenn auch bescheiden, auch das Bauernvolk für sein Kostüm verwendete, man denke an Samt, Seide, Damaste und Baumwollstoffe.

Die Handwerksgesellen, die satzungsmäßig mehrere Jahre im Auslande zubringen mußten, kehrten mit neuen Anregungen heim und übten als Meister gelernte Techniken. Ihre Produkte brachten sie auf den Markt und fanden dieselben Gefallen und Absatz, so dauerte es oft nur kurze Zeit, ein neues Trachtenstück in einer Gegend zu verallgemeinern.

Die Lungauer, die im Sommer hindurch ihr Gewerbe auf deutschem und ungarischem Boden ausübten, erklärten sich zuerst für Stehkrägen an ihren Röcken und Litzenbesatz an Westen. Sie, die mit Arzneien und Wundermitteln herumziehenden Zillertaler, die Samer

Salzburger Volkstrachten um das Jahr 1800.

und die vielgereisten Salzschiffer waren ohne Zweifel Übertrager von Neuerungen und die Überbringer von Putzartikeln, die ihre Weiber eiligst zur Geltung brachten. Zuerst belacht, wurden sie in der Folge aber gewöhnlich rasch nachgeahmt oder beim Krämer in Bestellung gegeben.

Die wichtigsten Personen aber, die auf die Tracht Einfluß nahmen, lieferte die Schneiderzunft. Von ihrem Können hing es ab, ob die Kleidung gut oder schlecht am Körper ihrer Kundschaft saß, sie beherrschte und hütete den Schnitt und bestimmte zum Teil die Stoffe, die als Mode für den Bauer zu gelten hatten. Die Marktschneider waren um 1800 zumeist auch Tuchhändler und Krämer und bezogen ihre Waren von Großkaufleuten aus den Städten. Die außer Mode gekommenen Stoffe für den Bürgerstand landeten, entsprechend billiger berechnet, regelmäßig bei den Marktschneidern und diese wußten schon, wie sie diese Waren als „Neuestes" an ihre Bauern abzusetzen hätten. Solcher Vorgang schloß aber nicht aus, daß neue Erzeugnisse gleichzeitig in der Stadt und auf dem Lande erschienen, aber in der Regel war dies nicht der Fall.

Der gering geschätzte „Gäuschneider", der mit seinen Gesellen jahraus jahrein in die „Stöhr" ging, hatte das Material zu verarbeiten, das ihm der Bauer auf den Tisch legte: Loden, Raß [1]), Rupfen, Leinen und Zwilch. Diese Stoffe wurden im Hause selbst erzeugt oder von den zahlreichen Webern jener Zeit, die das vom Bauer gelieferte Leinen- und Wollgarn zu Tuch verarbeiteten. Die Dienstverträge des Bauern mit seinen „Ehehalten" (Dienstboten) sicherten diesen ein jährliches Ausmaß an Kleidung und Schuhwerk von einfacher Art. Feinere Gewandstücke konnten sich Knecht und Magd aus eigenen Mitteln bestreiten und sie opferten dem „Schönmachen" ihrer äußeren Person häufig genug ihren ganzen Lidlohn.

Die in Loden, Raß und Rupfen gekleideten Leute bildeten die Mehrzahl der Salzburger. Da diese Stoffe verschieden gefärbt wurden, war eine Einförmigkeit der Farbenwirkung ausgeschlossen und die Gaubewohner sorgten dafür, daß die Unterscheidungen streng eingehalten wurden. Die Freizügigkeit der Dienstboten und Einheiraten ließen aber eine durchgängige Gleichmäßigkeit der Kleidung in den einzelnen Gegenden nicht aufkommen.

[1]) Raß ist ein Gewebe aus reiner Schafwolle, Halbraß ein solches mit Leineneinschlag.

Wie überall in deutschen Landen, vermittelte der Marktbürger, der zumeist auch eine bäuerliche Wirtschaft betrieb, das städtische Zeitkostüm mit dem Bauernkleide. Die Zeitmode machte er mit dem besseren Marktschneider nach Maßgabe seiner Mittel mit und an seiner Kleidung nahmen sich der Bauer und sein Dorfschneider ein Vorbild. Es sind nur wenig Trachtenstücke, die dem Bauer ureigen sind, das meiste an seiner Kleidung läßt den bürgerlichen Ursprung genau erkennen.

Mit der Verheiratung nahm das Interesse an schöner Kleidung gewöhnlich ab. Die Hochzeitskleider waren das Beste, was sich Bauer und Bäuerin an Staat zu leisten pflegten. Aus besseren Stoffen hergestellt, blieb dieses „Brautgewand" das Festkleid durch das ganze Leben lang und wurde zumeist auch mit ins Grab genommen. Die wenigen Gelegenheiten, es zu tragen, und die Güte und Dauerhaftigkeit der Stoffe sicherten seine Erhaltung.

Diesen Umständen ist es zuzuschreiben, daß bei Hochzeiten die Festkleider der Gäste so verschieden waren. Der Festrock des Großvaters, jener des Vaters und der des Bräutigams gehörten eben verschiedenen Jahrzehnten an und die Tracht war inzwischen geändert worden. Die weiblichen Kleider zeigten solche Veränderungen noch stärker. Um 1800 trugen Großmütter bei den Hochzeiten ihrer Enkel noch die hochgespitzten spanischen Hüte und weißen Halskrösen, mit denen sie vor 50 Jahren selbst vor dem Altar gestanden waren, und legten sie nach dem Feste sorgfältig wieder in die Leibtruhe zum ferneren Gebrauch.

Sonn- und Werktagskleider waren kurzlebiger, aber der Tracht durchaus unterworfen — sie bildeten eigentlich das Gepräge eines Gaues oder Tales. Die Trachten zu beschreiben ist hier nicht möglich; das der Abhandlung beigegebene Bild veranschaulicht die Mannigfaltigkeit derselben. Die Arbeitskleider zeigten jene durch lange Erfahrung erprobten Formen, wie sie allen Alpenbewohnern gemeinsam sind, und können die verschiedenen Schutzkleider, als Wettermäntel, Gamaschen, Schafpelze, gemeine Strohhüte, Holz- und Bergschuhe, als besondere Trachtenstücke nicht angesprochen werden. Selbstverständlich wurden bei der Arbeit auch alte Kleider und Kostümstücke verbraucht, denen man alles noch für bessere Zwecke Brauchbare abgetrennt oder störende Teile weggeschnitten hatte.

Die Kinder trugen bis zum vierten Jahre gewöhnlich hemdartige Kittel aus waschbaren Stoffen, nach Bedarf auch Lätzchen um den Hals gehängt, und nur im Winter Schuhwerk aus Filz und Leder. Sorg-

fältige Mütter schützten die Köpfe ihrer Lieblinge auch mit turbanartigen, dickgefütterten „Fallhauben", an denen zierliche Bandschleifen selten fehlen durften.

In kinderreichen Familien mußten die jüngeren Geschwister regelmäßig die zu klein und eng gewordenen Kleider der älteren übernehmen und waren darüber ebensowenig erbaut wie über die mit kecken Schnitten und Einziehungen zugerichteten Kleidungsstücke aus den Nachlässen von Erwachsenen, die ihnen zugedacht wurden; diese Garderobe wirkte luftig und saß mehr als bequem. Mit dem erreichten siebenten Lebensjahr wurde seitens des Taufpaten das erste „Gwandl" beim Schneider in Auftrag gegeben und so zugeschnitten, daß es erst nach Jahren als beengend empfunden werden konnte. Nach der Form glichen diese Kinderkleider vollständig jenen der Erwachsenen; die Schmückung der Kleider und der Wäsche war bescheiden. Volkstümliche Stickereien gab es nicht, dazu mangelte es an Frauenklöstern, die andernorts die weibliche Jugend in Handarbeiten zu unterweisen pflegten, auch der Adel wohnte nur in der Stadt. Die Klöppeleien zu Henndorf und Talgau schufen zwar eigenartige Spitzen- und Schlingmuster, aber ihre Fabrikate wanderten auswärts und hatten im Lande selbst nur geringen Absatz.

Die Kunst der Naderinnen beschränkte sich auf Zurichten und Merken der Leib- und Bettwäsche; Frauenkleider zu fertigen war ihnen untersagt. Das besorgten damals die Schneider, die mit Nachdruck und Eifersucht dafür sorgten, daß ihnen „niemand ins Handwerk pfusche"; selbst den Hutmachern machten sie das Einfassen und Unterfüttern der Frauen- und Männerhüte streitig.

Die Bauernmädchen und weiblichen Dienstboten erlernten zur Not stricken und flicken, aber das Anstricken einer Strumpfferse gelang ihnen schon selten.

Was an Spitzen, Borten, Schnüren, Bändern, Knöpfen und Haken auf den Kleidungsstücken saß, wurde beim Krämer und Hausierer, auch auf den Jahrmärkten gekauft und die Auswahl war, nach den Ladenbeständen jener Zeit zu schließen, keine geringe.

Echte Gold- und Silberborten an Westen, Miedern, Leibeln und Hutbesatz waren sehr selten, man ersetzte sie durch leonische, die sehr billig waren und ebenso funkelten wie „gute". Perlen und Edelsteine gab es an Hutnadeln, Hemdknöpfen, Halsketten und Ringen in

Hülle und Fülle, aber sie waren zumeist aus Glas; nur sehr reiche Leute trugen echten Schmuck. Zinn, Weißmetall, Blei und Stahl, Horn und Bein, Messing und Holz waren die Materialien, aus denen die Ziergegenstände verfertigt waren. Silberketten an den Miedern, wie sie die benachbarten Bayerinnen liebten, waren zu Salzburg nicht im Gebrauche.

Volkstümliche Arbeit, wenn man von der Bemalung der Hutfedern der Pinzgauer Burschen absieht, zeigte sich nur in den Lederarbeiten. Die herrlichen Pferdegeschirre im Salzburger Museum, Tausende alter Gürtel, die heute noch im Lande zu finden sind, lassen die große Kunstfertigkeit des Handwerkes der Riemer, Sattler und Gürtler jener Zeit vollauf würdigen.

Um 1800 waren die Weibergürtel mit ihren Schlüssel-, Messer- und Besteckanhängern schon außer Mode gekommen, nur im Lungau wurden sie bei Hochzeiten noch vereinzelt zur Schau getragen. Die „Miederwurst", die jetzt fast allgemein über den Frauenhüften lag, hatte den Gürtel verdrängt. Hingegen war der Männergürtel zum allgemeinen Trachtenstück geworden. Diese „Bauchbinden oder Fatschen" mit Schnallenverschluß hatten sich aus dem einfachen Leibriemen entwickelt, der bei der Arbeit noch immer im Gebrauche blieb, am Festgewande aber zu dürftig gewirkt hätte. Seine einfache Verbreiterung und eine oder mehrere Messingschnallen daran angebracht, gaben ihm den Namen Riemengürtel und als solcher wurde er von armen Knechten und Hirten auch zum Festkleide getragen.

Mit bunten Lederriemchen ausgenäht oder mit verschiedenfarbigem Lederornament belegt, mit Messingziernägeln beschlagen, selbst mit Kaurimuscheln verziert erschienen Gürtel im Gebirge. Allgemeiner aber waren die mit Zinnstiften in reicher Zeichnung beschlagenen älteren und mit Pfauenfederkielen zierlich ausgenähten jüngeren Formen. Alle Gürtel zeigten gleichmäßige Breite. Nach den Gegenden waren sie schmächtig, wie zu Windischmatrei, oder auch sehr massig, wie das die Zillertaler liebten. Talgauer Burschen trugen zu weißen Leibeln auch mit grünen Glassteinen besetzte prachtvolle Fatschen. Auf der Innenseite der Gürtel war zumeist ein schlauchartiger, lederner Geldbehälter angebracht, der „Geldkatze" genannt wurde. Bei den nach 1800 auftretenden Blattgürteln wurde die Geldkatze auf die Außenseite verlegt und mit einem ovalen, reich ausgenähten besonderen Mittelstücke, dem „Blatte", verdeckt.

Auch die mit Schlageisen ausgestanzten Hosenträger der Windischmatreier waren bemerkenswerte Lederarbeiten.

Manche Burschen besaßen bis zu vier Gürteln und diese wie die kurzen Tabakspfeifen bildeten Tauschartikel auf den Kirchenplätzen, wie dies später mit den Sackuhren ebenfalls gehalten wurde. Um die Wende des Jahrhunderts waren letztere noch sehr kostbar und äußerst selten.

Der Sparsamkeit des Bauernvolkes entsprach auch der alte Brauch, jene Stellen der Kleider, die gedeckt und somit nicht sichtbar waren, durch minderwertige Stoffe, meistens grobes Leinen, auszufüllen. Dies galt sowohl für den Rückenteil der Männerweste als auch für Frauenleibchen und dem Vorderblatt der Kittel, dem im ganzen Lande, ohne Ausnahme, die breite, faltige Schürze, das „Fürtuch", vorgebunden wurde, dessen Farbe fast immer blau, bei besonderen Anlässen schwarz oder weiß gewählt wurde. Auch die sichtbaren Teile des besseren Frauenhemdes waren zumeist aus „harbem" Tuche[1]) hergestellt, während der übrige Teil aus Rupfen oder Leinwerch, dem Materiale des gewöhnlichen Alltagshemdes, bestand. Am Fronleichnamstage und bei Hochzeiten trugen die „Prangerinnen" und Brautjungfrauen nicht allzu selten eigene kurze Überhemden, das „Hansei", mit Spitzenbesatz und Seidenspangen verziert, deren Farbe die Braut zu bestimmen hatte.

Da der Frauenrock, „Kittel", bis zur halben Wade reichte, wurde der Ausschmückung des Strumpfbandes keine Aufmerksamkeit gewidmet und nur die sichtbaren Teile des Strumpfes durch Zwickel an den Seiten und Muster am Riste verziert, die um so mehr zur Geltung kamen, weil das Schuhwerk zur damaligen Zeit durchaus niedrig getragen wurde.

Ohrringe waren ziemlich selten, auch bei jenen, welche das „Kappl", eine fast 100 Jahre alte Haube, abgelegt hatten, deren schwarze Tüllspitzen Schläfe und Ohr bedeckten und der Wange entlang weit ins Gesicht reichten. Diese Haube, auch „'s Visier" genannt, wurde mit Ausnahme der heute zu Tirol gehörigen Pfleggerichte im übrigen Erzstifte von ledigen und verheirateten Personen weiblichen Geschlechtes fast allgemein getragen. Sie und die meist grünsamtene Ohrenhaube, die im Winter von beiden Geschlechtern gebraucht wurde, verhinderten die

[1]) Alle Leinwand, wie sie vom Webstuhl kam, wurde Tuch geheißen. Nach der Feinheit des Stoffes unterschied man harbenes, leinwerches und rupfenes Tuch; besonders feines Leinen wurde „kluges" Tuch genannt.

Schmückung des Ohrläppchens vollständig. Auch im gegenwärtigen Trachtenbilde spielen Ohrringe keine Rolle.

Aber nicht allein die Ohrenhaube war den Geschlechtern gemeinsam. Nur in Oberbayern herrschte annähernd jene Übereinstimmung der Kostümstücke von Mann und Frau, wie sie außer dem Erzstifte wohl nirgends so ausgeprägt zutage trat.

Die überwiegende Verwendung der durch Hausindustrie hergestellten Stoffe, der gemeinsame Schneider, das gleiche Schutzbedürfnis einer rauhen Natur gegenüber und alter vererbter Brauch zusammengenommen zeitigten dieses merkwürdige Verhältnis.

Die Salzburgerin hielt das Kinn frei, kein Hauben- und Hutband beengte es, ebenso Nacken und Hals, um die sich selten Schnüre aus Glasperlen oder Granaten legten. Die fast durchgehends schwarzen Halstücher aus Krepp, Halb- oder Ganzseide, „Flörn" genannt, lagen locker, wurden einfach geknotet oder unter der Halsgrube durch einen Fingerring gezogen, so daß die Enden kreuzweise über der Brust lagen. Um das Flackern der Zipfel zu verhindern, wurden diese hinter Mieder und Hosenträger gesteckt.

Der kragenlose Mannsrock mit seiner Faltenanlage, seiner ortsüblichen Ausschmückung mit Knopfleisten, Besetzen und Einfassungen sowie die Farbenwahl des Stoffes und der Unterfütterung wiederholte sich sinngemäß auch für das Frauenröckl. Besonders auffallend war dies im Gebirge. Männer und Frauen im Pinzgau trugen kurze Ärmel mit weit zurückgeschlagenen Stulpen; der bloße Teil des Unterarmes wurde dann von Armstutzen aus Samt bedeckt oder nur am Handgelenk von Pulswärmern umfaßt.

Schuhe, Strümpfe und Socken hatten für beide Geschlechter die gleiche Ausstattung. Waren die Schuhe des Lungauer Bräutigams mit rotem Schweinsleder zierlich gefaßt, so war dies auch an den Brautschuhen der Fall. Die fürchterlich langen Strümpfe der Weiber in den Tiroler Gegenden, die als „Riegelstrümpfe" unförmlich die Unterschenkel mit dicht aufeinander liegenden Wollwülsten umschlossen, konnten ihre Männer nicht neidlos sehen und wenigstens die Hopfgartner Bauern beeilten sich, die Hälfte ihrer sonst glatt anliegenden Strümpfe geriegelt zu tragen.

Pelzhauben mit Samtboden, „weiche oder Pudelhauben" genannt, welche von den Samern ins Land gebracht worden waren, deckten die feinen Frauenköpfe ebensogut wie die Männerköpfe.

Und diese Übereinstimmung in den Hutformen! Im ganzen Fürstentum herrschte der breitkrempige, mäßig gegupfte Filzhut. Nur zu Saalfelden und Lofer tauchte schon ein neuer grüner, hoher Hut auf, der vom Hutmacher Pimpl auf den Markt gebracht worden war und auf den Köpfen der Landesschützen rasch zur Geltung kam. Ihm folgten schnell gelbe, grüne, weiße und schwarze Zylinderhüte, die von 1820 an als allgemeine Kopfbedeckung der Salzburger üblich waren.

Die Verzierung der Frauenhüte war eine typische und hat sich bis in die Gegenwart erhalten. Die Krempe war jederzeit eingefaßt, im Pinzgau schwarz, zu Hopfgarten grün, anderswo nur schwach gebörtelt. Die Unterseite wurde mit strahlenförmig gelegtem, niedergepreßtem Zeuge, Seide oder blumengemusterten Leinwollstoffen unterfüttert, am inneren Rande auch mit Goldspitzen besetzt. Schrieb nicht die Tracht einer Gegend für Mann und Frau eine bestimmte Farbe vor, wie beispielsweise hellgrün zu Golling und Adnet, dunkelgrün zu Abtenau, rot im Ober-Pinzgau, so wurde die Farbe dieser Fütterung in Übereinstimmung mit Mieder und Armstützeln gebracht. Alltagshüte entbehrten dieses Schmuckes. Im Pinzgau und im Lungau trugen auch Männer und Burschen unterfütterte Hüte, im Flachgau nur ausnahmsweise. Der Frauenhut wurde mit zwei Bändern unter dem Haarknoten mit einer Doppelmasche festgeknüpft und die Bandenden reichten über den halben Rücken hinab — heutzutage sind sie schon am Rocksaume angelangt.

Gemeinsam war auch der Schmuck mit Blumen und die Art, sie anzustecken. Die rote Nelke erblickt man noch heute über dem Ohr der Salzburger Leute.

Franz Kulstrunk.

Erklärung zum Bilde „Salzburger Volkstrachten".

Aus allen Gauen des ehemaligen Erzstiftes haben sich Wallfahrer am Residenzplatze versammelt, um sich zum Einzuge in den Dom einzuordnen.

In der Mitte des Vordergrundes steht ein Pinzgauer Vorbeter, er scheint mit einem Gaugenossen ein Gespräch zu führen; an diesen reiht sich ein Windischmatreyer, ein Zillertaler mit Joppe und zwei Brixentaler. Hinter dieser Gruppe sieht man Frauen in gleicher Anordnung der Gauzugehörigkeit. Nach rückwärts und nach rechts schließen sich Pongauer mit ihren Fahnen an. Im Hintergrunde stehen Leute aus den Pfleggerichten Tittmoning, Raschenberg, Teisendorf und Laufen. Dann folgen gegen den Mittelgrund Gollinger, Abtenauer, Talgauer und eigentliche Flachgauer. Die Lungauergruppe nimmt die linke Ecke des Vordergrundes als Abschluß ein.

Weihnachten im Gebirge.

Vom Tal herauf verklingen ernst und feierlich die Töne der Aveglocke. Da blitzt es neben dem Gehöfte des Tiefenbacher auf und ein scharfer Knall löst das rollende Echo von den Wänden des Kleinhorn. Das Weihnacht- oder „Christkindl"-Anschießen hat seinen Anfang genommen. Der Knecht Hois, ein einstiger „Rainer", ladet neuerdings und wieder kracht der Schuß, der nun aus den nächstliegenden Bauernhäusern vielfältig erwidert wird. So geht es abwechselnd fort, bis die Zeit zum Besuch der Mette herankommt.

Treten wir aber jetzt in die hellerleuchtete Stube. Im Ofen glimmt ein mächtiger Buchenklotz, der „Mettenstock", und verbreitet behagliche Wärme. Der Boden ist frisch gescheuert, auf dem blanken Tisch in der Ecke erblicken wir eine rote, brennende Kerze, es ist die Mettenkerze; sobald Mitternacht vorüber ist, wird sie mit einer weißen vertauscht. Besonders schön ist der Herrgottswinkel geschmückt, harzduftendes Tannenreis und die Ranken des Efeus umrahmen ihn, im purpurroten Glase flackert bei jedem Luftzug das Flämmchen des ewigen Lichtes.

Nun treten die Bewohner des Hauses, Bauer und Bäuerin, Kinder und Ehehalten in die Stube, um gemeinsam den Rosenkranz zu beten. Nach dem Gebet trägt die Hausfrau eine mächtige Schüssel voll rotbackiger Äpfel, eine kleinere mit steinharten Nüssen und einen großen Klotzenlaib herein, woran sich alle gütlich tun. Die Bäuerin bringt nach geraumer Zeit das Bachlkoch, ein Mehlkoch mit einer Honigschichte darüber, herein und jeder der Hausgenossen trägt eifrige Sorge, dabei nicht zu fehlen. Ein kleiner Rest des Koches verbleibt in der Pfanne; mit dem begibt sich die Bäuerin unter die Obstbäume des Hausgartens mit dem Rufe: „Bam eßt's", wobei man erwartet, daß die nächste Ernte fruchtreich sein werde. In vielen Gehöften ist es auch Brauch, an dem Abend Mehl in die Luft zu streuen, „den Wind füttern", wie die Pinzgauer sagen, oder ein Stück Brot auf den Zaunpfahl zu legen. Auf einmal steht der Bauer auf, ihm folgt sein ältester Bub. Beide begeben sich in die Küche und füllen die Räucherpfanne mit glühenden

Kohlen, auf die sie wohlriechenden Waldrauch streuen. Zunächst gehen sie im Haus und Stall herum, um mit dem von der Kirche geweihten Weihrauch das Unheil von Haus und Hof, Stall und Scheune zu bannen, gleichzeitig besprengt der Bub mit dem Weihwasserwedel Boden und Wände. Es ist eine eigene feierliche Stimmung, wenn der einsame Wanderer da und dort die zwei geheimnisvoll dahinschreitenden Schatten erblickt mit der weithin leuchtenden Glutpfanne. Nachdem die beiden wieder in die warme Stube zurückgekehrt sind, wird neuerdings gebetet, hierauf singen die Zenz und die Bev alte, bekannte Weihnachtslieder, zu denen der Bauer, der vor Jahren auch Kirchensänger war, den Baß dazu brummt. Sie beginnen mit dem Herberglied: „Wer klopfet an?" „O zwei gar arme Leut", dann folgen: „Still, still, weil's Kindlein schlafen will" und das lustige „Krumphaxn Maschtei, geh' leich ma dein Ranz'n, sollt flux nach Betlehem kirchfarscht'n geh'n". Indessen verläuft die Zeit, und ehe man's dachte, verkünden die Glocken der Dorfkirche das Nahen der Mitternachtsstunde. Noch fallen vereinzelte Schüsse, allmählich wird es still, denn alles rüstet sich zum Gang in die Christmette. Nur der Knecht und die alte Mutter bleiben zurück, sie müssen „gama", d. h. das Haus hüten.

Glashelle Mitternacht liegt draußen auf dem Tal gelagert. Der Schnee blendet und oben leuchtet und funkelt der sternbesäte Himmel herrlich herab. Ein frischer Wind weht von den Höhen und kalt ist es, daß der Schnee unter den Füßen kracht, der Atem friert vom Munde weg und legt sich als Reif an den Bart und die Kleider. Von nah und fern, einzeln und in Gruppen eilen die Leute beim Scheine der Laternen und Pucheln [1]) nach der Kirche. Von den höchstgelegenen Gehöften sieht man die Lichter, von rötlichem Dunstkreis umgeben, sich dem Tale zu bewegen, bald verschwindend, bald wieder auftauchend. Dabei hört man in der Stille der Nacht jedes Geräusch auf große Entfernung. Die rauhen Stimmen der Männer, die hellen der Kinder und das Schwatzen und Gekicher des Weibervolkes ist deutlich zu unterscheiden, bald lauter, bald gedämpfter, je nachdem die Luft zieht. Endlich erlischt ein Licht nach dem anderen, nur die hellerleuchteten Bogenfenster des Gotteshauses leuchten hinaus in das Dunkel. Im Glanze zahlreicher Kerzen strahlt der Hochaltar, das frische Grün mächtiger Tannen schmückt seine Seiten. In den Klang der Orgel mischen sich die Schalmeientöne der

[1]) Lang geschnittene, in Bündel gebundene Fichtenspäne, die mit Pech bestrichen und angezündet werden.

Blasinstrumente und der Gesang des Chores. Besonders lieblich klingt zur Opferung das immer schöne „Stille Nacht, heilige Nacht".

Gegen ein Uhr ist der Gottesdienst zu Ende und alles kehrt in die Gehöfte zurück. Dort erwartet die Ankommenden ein warmes Mahl, das im Vorland aus Lüngerl- und Würstelsuppe, im Gebirge meist in einem saftigen Schweinsbraten besteht, denn jeder Bauer und Gütler hat sich zur Sommerszeit ein Ferkel gekauft und es aufgezogen, um zu Weihnachten seinen Schweinsbraten zu haben. So ist es drei oder gar vier Uhr früh geworden, es lohnt sich kaum mehr, sich niederzulegen, deshalb wurde in manchen Häusern schon am Abend vorher in der Stube frisches Stroh aufgeschüttet, auf dem man den Rest der Nacht schlafend verbringt.

Die Sternsinger.

Ein herrlicher Stephanitag war es. Spiegelheiter wölbte sich der Abendhimmel und einzelne Sternlein funkelten und glitzerten ob der hellen Weihnachtsfreude, die auf Erden alle Herzen erfüllte. Gestern, am Christtage, hatte es tüchtig geschneit, Ast und Ästchen hatten noch flockige Decken, die Zaunpfähle weiße Mützchen auf und heute war es ordentlich frisch, so daß der Schnee unter den Tritten „knirxte". Feierlich waren die Töne der Aveglocke verklungen, die Buben des Anzenberger hatten die Eisbahn verlassen und sich in die „bacherlwarme" Stube begeben, denn ihrer wartete die dampfende Schüssel. Alle saßen zusammengerückt im Herrgottswinkel um den großen, viereckigen Ahorntisch und ließen sich die Abendmahlzeit bestens schmecken.

Gerade waren sie damit zu Ende; kaum hatten sie das Tischgebet gesprochen, da hörte man vom Vorhaus herein schwere, stampfende Schritte. Es war, als ob jemand die anhaftenden Schneestöckeln „abbossen" würde. In dem Augenblick kommt Lena, die Dirn, herein und ruft: „D'Sternsinga sand da!"

Alles ist jetzt voll Erwartung, denn es dauert noch eine Weile, bis die Männer draußen ihre Mäntel abgelegt und die Lichter im Stern und in den Hüten entzündet haben.

Nun öffnet sich angelweit die Türe und herein kommt gebückt der erste der Sänger. Auf seinem Hut trägt er eine zylinderartige Erhöhung aus weißem, ölgetränktem Papier, durch die das Licht des darin brennenden Kerzchens schimmert. Mitten auf dem Hute sehen wir groß gemalt den Buchstaben C (Kaspar). Der Mann mit dem gewaltigen Schnurrbart ist bekleidet mit einem langen, weißen Hemd, das in der Mitte von einem breiten, roten Bande zusammengehalten wird. In der Hand trägt er einen langen Stock, auf ihn folgt Melchior, wie uns der Buchstabe M auf der Mütze sagt. Dieses alte, glattrasierte Männchen umfaßt einen Stab, an dem ein beweglicher, großer, sechszackiger Stern befestigt ist. Das Innere des Sternes ist gleichfalls durch ein brennendes Kerzchen erleuchtet und die Vorderseite ziert eine aufgeklebte Darstellung der Geburt des Herrn. Dieser Stern wird während des Gesanges ohne Unterbrechung gedreht.

Als letzter erscheint Balthasar, wie das schimmernde B auf seiner Mütze zeigt. Begleitet sind die drei von einem jungen Burschen, der die Aufgabe hat, die geschenkten Gaben in einem Rückenkorbe heimzutragen.

Die Sternsinger stellen sich dem Tisch gegenüber am Ofen auf, um den Vortrag ihrer Lieder zu beginnen. Da kann sich der stets etwas vorwitzige Rüepl nicht enthalten zu rufen: „Da schaut's, das ist ja der Federmoar!" Und recht hat er wohl gehabt, der Bub; es sind die Laufener Schiffer Federmoar, Zwiespitz und Frischei, wie sie mit ihren allgemein gebräuchlichen Spitznamen heißen. Sie gehen in der verdienstlosen Winterszeit auch Sternsingen, um dabei einige Groschen einzuheimsen.

Jahrelang schon kommen sie an dem Tag in den Hof des Anzenberger und sie wissen recht gut, welche Lieder der alte Anzenberger Vater, ein würdiger Greis, besonders gern hört, und so beginnen sie:

Frohlocket, ihr Brüder,
Seid alle voll Freud,
Legt ab eure Sorgen
Und denkt auf kein Leid!
Jaz weaschd ge bal kemma
Die gewünschte Zeit,
Von der Künig David
Schou lang prophezeit.

Zu Bethlehem drunten,
In an älten Ställ,
Liegt schön in der Krippen
— Betrachtet amäl! —
Ja unser Erlöser,
Ein Kindlein ganz klein,
Mit Nam hoaßt er Jesus,
Däs tuat mi recht freu'n.

Jaz wöllma hält schleunig
Auf Bethlehem gean!
Schauts Buama, doscht siach i,
An Ställ offat stea'n;
A Stern tuat hell leuchten,
A Schrift hängt dabei,
Hoaßt: Gloria pax Dawis,
Der Fried sei mit euch!

Gott grüaß enk beisämma
Dn Ställ dä herinn!
Schau, Todl und Tomma,
Da ligt dös kloa Kind!
So liabla, so freudla,
So zart und so schea!
Vor Freuden toant mir schou
Die Augn übergea.

I sollt enk was schenka,
Ha äba nöt vil,
Oar, Schmalz und an Budan,
A Kanl Goaßmill';
Und i hät no däda
An Zweschpenbrandwei,
Der g'höscht für dein Väda,
Dir möcht er z'stark sei.

O du göttlechs Büabei,
Mir bitten di schea,
Tua=r unser gedenka,
O liab's Jesulein,
A Himmi tua schenka
Und laß uns äll ei!

O du liabster Jesu,
Wir bitten allzeit:
Von Feuer und Wasser
Dös Laufen befrei!
Und schicke uns heuer
Ein glücklichs neus Jahr,
Von Krieg und von Unglück
Dös ganz Land bewahr!

Nach Beendigung des Liedes müssen sich die Sänger wohl noch zu einigen Zugaben entschließen, besonders das Lied: „Jackl, Hiesl, Hansl, Stöfl, stehts na auf, gehts her zu mir", rief wie immer den Jubel der Kinder hervor.

Aber nun war es Zeit zum Aufbruch, denn beim Hansbauer und beim Staller wartete man schon lange auf sie. Die Bäuerin ließ in den Tragkorb einen ordentlichen Scherz Klotzenbrot, ein paar schöne, rote Äpfel und ein Stück Hausgeselchtes gleiten, während der alte Anzenberger lange in seinem ledernen Geldbeutel herumsuchte, um dann dem Melchior ein blinkendes Stück in die Hand zu drücken. Mit einem „Vergelts Gott tausendmal!" nahmen die Sternsinger Abschied.

Das Aperschnalzen.

Im nordwestlichen Winkel des Salzburger Landes, wo sich über die Saalach herüber noch ein Stück der bayrischen Hochebene einzwängt, ist der Schauplatz des Aperschnalzens oder, wie es die Bauern auch gern zu benennen pflegen, des „Faschingsschnalzens".

Dieses nimmt seinen Anfang am Dreikönigstag nach dem Nachmittaggottesdienst und endet am Faschingdienstag. Die Bauernburschen eines Dorfes flechten sich zu dem Zwecke 5—6 Meter lange Peitschen aus dünnen, gedrehten Seilen und versehen sie am Ende mit einer gelbseidenen Quaste. Die Schnalzer stellen sich dann auf freiem Felde in langer, gerader Linie oder im ausgedehnten Kreise auf, damit keiner der Peitsche des Nachbars zu nahe kommt.

Der erste in der Reihe, „Aufdrahrer" genannt, schwingt die Peitsche dreimal um den Kopf und schreit „aufdrah'n". Nachdem er eins, zwei, drei gezählt, zieht er mit kurzem Ruck die Peitsche an, worauf ein Knall entsteht, nicht unähnlich dem eines Pistolenschusses. Der „Aufdrahrer" hat übrigens die leichtere Peitsche; sie darf nicht so laut knallen wie jene der übrigen, damit der letzte in der Reihe, der sogenannte Baß, sie an der Schallstärke von den anderen unterscheidet. Der Baß ist der kräftigste Mann unter den Schnalzern, seine Peitsche ist am längsten und knallt auch am tiefsten. Der „Aufdrahrer" muß auf den Baß achten; sobald die Peitsche des letzteren knallt, hat er wieder einzusetzen; so hört man gleichsam eine Steigerung vom schwächsten zum stärksten, beziehungsweise tiefsten Knall.

Die Peitsche, die am meisten Takt hält und am tiefsten knallt, geht als Sieger hervor. Am besten klingt das Schnalzen, wenn 7, 9 oder 11 Schnalzer sich beteiligen, und je gefrorner der Boden ist, desto weiter

wird es gehört. Schnalzen alle Teilnehmer gleichzeitig, was aber in der Ausführung sehr schwierig ist, so nennt man dies einen „Basch". Da das Schnalzen einen großen Kraftaufwand erfordert, so dauert es niemals lange. Der Baß veranstaltet auch Ausflüge in die umliegenden Orte, so von Siezenheim nach Wals, Gois, Himmelreich, Rott, Liefering und Maxglan. Sind die Schnalzer in einem Nachbarort angesagt, so werden sie von den Buben des Ortes mit fröhlichem Knallen empfangen; hierauf wird Aufstellung genommen und um die Wette geschnalzt, um zu zeigen, wer den besten Baß besitzt.

Osterbräuche im Lungau.

Das hohe Osterfest hat viele durch ihr Alter ehrwürdige Sitten und Gebräuche im Gefolge. Schon mit der Osterbeichte nehmen diese ihren Anfang. Am Beichttage wird ein besseres Essen, wobei auch die Beichtkrapfen nicht fehlen dürfen, aufgetischt. Von diesem Tage an beginnt das strenge Fasten und es kommt bis Ostern kein Fleisch, sondern nur Fastenspeise, vor allem die bekannten Fastenknödel mit Einbrennsuppe, auf den Tisch. Am Palmsonntag ziehen die jungen Burschen mit den reich mit Buschen und Bändern geschmückten Palmbesen in die Kirche. Nach der Palmweihe eilen sie sofort nach Hause und gehen dreimal mit dem Palmbesen um das Haus. Dafür erhält der Träger von der Hausfrau einen frischgekochten Eierschmarrn zur Belohnung.

In den letzten drei Tagen der Karwoche ist womöglich allgemeiner Kirchenbesuch mit Stundgebet vor dem heiligen Grabe. Der Karfreitag wird im ganzen Gau als Feiertag mit strengem Fasten gehalten.

In der Früh wird nüchtern zur Kirche gegangen und bis zum kärglichen Mittagessen kein Bissen genossen. Am Karsamstag um 7 Uhr früh versammelt man sich mit Laternen und Fackeln zur Feuerweihe. Ein Wald von Zaunstecken, die an einem Ende gespalten und mit quer hineingesteckten Holzspänen versehen sind, wurde von den Burschen aus der Umgegend herbeigeschleppt. Sobald der Priester das Feuer geweiht und den Ort verlassen, werden die als Fackeln dienenden Zaunstecken mit den leicht entzündbaren Holzspänen kreuzweis über das Feuer gelegt und solange liegen gelassen, bis das eine Ende der Fackel zu Kohle verbrannte. Ist die Fackel genügend angebrannt und die geweihte Kerze in der mitgebrachten Laterne angezündet, so wird der Heimweg angetreten. Dieses Geschäft obliegt meist dem Halterbuben, während die Hausdirn das an diesem Tage geweihte Taufwasser, die „Cataf", zu besorgen hat. Am Karsamstag beginnt um 12 Uhr der Feierabend. Am Nachmittag nimmt der Bauer einen Palmzweig, ein Stück von der geweihten Fackel und ein Gefäß mit Weihwasser. Er begibt sich damit (zur Besprengung der Wintersaat) hinaus aufs Feld, wo er den Palmzweig und die geweihte Fackel inmitten des Kornfeldes einsteckt und mit dem geweihten Wasser den Acker besprengt.

Indes beschäftigen sich die Knechte mit der Herrichtung des Osterfeuers. Sie tragen das nötige Holz an eine möglichst sichtbare Stelle, indem man von der Ansicht ausgeht, daß das Osterfeuer die Wintersaat bescheinen soll, worauf man schon beim Aussuchen des Platzes Rücksicht nimmt. Der fertige Holzstoß wird bis Mitternacht stehen gelassen, jedoch beaufsichtigt, damit kein Unberufener ihn vor der Zeit anzünde.

Gewöhnlich werden an diesem Tage auch die zu Ostern gebräuchlichen Spenden, Brot und Eier, durch die Bäuerin verabreicht, wobei jeder der Dienstboten einen Laib Brot, Vollbrot genannt, und eine Anzahl gefärbter Eier ausgeteilt erhält. Eine höchst eigenartige Überraschung erwartet den Uneingeweihten in manchen Häusern am Abend nach eingenommenem Nachtmahl. Es werden nämlich vier Rosenkränze in vier verschiedenen Stellungen gebetet. Diese vier Rosenkränze werden nach der Art ihrer Verrichtung der kniende, der stehende, der gehende und der sitzende genannt. Beim ersten Rosenkranz kniet man um den Tisch, beim zweiten steht man davor, beim dritten wird der Tisch in die Mitte der Stube gerückt und betend um ihn herumgegangen und beim vierten sitzt man an den Bänken hin.

Nach dem Gebete begeben sich die Hausbewohner vorzeitig zur Ruhe, denn um Mitternacht heißt's wieder auf. Ist diese Stunde nahe, so erhebt sich alles vom Lager, kleidet sich rasch an und eilt hinaus ins Freie, um den Holzstoß anzuzünden; dazu werden geweihte Sachen, besonders Palmzweige, verwendet. Die Böller werden herbeigeschafft und geladen. Es dauert nicht lange, so lodert das Feuer lustig empor und die ersten Böllerschüsse werden hinausgesandt in die stille Nacht. Nun wird's lebendig. Bald da, bald dort blitzen neue Lichter auf und entwickeln sich zu mächtigen Flammen, die Böller erdröhnen von allen Seiten und feierliche Gesänge erschallen durch die Luft. Von einer Anhöhe aus betrachtet, erglänzen die Täler in einem Lichtermeer und das dumpfe Dröhnen der Böller dringt aus nah und fern an das lauschende Ohr. Fast jeder Bauer und Kleinhäusler entzündet sein Osterfeuer. Und wenn er sonst nichts hat, so nimmt er ein Bündel Stroh und den Palmbesen vom vorigen Jahr, geht damit aufs Feld, steckt beides an einen Pfahl und setzt es in Brand. Zahlreiche Osterfeuer durchleuchten die Nacht und die letzten Schüsse verhallen erst beim Aveläuten um 4 Uhr früh. Viele Leute versammeln sich auch in der Osternacht, um gemeinsam mit brennenden Kerzen in der Hand, laut betend, von einer Kirche zur anderen zu ziehen.

Am Ostermorgen begeben sich die Hausbewohner zur Frühmesse. Nur die Bäuerin bleibt zu Hause, mit dem Herrichten des Festessens beschäftigt. Das erste, das nach Beendigung des Gottesdienstes wieder daheim anlangt, erhält von der Hausmutter einen frischgebackenen Krapfen, der das „Rennkrapfel" heißt. Bei der Mahlzeit wird zunächst die „Weih", nämlich die an diesem Tage geweihten Speisen, als Fleisch, Eier, Butter usw., aufgetischt. Dann kommen die eigentlichen Speisen an die Reihe. Als eines der letzten Gerichte stellt die Bäuerin eine volle Schüssel Krapfen auf den Tisch. Hiebei ist es nun üblich, daß jeder Knecht mit der ihm zugeteilten Magd einen Krapfen auseinanderreißt, so der „Moa"[1]) mit der „Moadirn"[2]), der „Oxa"[3]) mit der Viehdirn, der Halter mit der Sennerin usw. Jeder der Dienstboten erhält dann zum Schlusse noch eine Anzahl Krapfen, wofür sie sich bei dem Bauer und der Bäuerin bedanken mit den Worten: „Vergelts Gott, Vata! Vergelts Gott, Muatta!"

Vor Zeiten war nach dem Mittagessen am Ostersonntag das Gonisrennen[4]) im Brauch, ein Gesellschaftsspiel, das leider nur mehr selten aufgeführt wird.

Eine weitere eigenartige Sitte der Osterzeit ist das „Weihgeah", d. h. ins Weihessen gehen. Schon vor Ostern laden die Bauersleute Verwandte, gute Bekannte, vor allem aber die God'nkinder in „die Weih". Dazu wird der Ostermontag oder der -dienstag, wohl auch der Weiß- oder Kleinostersonntag ausersehen. An einem dieser Tage begeben sich die Geladenen, die „Weihgeahra", in das betreffende Haus. Der Schicklichkeit halber, damit sie nicht mit leeren Händen kommen, bringen sie auch ein Geschenk, wie Semmeln, Kaffee, Zucker u. dgl., für den Gastgeber mit. Die „Weih" besteht gewöhnlich aus kalten Speisen, als: geselchtem Fleisch, Kuchen, Krapfen, Eiern, daneben wird wohl auch Eierkuchen und Kaffee aufgetragen. Einen Teil des Gebotenen trägt der Weihgeher in ein Tüchel gebunden als „Weihpackl" nach Hause.

Eine Zierde des Familientisches bildet in der Osterzeit die Weihbutter. Diese wird in der Regel turmartig, künstlerisch ausgestaltet und mit natürlichen oder gemachten Blumen geschmückt.

So bleibt dieses schöne Fest mit seinen besonderen Eigenheiten in Sitte und Brauch noch lange in der Erinnerung des Volkes erhalten.

Michael Dengg.

[1]) Erster Knecht. — [2]) Erste Dirn. — [3]) Zweiter Knecht. — [4]) Gonis = das Männchen der Gans.

Der Maibaum.

Der Kirchturm und der Maibaum sind die weithin sichtbaren Wahrzeichen eines Flachlanddorfes. Der letztere wird alljährlich unter nicht geringer Arbeit und Anstrengung der Burschen meist am ersten oder zweiten Sonntag im Mai aufgestellt. Bei diesem Treiben spielt die Musik ihre flotten Weisen; steht der Baum eingeschüttet und eingekeilt senkrecht da, dann folgt eine Salve aus den schweren Prangerstutzen, daß rollend das Echo von den Gehängen nachhallt.

Wir treffen den Maibaum in Liefering, Wals, Maxglan, Grödig, Oberalm, Anthering und zahlreichen anderen Orten des Salzburger Vorlandes. Der Baum ist eine geschälte Fichte, aber nicht ein einziger Stamm, sondern mehrmals geschäftet, so daß er oft eine Länge von 20 und mehr Meter erreicht. Will man etwas Besonderes haben, so bemalt man ihn, ähnlich wie einen Fahnenschaft, in rotweißer Schraube. Gegen die Spitze hin wird er immer dünner und diese selbst ist mit einem grünen Fichtenwipfel, von dem schmale, bunte Bänder im Winde flattern, geziert. Hie und da ragt über den Wipfel noch ein aus Blech geschnittener Hahn. Am dünneren Ende befinden sich dann einige den Stamm umfassende Rundkränze; diese sind aus grünem Fichtenreis geflochten, mit Woll- oder Papierblumen geziert und mit Draht befestigt. Dann folgen noch mehrere andere Beigaben, die des Baumes Schmuck bilden; zunächst sind unentbehrlich zwei ausgestopfte bäuerliche Puppen, der „Hansel" mit der Zipfelhaube oben, die „Gretel" im Kopftuch unter ihm; hierauf folgt ein kleines, aus Holz gedrechseltes Faß; der Rechen mit der Sense oder auch mit dem Dreschflegel gekreuzt, endlich die aus Blech geschnittene Jahreszahl, die zwischen zwei vom Baume abstehenden Leisten eingerahmt ist, vervollständigt das Ganze. In verschiedenen Abständen sind kleine rotweiße und schwarzgelbe Zierfähnchen eingefügt. Dazwischen aber hängen oft, leicht befestigt, zwei, drei oder vier Bestfahnen; deren Fahnentüchlein ist Seide, außerdem trägt jede ein kleines Lederbeutelchen mit Silbermünzen, wenn die Geldstücke nicht blank auf die Fahne aufgenäht sind.

Nach Aufstellung des Baumes geht es ans „Baumkraxeln". Eine Schar vierzehn- bis sechzehnjähriger Buben steht hiezu schon bereit, alle

in der sicheren Hoffnung, sich ein blinkendes „Best“ zu holen. Doch so leicht ist das Ding nicht. Rock und Weste, wie Schuhe und Strümpfe werden abgelegt. Jetzt fängt einer an; fest stemmen sich die Schenkel gegen den Stamm, mit aller Kraft ziehen und halten die Arme und so

Maibaum im Vorlandsdorfe.

gelingt es ihm, drei bis vier Meter hoch zu kommen; da macht er eine kleine Pause und, „rutsch“, saust er wieder zur Erde herab. Der Stamm ist nämlich sehr glatt, denn er wurde bis zum ersten Drittel ordentlich eingeseift, um das Klettern zu erschweren. Die Buben tauchen die Hände wohl in Staub, Asche, Sand u. dgl., um doch wenigstens einigen Halt zu gewinnen. Gar manche wagen noch einen Versuch, doch er-

folglos und blitzschnell gelangen sie wieder auf den Boden. Endlich gelingt es einem unter lautem Zuruf der Leute, die Höhe des ersten Fähnchens zu erreichen, dieses auszuziehen, und stolz fährt er mit seiner Beute herab, wo ihn lebhafter Beifall empfängt. Dies reizt aber wieder andere, ihre Kräfte zu versuchen; immer stürmischer werden die Rufe der Menge: „Laß nöd nah! Nöd auslassen! Hab dö! Hat's schon!“ und so wird schließlich auch das dritte und vierte Fähnchen herabgeholt.

Über den Ursprung des Maibaumes erzählen sich die Laufener Schiffer folgende sinnige Legende. Als Christus von den Toten auferstanden war, wurde er von seinen Feinden neuerdings aufs heftigste verfolgt. Er verbarg sich unter einem blühenden Baum. Rings um ihn standen die Bäume in vollster Blütenpracht und neigten ihre Äste tief zur Erde. Auf diese Weise verloren die Verfolger jede Spur und der Herr entkam ihnen. Zur Erinnerung daran habe man dann in den Dörfern grünende Maien gesetzt.

's Heumåhdág'sang.

D'Sengs übá d'Ochsl,
'n Kumpf[1]) ás dá Seit,
Raismár aui ás d'Wiesen,
Mir Heumåhdáleut.

Wann má d'Sengs á so schwingán
Und d'Mahd umidráhn,
Wißt's es, daß már 'n Taod
Sánö G'hilfen áft hán!

Dö zaunsperren Ranken[2])
Und d'Blüemel danöbn,
Rutengsund und voll Saft,
Müeßen's Löbn hergöbn.

Oft iebl á Blüemel
Das stiribt nöt gern,
Und i glaub, daß d' ás bitten —
Wann's kinnát! — kunntst hern.

Dö zinnliechten Záherl[3])
Siegst schwimmár in Augn;
Weil iehm's Löbn nu so wohl dád
Und 's Blüehn á so taugn! —

Ös Blüemel, ös armá!
Ös habts es zwie mir;
Denn oft eh más umtraun[4]) —
Steht dá Toad vo dá Tür —

Dámált[5]) an, und wannst fraist[6]):
Wer is daust? sait[7]) er —: I!
Und dasell[8]), das ihm astuet,
Föllt um und is — hi'.

Awa drest már is ná[9]),
Wird so lang nöt hergehn,
Stehn már all wieder ás
Und blüehn dreimol so schen!

Franz Stelzhamer[10]).

[1]) Behälter für den Wetzstein. — [2]) mageres, trockenes Gras. — [3]) Tränen, licht wie gescheuertes Zinn. — [4]) enttrauen, vermuten. — [5]) anklopfen. — [6]) fragt. — [7]) sagt. — [8]) dasselbe. — [9]) Aber trösten wir uns nur. — [10]) Stelzhamer, einer der bedeutendsten Volksdichter, wurde am 29. November 1802 zu Großpiesenham im Innviertel (Oberösterreich) geboren. Er studierte in Salzburg von 1816 bis 1824 und verbrachte eine große Zeit seines Lebens in dieser Stadt. Stelzhamer starb am 14. Juni 1874 in Henndorf und liegt dort begraben.

Die Prangerschützen.

Zur Feier eines jeden größeren ländlichen Festes gehört auch, daß geschossen werde. Man schießt mit Böllern, kleinen Kanonen, Prangerstutzen, Gewehren und Pistolen. Fast in allen Dörfern des Flachgaues besteht die Gilde der Prangerschützen, die mit der eigenartigen Waffe, dem Prangerstutzen, ausgerüstet ist. Dieser ist ein Gewehr von 50—60 Zentimeter Länge; er besitzt das ansehnliche Gewicht von 10, 15 bis 20 Kilogramm. Das Rohr ist aus Glockenmetall oder Gußeisen; zum großen Teil haben die Stutzen Kapselzündung, nur vereinzelt findet man noch solche mit Steinschloßfeuer, in dem Falle sind sie meist alte Erbstücke, die sich schon viele Jahre im Besitze der Familie befinden.

Zum Laden des Stutzens benötigt man ungefähr $^1/_8$ Kilo Pulver, worauf ein Papierpfropf und Erde, in neuerer Zeit aber eigens geschnittene Holzpfropfen gesetzt werden. Der Knall dieser Waffe ist ungemein stark und unterscheidet sich wenig von dem Schusse aus einem kleinen Böller.

Bei den verschiedensten Anlässen, weltlicher und kirchlicher Art, finden die Schützen Gelegenheit, auszurücken und durch Abgabe dröhnender Salven das festliche Ereignis zu feiern. Auch in das Geknatter des Rauhnachtsschießens mischt sich mitunter der dumpfere Knall des Prangerstutzens.

Bei den kirchlichen Umgängen marschieren die Prangerschützen vor dem „Himmel", unter welchem der Priester mit dem hochwürdigsten Gute geht. Sobald die Prozession bei einem der im Freien errichteten Altäre stille hält, damit das heilige Evangelium gelesen werde, treten die Schützen aus dem Zuge, stellen sich 20—30 Schritte seitwärts davon auf und der Hauptmann befiehlt: „Laden!"

Kaum sind die Worte des Priesters: „A fulgure et tempestate“[1]), sowie jene des Chores: „Libera nos, Domine!“ verklungen und der sakramentale Segen gegeben, erschallt der Befehl „Feuer!“ und ein dröhnender Schuß weckt das Echo in den Wänden, dem folgt unmittelbar der zweite, dritte und so weiter, denn jeder Schütze in der Schützenlinie gibt einzeln seinen Schuß ab.

Beim Abfeuern stehen die Schützen in Grätschstellung, den Lauf des Stutzens legen sie auf den linken Arm auf, während die rechte Hand den Schaft erfaßt. Im Augenblick des Losdrückens macht der Schütze zugleich die Wendung nach rechts, um den Rückstoß abzuschwächen, der ihn sonst sicher zu Boden schleudern würde.

Nach Abgabe der Salve reihen sich die Schützen wieder in den Zug ein.

Bei anderen Gelegenheiten werden auch Dauersalven abgegeben, dabei muß der erste Schütze sofort wieder laden, um nach dem Schuß des letzten unmittelbar aufs neue abfeuern zu können, auch zu zweien oder dreien wird oft geschossen; will man aber eine besondere Knallwirkung hervorbringen, so feuern sämtliche Schützen in der Kette gleichzeitig.

[1]) Von Blitz und Ungewitter. — Erlöse uns, o Herr!

Oberndorfer Schifferbräuche.

Unter den hohen Festen im Kreislauf des Jahres begehen die Schiffer keines feierlicher als das Fronleichnamsfest. Am Vormittag während der festlichen Prozession erfolgt die schöne Sitte des „Himmelbrotschutzens". Es ist dies eine sinnige Weihe des Wassers. In dem Augenblicke, da der Priester nach dem Evangelium an der Brücke die im Sonnenlichte blitzende Goldmonstranze zum heiligen Segen erhebt, erscheint auf den Wellen der Salzach ein Schifflein. In diesem befinden sich vier, in die heimatlichen Landesfarben, rot und weiß, gekleidete Knaben. Sie tragen an den vier Enden ein mit zierlicher Stickerei reich verbrämtes „Schutztüchlein"; in dessen Mitte liegen vier Blumenkränzlein, deren jedes eine geweihte Hostie — das Himmelsbrot — umfaßt. Die Knaben schwingen die Hostien hinaus in die Fluten der Salzach. Mann nennt diese Handlung das „Himmelbrotschutzen" und will damit ausdrücken, daß Christus der Herr das Wasser segnen und die Schiffer bei ihrem gefährlichen Handwerke behüten möge.

Am Fronleichnamstage nachmittags ein Uhr versammelt sich die Schiffergarde in Oberndorf in Uniform und voller Bewaffnung und zieht, die Musik an der Spitze, am rechten Ufer der Salzach flußaufwärts. An der Abfahrtsstelle angekommen, besteigen die Schiffer acht bis zehn bereit stehende Schiffe; jedes Boot wird mit sechs bis acht Schützen bemannt; denn nun soll die Piratenschlacht aufgeführt werden. Schon früher haben sich die Piraten in einer schilfbewachsenen Bucht mit ihrem Schiffe verborgen. Diese Gesellen sehen abenteuerlich genug aus. Sie tragen kurze, schwarze Jacken, rote Hosen und geschorene Pudelmützen auf dem Kopfe, dabei sind sie mit Flinten, Pistolen und Dolchen bewaffnet. Bald kommen sie auf ihrem großen Schiffe aus dem Versteck hervor. Nun entwickelt sich während der Fahrt ein lebhaftes Feuergefecht, denn die Schützen sind eifrig bemüht, die Räuber zu verfolgen. Zwischen dem Geknatter des Einzelfeuers dröhnen die Salven der Schwärme und die Seeräuber werden nach und nach in die Enge getrieben. Die Fahrt, während der die Musik ununterbrochen fröhliche Märsche spielt, wird fortgesetzt bis in die

Altach. Unterhalb der Brücke werden die Räuber gefangen genommen; doch kaum sind die Schiffe gelandet, so entfliehen die Gefangenen und suchen neue Deckung. Sie werden aber von den Schützen verfolgt, umzingelt und festgenommen. Gefesselt durchziehen sie nun zwischen den Abteilungen der Garde den Markt, um endlich freigelassen zu werden. Damit hat das Schauspiel, das stets zahlreiche Zuschauer aus Bayern, aus der näheren und weiteren Umgebung Oberndorfs, insbesondere auch aus Salzburg herbeilockt, sein Ende.

Der Umzug des Samson.

Seit den ältesten Zeiten fällt im Lungau dem biblischen Helden Samson eine hervorragende Rolle zu; er bildet heute noch die Hauptfigur bei manchen Festzügen. Dies ist insbesondere der Fall beim Samson-Umzuge in Tamsweg, der alljährlich am Nachmittag des Fronleichnamsfestes gehalten wird. Bei diesem Umzuge wird der Samson im ganzen Markte herumgetragen.

Es ist dies eine Figur von ungefähr $5^1/_2$ Meter Höhe, so daß er weit über den ersten Stock der Häuser hinaufreicht. Am Leibe trägt er ein langes, lichtgelbes Unterkleid mit einer lichtblauen, an den Rändern bebänderten Jacke, über die linke Schulter herab ist ihm ein Krummsäbel umgehangen. Über dem wohlgenährten Gesicht glänzt ein versilberter Kriegshelm, von bunten Schwungfedern umwallt und vorne mit einem sternförmigen Spiegel verziert. In der einen Hand hält er den Schaft einer langen Lanze, in der anderen den bekannten Eselskinnbacken. In seinem hohlen Leib steht ein Mann, auf dessen Schultern das schwere Gerippe dieser Figur ruht. Der Träger des Riesen muß ein sehr starker Mann sein und beim Vorwärtsschreiten wohl acht geben, da er nur durch zwei am Unterkleid des Samson angebrachte Öffnungen etwas hinaussehen kann. Vom Träger des Riesen führt bis zum Kopfe der Figur eine eiserne Stange durch den hohlen Leib, mittels der das Riesenhaupt nach links und rechts gedreht werden kann.

An der Spitze des Zuges marschiert die Musik, der biblische Held ist vorne und rückwärts von einer Abteilung uniformierter Bürger als Ehrenwache umschlossen. Zu beiden Seiten begleiten ihn seine Edelfräulein, zwei weibliche Zwerge mit ungeheuern Köpfen; ihre Kleinheit hebt die Riesengestalt des mächtigen Gebieters um so mehr heraus.

Meister Samson beginnt seinen Ausflug mit einer achtungsvollen Verbeugung vor dem Amtsgebäude, dann zieht er zum Dechantshof, zur Wohnung des Bürgermeisters und vor die Häuser jener Bewohner, von denen er glaubt, daß sie Wohlgefallen an ihm haben.

Wenn der Samson vor einem Hause ankommt, hält der Zug und bildet um den großen Herrn einen Kreis. Die Musik beginnt mit einem Marsch und geht dann in einen steirischen Tanz über. Sobald Samson diese liebliche Weise hört, fängt der alttestamentliche, schwerfällige Herr mit würdevollem Schritte zu tanzen an, während die ihm kaum an die Knie reichenden Zwerglein um ihren Gebieter herumwalzen.

Der Tamsweger Samson.

Die Sage geht im Volke, daß dieser Samson ursprünglich in Wölting gewesen ist, dessen Bewohner einst von einem Erzbischof für die Tapferkeit, die sie in der Besiegung der Scharen der Margarete Maultasch bewiesen, das Samson-Privilegium erhalten haben. Wahrscheinlich aber ist er ein Rest der alten Prangaufzüge, denn im 17. und 18. Jahrhundert liebte man es, den kirchlichen Umzug am Fronleichnamstage durch Einführung biblischer Figuren besonders feierlich zu gestalten.

Nach Kürsinger.

Beim Preberschießen.

Unter den Bergen des Lungaues nimmt der Preber mit der Höhe von 2741 Meter den dritten Rang ein, denn nur das Hafnereck im Murwinkel und der Hochgolling überragen ihn. Der Preber gehört zu dem Tonschiefergebirge; er senkt seine riesigen Hänge schroff gegen Steiermark, seine sanfteren Ausläufer entsendet er in den Lungau. Der Fuß des Berges ist von prächtigen Fichten- und Lärchenwaldungen umgürtet, die Mitte zieren grasreiche Alpen, die im Sommer von munteren Herden belebt sind, und in seinem Schoße birgt er einen lieblichen See mit kristallreinem, quellfrischem Wasser, belebt von köstlichen Saiblingen, Forellen und Krebsen.

Von Tamsweg aus gesehen, stellt der Preber einen langen, allmählich ansteigenden Bergrücken vor. Für den Lungauer ist er zugleich ein Zeitweiser, denn wenn auf seinem Abhang der Schnee soweit geschmolzen ist, daß der Rest vom Tal aus in Kreuzform, das „Preberkreuz", erscheint, so ist der Tag der Ernte gekommen. Das Besteigen dieses Bergriesen geschieht ohne jegliche Gefahr. Schon im Aufstieg strömen dem Wanderer köstliche Wohlgerüche von zahlreichen würzigen Alpenkräutern entgegen. Besonders ist es der Speik, der auf den Bergwiesen im reichsten Maße blüht. Durch besondere Schönheit zeichnet sich dieses Pflänzchen wohl nicht aus, denn aus einer Blätterrosette erhebt sich der dünne, etwa fingerhohe Stengel, der an der Spitze eine unscheinbare gelbliche Blüte trägt. Gar mancher würde achtlos am Speik vorüberschreiten, falls der eigentümlich scharfe, angenehme Geruch, der besonders an der Wurzel haftet, nicht auf ihn aufmerksam machte. Einst war diese Pflanze ein nicht unbedeutender Handelsartikel. Wurzelgräber sammelten sie; in große Fässer verpackt, wurde sie dann im getrockneten Zustand über Triest und Venedig nach dem Orient, ja selbst nach Afrika, als Heilmittel und Räucherwerk, in den Handel gebracht. Heute verwendet der Bauer die Wurzel, um, vermischt mit Waldrauch, in den Rauchnächten Haus und Stall damit auszuräuchern. In Gesellschaft des Speiks findet sich die anmutige Nigritelle, vom Volke Blutströpfel

oder Kohlröfel genannt, eine der lieblichsten und wohlriechendsten Alpenblumen. Blutströpfel nennt sie das Volk nicht mit Unrecht, denn ihre dunkelroten, fast schwarzen Blüten leuchten aus dem Grün gleich solchen hervor.

Die Rundsicht vom Preber ist wunderschön. Der Blick schweift vom Hochgolling über den ganzen lungauischen Berggürtel, während im Osten das Auge weithin die steirischen Berge überschaut.

Auf halbem Wege liegt waldumsäumt der Preberseе, in seinen Fluten spiegelt sich im Norden das Haupt des Prebers mit dem Schneekreuze, im Westen die Spitze des Lerchecks. An seinen Ufern spielt sich zu Zeiten ein Schauspiel ab, das einzig in seiner Art ist, es ist dies das sogenannte Preberschießen, das bei besonders freudigen Anlässen von den Bewohnern Tamswegs veranstaltet wird. Am Morgen des Festes wimmelt es auf allen einsamen Steigen, die von der Tiefe herauf zum See führen, von fröhlichen Schützen. Auf einem freien Platze zwischen den Lärchenbäumen steht ein mit Ochsen bespannter Wagen mit Fässern und Eßwaren beladen. Schützen von Steiermark und Lungau lagern in Gruppen, während frohe Jauchzer die Neuankommenden verkünden.

Vorne am See da „duschts" schon, Schuß auf Schuß fällt und der Zieler jauchzt sich schier heiser wegen der vielen tief im Schwarz steckenden Schüsse.

Hart an dem Saum des Sees erhebt sich eine höchst einfache Schießhütte, daneben steht der lange Tisch mit den Einschnitten zum Schußzeug für Büchse und Ladung. Gegenüber am anderen Ufer des Sees sind die Scheiben auf einer vorspringenden Landzunge aufgestellt, ihr Bild spiegelt sich wider im ruhigen Wasser. Nicht auf die Scheibe, sondern auf ihr Abbild im Wasser zielt der Schütze und nimmt das tiefe Schwarze im Wasserspiegel fest ins Korn. Es knallt und drüben am Lande hinter der Scheibe hebt sich der österreichische Doppeladler plötzlich in die Höhe, schüttelt seine Schwingen und Böllerschüsse verkünden, daß ein tüchtiger Schütze das eiserne Näglein im Schwarzen durchschossen. Der Zieler erscheint, er macht die tollsten Freudensprünge und in die Klänge der Musik mischt sich der laute Jubel der anderen Schützen. Sie begrüßen den Wackeren, der stumm, den Arm auf den Kugellauf gelehnt, sich des glücklichen Meisterschusses freut. Neben dem Stande auf einer hohen, rotweiß bebänderten Stange

flattern wie zum Gruße die seidenen Preisfähnlein, mit glänzender Münze behangen.

Wenn die Sonne sich mehr dem Untergang neigt, da knallen die Schlußschüsse, unter rauschendem Trompetenschall werden die Gewinste verteilt und mit einem biederen Händedruck und „Pfüat Gott" scheiden die Schützen, um noch vor Einbruch der Nacht in die Tiefe des Tales zu gelangen.

Nach Kürsinger, „Lungau".

Ein Dutzend Vierzeiler aus dem Salzburger Land.

1. Bei uns tuats hålt vanã
En Anãn[1]) bringã,
Und åft tean mãr ã luſtögs
Liedl ſingã.

2. I kån nit ſchen ſingã,
Mia ſeit's jå en Hålš,
Hån ãn Strehn[2]) åhö g'ſchlundt'n,
Vãwick'lt ſö ålls.

3. En Summãr, en grean Wåld
Suach i allwöng mein Freud,
Wånn d'Vögei ſchen ſingãnt
Und dã Guggu ſchen ſchreit.

4. Hiaz ſchick i en plodãröſch'n[3])
Leut'n ãn Gruaß,
Sö wolnt ånnãrö wåſch'n,
Send ſelbm voll Ruaß.

5. B'fiat dö Got wiedãſeich'n
Is ã ſchens Wåſcht[4]),
Aſã b'fiat dö Got neamã ſeich'n,
Döš fölt mã håſcht.

6. A Spitzbua muaß's ſein,
Dear ãn Bauan vãråcht,
Wånn koan Baua nöt wã,
Wur koan Åckã nöt g'måcht.

7. Und ã Bauar ohnä Küah,
Und ã Broi ohnö Bia,
Und ã Bua ohnö Schneidt
Is döš Schlechtöſt, wås geit.

8. Schaut's, ſchaut's, wie's regnã tuat,
Schaut's, ſchaut's, wie's gießt;
Was ſtöllſt di denn her zu mir,
Wann's di vãdrießt.

9. 's Herz und dã Kopf
Håbnt oftmächtög ãn Streit,
Und dennert[5]) rennt oans
Ohne åndern nöt weit.

10. Af dã Heh in dö Berögn,
Då is ã ſchens Löb'n;
Biſt'n Himmöl viel nähã,
Ålš herunt in dãr Öbn.

11. An ehrlögs Geblüet
Und an aufrichtögs G'müet
Und ã Herzerl ã treu's:
Dås is d'Salzburgã Weiſ'.

12. A hoamtückiſch G'müet,
Und ã zaunmåtts Geblüet,
Und ã grundfålſchö Röd
Kennãn d'Salzburgã nöt.

[1]) den Andern. — [2]) Strähn, ein Wund Garn. — [3]) plauderhaften. — [4]) Wort. — [5]) dennoch.

Das Ranggeln.

Das Ranggeln ist eine der ureigensten Leibesübungen der Pinzgauer und alljährlich geben sich am 25. Juli die sehnigen Burschen dieses Gaues ein Stelldichein am Hundsstein, wo sie ihre Kraft und Gewandtheit gegenseitig messen.

Wenn man an diesem Tage morgens, ungefähr 9 Uhr, auf der vorgenannten Bergspitze steht, hört man von allen Windrichtungen frohe Jauchzer, die anzeigen, daß das kampflustige Volk nicht mehr fern ist. Bald steigen sie die Anhöhe herauf. Vom Norden kommen die schneidigen Loferer in ihrer kleidsamen Tracht; ihnen schließen sich die von Saalfelden, Alm und Hintertal an. Von Osten her erscheint Dienten, Goldegg und Gastein, von Süden Taxenbach und Rauris, alles schmucke Gestalten, denen man schon vom Gesichte ablesen kann, daß sie voll Kampfbegierde sind. Von Westen endlich tauchen die Burschen von St. Georgen, Bruck, Fusch und Ober-Pinzgau auf.

Haben sich die meisten Ortschaften, die zu erscheinen pflegen, eingefunden, so tritt ein Mann mit einer langen Peitsche unter die plaudernde Menge. Er schwingt die Peitsche erst über seinem Kopf, allmählich läßt er jedoch den Arm tiefer sinken, und da niemand mit ihr in unangenehme Berührung kommen will, weicht alles zurück. Ist auf die Weise der Ringplatz abgegrenzt, so werden die Schiedsrichter bekannt gegeben und der Ruf zum Kampf erschallt.

Diese Schiedsrichter führen im Munde des Volkes den Namen „Schermtax". Zu dieser Würde kommt nur jener, der durch viele Jahre hindurch sich auf dem Hundsstein den Preis erkämpft hat. Ihnen fällt die Aufgabe zu, in zweifelhaften Fällen zu entscheiden, beim Ringen selbst, wenn sie sehen, daß die Gegner in Zorn geraten, zu mahnen und den einzelnen im Kampfe zu ermutigen und Ratschläge zu erteilen.

Mit fröhlichem Jauchzer hüpft sofort eine Anzahl junger Kampflustiger im rupfenen Hemd, leinener Hose, die Strümpfe bis ans Knie über die Hose gezogen und ohne Schuh auf den Ringplatz und es beginnt jenes Ziehen und Zerren, jenes Drücken und Rücken, das sich nicht beschreiben läßt.

Wenn einer meinte, beim Ranggeln handle es sich nur um Anwendung der größtmöglichen Kraft, so wäre dies ein Irrtum. Kraft ist notwendig, Hauptsache aber ist List und Schnelligkeit. Es gibt auch gewisse Vorteile, „Würfe" genannt, die, zur rechten Zeit angebracht, dem Gegner eine sichere Niederlage bereiten. Damit aber, daß einer der beiden Ranggler auf dem Boden liegt, ist der Kampf noch nicht zu Ende. Gerade auf dem Boden beginnt oft die größte Schwierigkeit und Anstrengung, denn der Gefallene muß auch auf dem Rücken liegen und gar nicht selten kommt es vor, daß der auf dem Boden Liegende eine kleine Unachtsamkeit seines Gegners benützt und ihn unter schallendem Gelächter der Zuschauer zu Falle bringt.

Hat die Jugend sich ausgetobt, so betreten die Ranggler von Ruf den Platz. Da gibt's schwere Arbeit, denn unter ihnen gilt es, wer „Hagmoar" wird. „Hagmoar" wird aber nur jener, der in drei Ringkämpfen, die er mit allen, die ihn dazu auffordern, unternimmt, nie oder nur je einmal zu Falle gekommen ist. „Hagmoar" auf dem Hundsstein zu sein, ist für den Pinzgauer Ranggler die höchste Ehre, die er erreichen kann. Deswegen wird der Sieger, wenn er den letzten seiner Gegner überwunden hat, von allen Seiten mit Jubel begrüßt, sein Hut wird mit Federn geschmückt und der „Moar" ist Gegenstand der Bewunderung für jung und alt. Gar mancher Bauer schätzt es sich zur hohen Ehre, den „Hagmoar" in seinen Diensten zu haben.

Mit Benützung von J. Hutter, „Pinzgauer Ranggelfeste".
(Mtt. d. G. f. S. Ldkd.)

Umzug der Pongauer Tafelperchten.

Die Perchten.

Im Glauben unseres Gebirgsbewohners lebt die alte Göttin Perchta, die Prächtige, Glänzende als Frau Percht noch immer fort. Alljährlich erscheint sie gleichzeitig mit dem wilden Gjaid in den Zwölfnächten. Sie tritt aber in zwei, voneinander sehr verschiedenen Gestalten auf, einmal als lichtes, holdes, das anderemal als dunkles, unholdes Wesen und dementsprechend segnend oder verheerend in ihrer Wirkung. Besonders lebendig tritt uns der Glaube an Frau Percht in verschiedenen Gebräuchen entgegen, vor allem in den Perchtenumzügen des Pongaues und Pinzgaues. Entsprechend den zweifachen Eigenschaften der Percht gibt es schöne und „schiache" Perchten.

Besonders eigenartig sind die Pongauer Tafelperchten. Der Träger der Perchtenhaube ist in Pongauer Landestracht gekleidet; diese besteht aus der Kniehose aus schwarzem Leder, weißen oder blauen Strümpfen und grünem Raßrock. Um die Mitte trägt er den breiten, kielfederbestickten Gürtel und eine weiße Schürze, deren eines Ende aufgeschlagen ist. Das Merkwürdigste des Mannes ist aber die große Perchtenkappe. Ein bis drei Meter hohes Rahmenwerk wird von zwei übereinander über Eck gestellten Quadraten gebildet. Deren Vorderseite ist mit rotem Stoff überzogen, in der Mitte jedes Quadrates blitzt ein viereckiger Spiegel, der von silbernen Halsketten, Uhren, Schaumünzen, Anhängern, Rosetten aus Gold- und Silberflitter im reichsten Maße umrahmt ist. Die Rückseite bildet eine bemalte Leinwand, auf der meist ein Almabtrieb dargestellt wird. Die Spitze krönt eine aus Messingblech geschnittene Sonne, ein Stern oder eine Krone; das untere Ende erweitert sich haubenförmig und sitzt durch eine über den Rücken laufende Stütze fest auf dem Kopf auf. Außer dieser Tafelpercht gibt es noch Blumen- und Vogelperchten; bei jenem ist das Gestell mit frischen Blumen und bunten Bändern, bei diesem mit ausgestopften Vögeln und kleinen Säugetieren geschmückt. In der Rechten trägt die Tafelpercht einen blanken Säbel, zur Linken begleitet sie die „Gsellin", ein junger Bursche in der kleidsamen Tracht der Pongauerinnen. Einen furchterregenden Eindruck machen die

wilden Perchten. Über der gewöhnlichen Kleidung tragen sie ein grobleinenes Hemd und zum Teil sind sie in schwarze Schaffelle gehüllt. Besonders fällt aber die holzgeschnitzte Perchtenmaske auf. Diese zeigt grobe, menschliche Gesichtszüge, lange Zähne, Hörner, oft auch fabelhafte Tiere mit Schnäbeln, Borsten und beweglichen Kiefern vor dem Gesicht, fast nie fehlt die Teufelslarve. Alle haben an ihren breiten, ledernen Gürteln kleine und größere Schellen befestigt, einzelne tragen Gestelle am Rücken, in denen breite, gehämmerte Glocken, sogenannte „Rumpelglocken", hängen, die bei der geringsten Bewegung ertönen. Dem Perchtenzuge eigentümlich sind Wildschützen, Wurzelgräber, Scherenschleifer, Zigeuner, der Öltrager, der Narr und die Närrin, der Bär, Vermummte, deren Gewand aus der Bartflechte hergestellt ist, und der Schneider mit der Streckschere, der durch seine tollen Streiche zur Belustigung der Zuschauer beiträgt. Ernst und würdevoll schreiten die schönen Perchten einher, im wilden Ungestüm unter betäubenden Höllenlärm begleiten sie die wilden. Ist die Menge bei einem Gasthause angelangt, so wird Halt gemacht. Die Musikanten spielen einen Tanz im langsamen Walzergleichmaß und das Perchtenpaar dreht sich um sich selbst, dabei gleichzeitig mit den übrigen Paaren einen großen Kreis beschreibend. Da die hohe Kopfbedeckung jede raschere Bewegung verhindert, ist selbstverständlich der Tanz langsam und schwerfällig. Das Treiben der Perchten dauert von den Nachmittagsstunden bis zur untergehenden Sonne.

Ganz verschieden von den Pongauer Tafelperchten sind die Pinzgauer Perchten. Sie laufen in der Zeit von heiligen Dreikönig bis zum Faschingdienstag, und zwar nach einbrechender Nacht oft bis nahe an Mitternacht. Wegen ihres eigentümlichen Anzuges und ihres Tanzes werden sie auch „Tresterer" genannt. Gewöhnlich beträgt ihre Zahl 12 bis höchstens 18, darunter sind 6—10 schöne Perchten, die eigentlich den Tanz ausführen, die übrigen sind die „schiachen" Perchten, denen die Aufgabe zufällt, die Umstehenden auseinander zu halten, damit der Tanzplatz leer bleibe. In ihrem Aussehen gleichen diese wilden Perchten im großen und ganzen den früher beschriebenen Pongauer Perchten. Die Kleider der schönen Perchten bestehen in enganliegenden, buntfarbigen, kurzen Hosen, die mit Goldtressen oder Borten geschmückt sind, aus weißen, von roten, blauen oder grünen Bändern kreuzweise umwundenen Strümpfen und leichten Schuhen. Der kurze Rock, Spenser, ist gleichfalls enganliegend, von rotgeblumtem Stoffe mit aufgenähten

Goldborten. Die Hauptzierde der Perchten ist die Kopfbedeckung, ein rundes Strohhütchen, hierzulande unter dem Namen „Geinzl" bekannt, das mit Seidenzeug überzogen ist; darauf sind weiße, lange Hahnenfedern rechts und links sichelförmig aufgesteckt; vom Hute herab hängen rund herum über Gesicht und Nacken ellenlange, breite Seidenbänder von bunten Farben, die das Gesicht verdecken.

Die Mitte der Percht umschließt ein Ledergürtel, an dem rückwärts eine 4—6 Kilogramm schwere Metallglocke hängt. Diese, im Volksmunde „Zinngießer" genannt, wird auf dem Wege geläutet und es schallen oft 6—10 solche Glocken zusammen, so daß ihr Klang auf eine halbe Stunde Entfernung schon die Ankunft der Perchten verkündet.

Kommen nun die Perchten zu einem Hause, wo sie schon früher eingeladen und angemeldet wurden, so hüpfen zuerst die „schiachen" Perchten hinein, kehren aus und treiben verschiedene Späße, bis alles ruhig wird. Ist der Tanzplatz geräumt, so springt die Vorpercht, der Anführer, hinein, macht einige hohe Luftsprünge, trestert den ganzen Platz vor- und rückwärts, worauf sie den anderen Perchten ein Zeichen gibt, die nun alle hineinspringen und den Tanz, das Trestern, beginnen. Dieses Trestern geht ganz nach dem Tempo der Vorpercht. Ihr Erscheinen deuten sie mit schnell und im besten Gleichmaß vollführten Fußschlägen an. Sie bilden einen Kreis, in dem sie die herrlichsten Sprünge mit unglaublicher Genauigkeit und Schnellkraft vollführen, wobei ihnen die Schläge der Füße auf dem hölzernen Boden den sicheren Takt geben.

Ist der Tanz vorüber, so führt sie der Hauswirt in die Stube, wo er sie mit Bier und wohl auch öfters mit einem Essen bewirtet, denn er sieht die Perchten nicht ungern bei sich, da ihr Besuch nach einem alten Volksglauben ein fruchtbares Jahr bedinge.

Der Dürrnberger Knappen- oder Schwerttanz.

Der Knappen- oder Schwerttanz wird von den Knappen des Dürrnberger Salzbergwerkes bei besonderen Anlässen aufgeführt. Dieser Tanz ist nichts weniger als kriegerisch, wie man vielleicht nach seinem Namen vermuten möchte. Er stellt Gruppen dar, die verschiedene Einzelheiten aus dem Knappenleben „in der Grube und über Tags" veranschaulichen. Die Verbindung der einzelnen Tänzer untereinander wurde ursprünglich mit den Arbeitszeugen, den sogenannten Häuereisen, hergestellt. Da die Handhabung dieser Werkzeuge aber zu unbequem war, vertauschte man sie später mit Schwertern, woraus sich auch der Name Schwerttanz erklärt.

Auf den milden, schönen Rupertustag folgt eine herrliche, sternenhelle Nacht. Da hört man auf der Höhe des Dürrnberges auf einmal kriegerische Musik und das Auge sieht einen langen Zug der Bergknappen, begleitet von Fackelträgern, der sich wie eine feurige Schlange die steile Straße zur Kirche emporwindet. Es sind die Schwerttänzer, die auf der eigens hiefür aufgeschlagenen niederen Bühne den alten, geschichtlichen Schwerttanz aufführen wollen. In ihrer schmucken Berguniform — sie tragen schwarze Bergmütze, weißen Bergkittel und weiße Hose, rote Feldbinde, Bergleder und Schwert — sehen sie ungemein malerisch aus. Hinter der Knappenmusik schreitet gleich der Führer oder „Sergeant", wie er allgemein genannt wird. Er trägt die Bergfahne und ist durch eine breitere Feldbinde sowie durch einen großen rot-weißen Federbusch ausgezeichnet.

Nachdem die Knappen in Stirnreihe angetreten sind, grüßen sie mit den Schwertern, das ist die „Stellung und Begrüßung". Hierauf treten in Zwischenräumen je vier Mann vor, überschreiten die Bühne und reihen sich rückwärts gehend wieder ein. Diese Figur stellt das Aufrufen und Antreten in der Anstaltsstube vor, wobei jedem vor der Schicht seine Arbeit angewiesen wird. Der Führer, der nun die Fahne mit dem Schwert vertauscht hat, spricht:

„Kaum tönt das letzte Anstaltswort
Aus unseres Steigers Munde,
So fahret jeder an seinen Ort
Der Quer nach und der Runde."

Daran schließt sich ein Rundtanz, der übrigens nach jeder Figur wiederholt wird.

Aus dem Dürrnberger Schwerttanz.

Jetzt bilden sie mit den gegen den Boden gehaltenen Schwertern die Querhölzer des Tretwerkes, worauf der Führer spricht:

„Die Brücke ist erbaut,
Tanzt kühn auf ihrem Rücken,
Doch habet acht und schaut,
Es darf kein Schritt mißglücken."

Nun springt vom letzten angefangen jeder über die einzelnen ihm vorgehaltenen Schwerter. Nach dem Rundtanz wird die Brücke gebildet. In dieser Gruppe stehen beide Reihen der Tänzer mit dem

Rücken gegeneinander, ihre Schultern sind paarweise mit den Schwertern verbunden. Die Brücke geht in den Hauptstollen über, der so gebildet wird, daß bei Gegenstellung jeder sein Schwert unter einem Winkel von 45° in die Höhe hält, so daß auf diese Weise ein Stollen im Spitzbogenstil dargestellt wird. Vom Hintersten angefangen, fahren nun sämtliche Tänzer, der Führer voraus, durch diesen Stollen. Die Gruppe löst sich auf und stellt eine neue Figur, die man die Stolle nennt. Dabei wird von den Tänzern eine Leiter schräg aufgestellt und frei gehalten. Der Führer steigt hinauf und ruft:

„Mit mutiger Lust befährt
Der Bergmann diese Stolle,
Die Teufe ist bewährt,
Auf Schmund[1]) baut nur der Tolle."

Er setzt sich dann auf die Stolle nieder und fährt lustig herunter.

Die Tänzer formen hierauf eine enggehaltene Gruppe, den „Steigkasten". Sobald der Schacht gebildet ist, steigt der Führer durch ihn, die Füße auf die Schwerter einsetzend, ähnlich wie in der Grube hinauf; oben angelangt, spricht er:

„Der Kasten ist erstiegen,
Beim Wehrwerk will ich sehen,
Wie drang die Wässer liegen
Und am Himmel[2]) stehen."

Der Steigkasten zerteilt sich und geht in eine neue Gruppe, das Gerüst zu einem Haldensturz vorstellend, über.

Zwölf Mann bilden die Grundlage, auf deren Rücken vier Mann, die Pfeiler, stehen. In der Mitte der Gruppe spricht der Führer:

„Die Bürsten sind geschlagen,
Die Pfeiler sind gesetzt,
Mögen Stürme daran nagen,
Der Haldensturz bleibt unverletzt."

Ist dies gesprochen, springen die vier Mann herab und die Tänzer gruppieren sich zum Berg. Die Schwerter legen sie dabei auf die Schulter des Gegenüberstehenden und bilden so eine Art Bühne. Diese besteigt der Führer mit der Fahne in der Hand. Oben stehend,

[1]) lettiger Boden. — [2]) Decke der Salzkammer.

schwingt er sie, und indem die Gruppe vom bengalischen Feuer beleuchtet wird, ruft er:

„Der Freude höchster Jubel
Ertönt von diesem Stand,
Glück auf! Glück auf! Glück auf!
Den hohen Gönnern miteinand."

Den Schluß des Schwerttanzes bilden zwei Tanzfiguren, das „Flechten", das ist ein künstliches Verkreuzen der Schwerter unter sich und das „Überspringen", wobei jeder Tänzer über sein eigenes Schwert springt, ohne die Verbindung mit den übrigen aufzuheben.

Aus dem letzten Rundtanz entwickelt sich der „Schlangl"- (Schlangen-) Tanz. Dieser stellt die Ausfahrt aus dem Berge vor und belebt die Bühne so, daß man die dreifache Zahl der Tänzer vor sich zu sehen meint. Die Tänzer reihen sich hierauf wie zu Beginn des Tanzes wieder ein und ziehen mit klingendem Spiel unter Fackelbeleuchtung durch die dichte Volksmenge ab.

Nach J. Schießl.
(Jahresbericht des städtischen Museums 1865.)

Inhaltsverzeichnis.

a) Bilder aus der heimatlichen Geschichte und Kulturgeschichte.

Seite

1. Mein Alpenland. Adolf Bekk 5
2. Wovon uns der Rainberg erzählt. M. Hell 7
3. Salzburg zur Römerzeit. Hans Widmann, „Geschichte Salzburgs" . . 11
4. Der heilige Maximus. Eine Legende 15
5. Älteste Lebensbeschreibung des hl. Hrodbertus. Übersetzung aus der Vita S. Hrodberti Primigenia 16
6. Erzbischof Arno. (785—821.) Nach verschiedenen Quellen 18
7. Rudolf von Habsburg und Erzbischof Friedrich II. von Walchen. (1270—1284.) Nach Dr. H. Widmann, „Geschichte Salzburgs" 20
8. Die Ankunft auf der Burg. Aus „Minnedank" von Franz W. Scherer 23
9. Maimorgen im Walde. Aus „Garel von dem blüenden Tal" 25
10. Fischertag. Aus „Diemut" von Anton Breitner 26
11. Marteinslied. Der Mönch von Salzburg 30
12. Die Schlacht bei Mühldorf 1322. Nach verschiedenen Quellen 31
13. Zwei Fehdebriefe aus dem 14. Jahrhundert. Mtt. d. G. f. S. Ldkd.[1]) . . 33
14. Ein Lobspruch der Stadt Salzburg. Hans Sachs. Mtt. d. G. f. S. Ldkd. . 35
15. Die Hoftafel am St. Vinzenztage 1511. J. Th. Zauner, „Chronik von Salzburg" 37
16. Gott grüße einen ehrbaren Meister! Nach Zillner, „Stadtgeschichte" . 39
17. Der Handwerker. Ferdinand Sauter 42
18. Der lateinische Krieg. E. Richter 43
19. Der Bauernkrieg in Salzburg 1525 und 1526. Karl Hofinger 46
20. Wolf Dietrich als Bauherr. Stainhausersche Chronik 51
21. Wolf Dietrichs Ende. Nach Dr. H. Widmann und Dr. Franz Martin . 53
22. Graf Paris von Lodron, Fürsterzbischof von Salzburg. Nach Ludwig Schmued, „Neues vaterländisches Ehrenbuch" 57
23. Graf Lodron, der Schutzherr unserer Heimat zur Zeit des 30jährigen Krieges. Dückersche Chronik 60
24. Fürsterzbischof Paris an den Grafen Tilly. Mtt. d. G. f. S. Ldkd. . . . 62
25. Erzbischof Johann Ernst, Graf von Thun. Nach verschiedenen Quellen 63

[1]) Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde.

Seite

26. Eine altsalzburgische Landschranne. Mit Benützung der „Taidinge" von Siegel und Tomaschek 66
27. Der Einzug des Erzbischofs Franz Anton Grafen von Harrach. Fürst Friedrich Wrede 72
28. Die große Auswanderung. Dr. Jg. Rieder, „Kurze Geschichte Salzburgs" 75
29. Aus einem Exulantenlied. Mus.-Archiv 78
30. Ein Brief Mozarts an seinen Vater. Ludwig Nohl, „Mozartbriefe" . . 79
31. Der zwölfjährige Künstler. Hans Seebach 80
32. Aus schweren Tagen. Aus einem Tagebuch. Mtt. d. G. f. S. Ldkd. . . . 89
33. Das Abdankungspatent des letztregierenden Erzbischofs Hieronymus Grafen von Colloredo 92
34. Im Engpasse Lueg. Dr. Ferdinand v. Leutner 94
35. Der Kampf an der Halbstundenbrücke bei Taxenbach. Nach M. Ringlschwendtner. Mtt. d. G. f. S. Ldkd. 98
36. Im Frühling 1816. Nach Tagebüchern der Zeitgenossen. Mtt. d. G. f. S. Ldkd. 101
37. Als der Großvater die Großmutter nahm. Nach verschiedenen Quellen 105
38. Unser tapferes Artillerie-Regiment 110
39. Mein Kaiser. Anton Pichler 112
40. Die Allee der Toten. „Salzburger Volksblatt" 113

b) Natur- und Landschaftsbilder.

41. Kaisergruß. R. v. Strele 117
42. Das Kronland Salzburg. Konrad Lindenthaler 118
43. Die Stadt Salzburg. Nach verschiedenen Quellen 123
44. Die Schönheit der Stadt Salzburg. Hermann Bahr 130
45. Der Friedhof von St. Peter. Nikolaus Lenau 135
46. Hohensalzburg. Mit Benützung von H. Widmanns Geschichte Salzburgs 136
47. Rund um die Stadt. Nach Dr. A. Ruthner 139
48. Im Leopoldskroner Moor. Franz Schreiber, „Die Moore Salzburgs" . 142
49. Eine Blütenschau im Frühling. Nach Sauter, „Flora" 145
50. Was uns der Salzachschotter erzählt. P. Vital Jäger 148
51. Im Banne des Untersberges. Max Haushofer, „Alpenlandschaft und Alpensage" 155
52. Die Sage vom Kaiser Karl, wie sie gewöhnlich in Salzburg erzählt wird. Mtt. d. G. f. S. Ldkd. 158
53. Da Wäld. August Radnitzky 159
54. Auf dem Kamme eines Vorlandberges. Nach K. v. Strauß 160
55. Auf den Schafberg. Führer auf der Salzkammergut-Lokalbahn 164
56. Am Abersee. Viktor v. Scheffel, „Bergpsalmen" 167
57. Im Salzbergwerk. Nach Seb. Wimmer 168
58. Hallein. Nach verschiedenen Quellen 171
59. Abtenau. Ein Landschaftsbild 175
60. Die Liechtensteinklamm. Nach Dr. Eberhard Fugger 179
61. In einem Weltbad. Nach verschiedenen Quellen 181

Seite

62. Die Auffindung der warmen Quellen zu Gastein. Eine Sage 185
63. Eine Schneeschuhfahrt auf den Sonnblick. Nach H. Skofizh und Dr. Franz Tursky. Z. d. D. u. Ö. A. V.[1]) 186
64. Das Bergmännlein. Eine Pinzgauer Sage 189
65. Das Kaprunertal. Nach verschiedenen Quellen 190
66. Vögerl, der Eisspalter. Eine Sage. Mtt. d. G. f. S. Ldkd. 193
67. Eine Groß-Venediger-Besteigung. Konrad Lindenthaler 194
68. Die Krimmler Wasserfälle. Nach verschiedenen Quellen 199
69. Eine Wanderung über den Radstädter Tauern. Nach Kürsinger . . . 201
70. Was der Tauernwegmacher erzählt 205
71. Eine Perle der Gotik. Nach verschiedenen Quellen 207
72. Wind und Wetter in der Heimat. Nach Dr. A. Feßler, „Klimatologie von Salzburg“ 209
73. Salzburg in der Eiszeit. Nach R. v. Klebelsberg, Z. d. D. u. Ö. A. V. . 213

c) Volksleben und Volkswirtschaft.

74. Da Brotträga-Simmerl. Otto Pflanzl 215
75. Wenn da Lassöng kimmt. Marie Uray 216
76. Salzburger Marmor. Nach verschiedenen Quellen 217
77. Das Wiestal-Kraftwerk. Nach der Denkschrift der Stadtgemeinde Salzburg aus Anlaß der Eröffnung der Wiestal-Kraftwerke 219
78. Die Salzburger Spitzenklöppelei. Marie Posch. Mtt. d. G. f. S. Ldkd. . 222
79. Goldbergbau in den Tauern. Nach L. v. Mayde-Madiis. Mtt. d. D. u. Ö. A. V. und anderen Quellen 225
80. Der bäuerliche Garten 228
81. Unser Bauernhaus. Nach verschiedenen Quellen 230
82. Wann d'Sunn untageht. Sylvester Wagner 234
83. Auf der Alm 235
84. Marterl und Bildstöckl 239
85. Nachtwächterruf 243
86. Feldkreuz und Totenbrett 246
87. Aus dem Leben der Schiffer. Theodor Nißle 249
88. Stille Nacht, heilige Nacht. Theodor Nißle 252

d) Tracht, Sitte und Brauch.

89. Die Salzburger Volkstracht an der Wende des 19. Jahrhunderts. Franz Kulstrunk 256
90. Weihnachten im Gebirge 264
91. Die Sternsinger 267
92. Das Aperschnalzen 270

[1]) Kürzung für: Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereines.

Seite

93. Osterbräuche im Lungau. Michael Dengg 272
94. Der Maibaum 275
95. 's Heumähdag'sang. Franz Stelzhamer 278
96. Die Prangerschützen 279
97. Oberndorfer Schifferbräuche 281
98. Der Umzug des Samson. Nach Kürsinger, „Lungau" 283
99. Beim Preberschießen. Nach Kürsinger, „Lungau" 285
100. Ein Dutzend Vierzeiler aus dem Salzburger Land 288
101. Das Ranggeln. Mit Benützung von Hutter, „Pinzgauer Ranggelfeste". Mtt. d. G. f. S. Ldkd. 289
102. Die Perchten 291
103. Der Dürrnberger Knappen- oder Schwerttanz. Nach J. Schießl. Jahresbericht des städtischen Museums 1865 294

Verzeichnis der Bilder.

a) Vollbilder.

Seite

1. Salzburg im Jahre 1565. Nach einer alten Handzeichnung 35
2. Erzbischof Paris Graf von Lodron. (1619—1653) 57
3. Salzburg vom Mönchsberg 130
4. Sonnblickwarte mit Großglockner 186
5. Bauernhaus aus dem Pinzgau 230
6. Votivbild im Kreuzgang der Laufener Stiftskirche vom Jahre 1571 . . 252
7. Salzburger Volkstrachten um das Jahr 1800 256
8. Umzug der Pongauer Tafelperchten 290

b) Textbilder.

1. Zunftbild der Lederer vom Jahre 1615 40
2. Kardinal-Erzbischof Matthäus Lang von Wellenburg (1519—1540) . . 44
3. Erzbischof Wolf Dietrich von Raitenau (1587—1612, † 1617) 51
4. Schloß Hohenwerfen 54
5. Erzbischof Johann Ernst Graf von, Thun (1687—1709) 63
6. Eine Landschranne in Oberalm am Beginne des 18. Jahrhunderts . . 67
7. Erzbischof Hieronymus Graf Colloredo (1772—1803) 92
8. Der Paß Lueg um 1800. Nach einem alten Stich 95
9. Der Kampf an der Halbstundenbrücke bei Taxenbach. Nach einem Stich aus der Zeit 99
10. Aus Alt-Salzburg: Blick auf das Rathaus 127
11. Hohensalzburg, in alter Manier dargestellt 137
12. Im Torfstich 143
13. Anthering mit dem Haunsberg 161
14. St. Gilgen mit dem Schafberg 165
15. Hallein gegen Süden 173
16. Abtenau mit dem Tennengebirge 176
17. Wildbad Gastein 182
18. Kaprun mit dem Kitzsteinhorn 191
19. Krimml mit den Wasserfällen 199
20. Der Tauernfriedhof auf dem Radstädter Tauern 203

Seite
21. St. Leonhard bei Tamsweg 208
22. Salzburger Spitze als Zacke an einem Handtuch vom Jahre 1661 . . 223
23. Ein stilles Gäßchen in Alt-Hallein 243
24. Feldkreuz. — Totenbretter auf dem Wege nach Voggenberg 247
25. Aus Alt-Oberndorf 250
26. Der Maibaum im Vorlandsdorfe 276
27. Der Tamsweger Samson 284
28. Aus dem Dürrnberger Schwerttanz 295

c) Kopfleisten.

1. Der Rainberg. Vorgeschichtliche Funde 7
2. Auszug der Salzburger Ritterschaft 20
3. Ansicht von Mattsee 26
4. Mühldorf um die Mitte des 16. Jahrhunderts 31
5. Radstadt um die Mitte des 16. Jahrhunderts 46
6. Befestigung und Soldatentypen auf dem Kapuzinerberg. Zeit des 30jährigen Krieges 60
7. Auszug salzburgischer Emigranten 1732 75
8. Mozart 79
9. Salzburgisches Bürgermilitär um 1800 101
10. Salzburger Bäckerladen in der Gstättengasse 105
11. Blick von Liefering gegen Salzburg 139
12. Salzachauen bei Hellbrunn 145
13. Der Birnbaum auf dem Walserfelde 155
14. Einbaum auf dem Abersee und Ochsenkreuz 167
15. Der Kamm des Tennengebirges 171
16. Der Groß-Venediger 194
17. Wegmacher auf dem Radstädter Tauern 205
18. Salzburger Spitzenmuster 222
19. Leben auf der Alm 235
20. Lieferinger Aperschnalzer 270
21. Prangerschützen in Aigen 279

K. k. Univ.-Buchdruckerei Karl Gorischek, Wien V.